Graf Lowzinski.

Polnische Novelle

von

August Lewald.

„Bedenkt der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stuk von Pohlen oder von der Moldau u. Walachey unser ehr und reputation in die Schanz schlagen."

Maria Theresia an Kaunitz.

v. Hormayr, Taschenbuch der vaterl. Geschichte, auf 1831.

Hamburg, 1832,
bei Hoffmann und Campe.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi

Den Stoff zur folgenden Novelle bot mir eine Episode in **Louvet's** berüchtigtem Romane. Ich durfte annehmen, daß er dem größten Theile der Lesewelt, den Damen und der Jugend, unbekannt sey — er ließ sich so rund aus dem verrufenen Buche herausschneiden — er hatte endlich in diesem Augenblicke noch ein zeitgemäßes Interesse — so daß ich mich gern entschloß, ihn auf meine Weise nachzuerzählen. Ich will mich jedoch feierlich verwahrt haben, wenn sich durch dies Werkchen Jemand angeregt fühlen sollte, seiner allerdings unreinen Quelle nachzuspüren, und schließe mit der Versicherung, daß es, von der unschuldigsten Art, keine Spur Derselben an sich trägt.

L.

1.

Durch die prächtige Krakauer Vorstadt in Warschau rollte ein Staatswagen, dessen Kutscher und Bediente in glänzenden Livreen von dem vornehmen Stande seines Besitzers zeugten, und vor ihm her sprangen zwei bärtige Fackelträger, um in der finstern Nacht, die überall herrschte, den Kutscher auf die Unebenheiten des Pflasters aufmerksam zu machen. Jetzt hielt die Karosse vor einem hohen Portale, die Fackeln wurden gegen die Säulen gestoßen, daß die Funken stoben,

und ein dicker Qualm sich weithin verbreitete, eine helle Glocke ertönte, der Dienerschaft die Ankunft ihres Gebieters anzukündigen, und die wehenden Kerzen auf hohem Silberleuchter, schritt der Kammerdiener dem jungen Grafen Lowzinski voran, ihn in seine Gemächer geleitend.

Sowohl der glänzende Anzug, so wie die innere Bewegung des schönen Jünglings mußte jedem Beobachter wohl auffallen, das Räthsel ist aber gelöst, wenn wir dem geneigten Leser nicht länger vorenthalten, daß Casimir von Lowzinski so eben den Pallast des Marschalls Pulawski verlassen hatte, wo das Fest seiner Verlobung mit der Tochter des Hauses, der himmlischen Gräfin Lodoiska, sich bis tief in die Nacht erstreckte.

Lowzinski sah sich als Jüngling bereits am Ziele aller seiner Wünsche. Reich und der vornehmsten Familie des Landes angehörig, war sein Loos schon von dieser Seite das Beneidenswertheste, allein der gütige Himmel hatte dem jun-

gen Grafen noch mehr Glück beschieden. Er war schön, liebenswürdig ausgestattet mit mannichfachen Talenten, und zu allem diesem gesellte sich noch die Zuneigung der jungen Gräfin Lodoiska, die der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung war.

Der alte Marschall war ein Mann von den strengsten Grundsätzen; einer der rauhen Republikaner, wie sie seit der entschwundenen Römerzeit nur noch in Polen anzutreffen waren; seine Strenge konnte, wenn es dem höchsten Zwecke, dem Glücke des Vaterlandes galt, bis zur Härte, bis zur Unmenschlichkeit getrieben werden, und alles Andere mußte sich jenen wichtigen Interessen unterordnen.

Es war der kritische Zeitpunkt herangenaht, der die Nachsamkeit der Patrioten mehr als je anfeuerte. Die Gränzen des Reiches schienen von den Nachbaren beunruhigt, des mächtigen Rußlands Einfluß erfüllte mit Bangigkeit, und Alles kündigte die furchtbare Katastrophe an, die

maßung, daß der Ernst der folgenden Tage wohl für dergleichen freudige Ereignisse keine hinlängliche Muße gestatten würde.

2.

Entkleidet saß Casimir Lowzinski in seinem Schlafzimmer und dachte seines Glückes, seiner holden Braut und des folgenden Tages, wo auf der Ebene bei Wola Polens neuer König von der Nation gewählt werden sollte. Oft hatte er sich früher gedacht, wenn ihn seine Landsleute auf den Thron berufen würden, wie glücklich es ihn machen könnte, sein ganzes Leben dem Glücke und der Ruhe des geliebten Vaterlandes zu widmen. Heute erfüllte es ihn mit einem innern Grauen, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß auf ihn, den mächtigen, reichen, vielversprechenden Magnaten, diese Wahl fallen könnte. Nach einem andern Ziele waren seine sehnsüchtigen Blicke hingerichtet, in Lodoiskas Armen, in dem Kreise holder Kinder, sah er das einzig für ihn

zu erringende Glück, kein andres schien ihm die weite Erde bieten zu können.

Aus diesen Gedanken weckten ihn die Tritte eines Dieners, der einen Fremden meldete, welcher in einer Reisecalesche so eben angekommen war und den Grafen zu sprechen wünschte. Er wollte so eben nach dem Namen des Fremden fragen lassen, der bei so ungelegener Zeit seinen Besuch zu machen kam, als die Thür aufgerissen wurde und, den Mantel abwerfend, der junge Stanislas Poniatowski auf ihn zutrat und den Diener fortzugehen befahl. Eine lange Umarmung folgte dem ersten Wiedersehen, und besorgt führte Lowzinski seinen Jugendfreund zum Sopha, da aus dessen Zügen Verstörtheit blickte, und eine Todtenblässe, wie von großer Abspannung, sich über das schöne Gesicht verbreitet hatte.

„Freund meiner Seele," fing Poniatowski an, nachdem er zu Athem gekommen war, „du siehst mich hier vor dir mit einer seltsamen Bitte, die du deinem innigsten Freunde nicht abschlagen

wirst. Deine Stimme ist mächtig und viele werden sich ihr anschließen, darum gieb sie mir morgen auf dem Wahlfelde, wenn der Reichstag sich versammeln wird, um Polen einen König zu geben. Wisse, daß ich großen Anhang habe, daß mich eine mächtige Parthey hält, und daß wenn meine Sterne nicht lügen, der goldene Reif der Piasten sich um meine Schläfen schlingen wird."

Lowzinski starrte den Sprechenden an und war keines Wortes mächtig. Sein Freund, ein armer Edelmann, der bereits lange das Vaterland verlassen hatte, und am russischen Kaiserhofe mit einer Kammerherrnwürde belohnt worden war, mit einer glühenden Liebe für Künste und Wissenschaften begabt und von einem guten Gemüthe, ein recht anmuthiger Höfling, schön an Körper und voll geselliger Talente, was sollte der auf dem Throne und welch ein Ende müßte das nehmen, wenn er ihn gerade jetzt bestieg? Diese Gedanken zogen schnell in Lowzinski herauf und seine Ueberraschung ließ ihn nur die Worte

hervorbringen: „Woher, Stanislas, kommt dir dieser Ehrgeiz? Nie hätte ich geglaubt, daß du so hoher Gedanken dich vermessen würdest!“

„Nenn' es nicht Ehrgeiz, Casimir,“ erwiderte Poniatowski, „wir werden von den Wellen getragen und nur der Ungeschickte geht unter. Ich habe den festen Willen, dieses Land zu beglücken; die herrliche Nation soll durch mich eine vollendete Bildung erhalten; an den Ufern der Weichsel sollen die Künste blühen, in Warschau werden sich Gelehrte, Forscher aus allen Ländern versammeln, Bauwerke und Statuen sollen rings erstehen und als sprechende Denkmale von Poniatowski's Regierung den Folgezeiten Meldung thun. Gleich den großen Medicäern wird mein mildes Scepter“ —

„Halt!“ unterbrach ihn hier lächelnd Lowzinski, „du sprichst mit solcher Gewißheit von deinem Scepter, als wärest du schon Rex Poloniae et magnus dux Lithuaniae.“ — „Und warum soll ich es dir nicht gestehen,“ rief Poniа-

towski, „in den vielen Jahren, daß wir uns nicht sahen, haben sich meine Verhältnisse mächtig geändert. Freund, du weißt, wie unsere Nachbaren den Augenblick zu erhaschen suchen, aus unserer Uneinigkeit, die täglich wächst, den größten Nutzen zu ziehen. Nur ihre eigenen Zwistigkeiten sind Schuld, daß wir ihnen noch nicht als Opfer fielen — handeln sie einmal im Einverständnisse, so hat Polen aufgehört zu seyn. Darum ist es nöthig, dem wichtigsten dieser Feinde, dem mächtigen Rußland den größten Einfluß einzuräumen, und dieser Augenblick ist der günstigste hiezu. Wisse es denn, daß die heilige Uneingeschränktheit der Wahlen diesmal verletzt ist, und daß Rußland dem Vaterlande einen König geben wird — und daß ich dieser König seyn werde. Bebe nicht zurück — es ist kein Verbrechen. So wie unsere Voreltern die Freiheit der Wahlen mit aller Macht aufrecht zu halten streben mußten, eben so müssen wir nun, um das Vaterland zu retten, unserm mächtigsten Feinde die-

sen Einfluß gestatten. Rußland kann den durch ihn eingesetzten König nicht sinken lassen und wird seine ganze Kraft aufbieten, ihn und das Reich in Ansehen zu erhalten. Friede wird innerhalb seiner Gränzen herrschen und Poniatowski wird alle seine frommen Wünsche erfüllt sehen. Glaube mir, es ist der einzige Weg, Polen zum Glücke zu führen."

Lowzinski stand ihm staunend gegenüber; die sichere Festigkeit, mit welcher Poniatowski jene Worte sprach, und die geheimen Machinationen, in die er ihn blicken ließ, machten ihn verstummen. „Würde ich dich weniger gut kennen, theurer Freund, ich spräche dir von deinen Vortheilen, von den Würden und Auszeichnungen, die dich erwarten. Du wirst der nächste dem Throne seyn, wie du stets der Nächste meinem Herzen warst. Du sollst den größten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte haben, du sollst mir rathen, und ich werde deinem Rathe das willigste Gehör leihen. Doch diese Aussichten werden dich nicht

blenden und können dir nur dadurch wünschenswerth seyn, daß du zum Glücke des Landes beitragen wirst, mein Freund, mein Bruder!"

Eine lange Umarmung folgte diesen Worten. Der Tag war angebrochen, schon zogen die Landboten, vom strömenden Volke begleitet, zum Wahlfelde, und nach eingenommenem Frühstück begaben sich auch die Freunde, auf verschiedenen Wegen, dahin.

3.

Die große Ebene bei dem Dorfe Wola, nahe der Hauptstadt, war mit Menschen erfüllt, die nicht blos die Zeremonie mit anzusehen gekommen waren, sondern an der Wahl des Polenkönigs selbst thätigen Antheil nehmen wollten. Es ist bekannt, daß die Verfassung es jedem einzelnen Landboten gestattete, durch sein furchtbares „nie pozwolem!" dem bereits erwählten Monarchen den Weg zum Throne zu versperren. Einstim-

migkeit war bei der Wahl unerläßlich. Wie tumultuarisch es bei solchen Veranlassungen herzugehen pflegte, ist daher leicht einzusehen.

Das Sprüchwort: „es geht zu wie bei dem polnischen Reichstag," ist jetzt noch gebräuchlich, obgleich er selbst lange schon aus den Kalendern der Politik gestrichen ist. Am ersten Tage der Reichsversammlung wurde gewöhnlich nichts entschieden. Der Sturm der Meinungen und Leidenschaften war so groß, die Interessen durchkreutzten sich so regellos, daß es nicht möglich war, dieses Chaos zu ordnen und in großen Massen festzustellen.

Man ging auseinander, und suchte nun erst seinen Anhang zu vergrößern und um jedes Mittel sich dem Ziele zu nähern.

Der zweite Wahltag war erschienen, der Tumult schien beschwichtigt. Alle Interessen schienen sich vereinigt zu haben. Das Feld wiederhallte von dem Namen Stanislas Poniatowski, mächtige und geringe Edelleute hatten dem

jungen, liebenswürdigen, gebildeten Grafen ihre Stimmen gegeben.

„Wer ist, wie er, milde und gut? — wer vereinigt, wie er, tiefe Wissenschaft und Liebe zu den Künsten? wer hatte, wie er, Gelegenheit die tiefen Irrgänge der Diplomatik kennen zu lernen, da er der nordischen Semiramis — das wußte man überall — so nahe stand; und wird das mächtige Bündniß mit jenem Reiche, dessen Herrscherin sie war, unserm Polen nicht Schutz und Vortheil jeder Art bringen? und ist er nicht zum Thron berufen durch seine hohe Geburt? stammt sein Haus nicht von einem alten Fürstenhause in Italien und ist er nicht durch die Mutter mit unsern Czartoriski's verwandt? haben endlich seine Ahnen und seine noch lebenden Verwandten nicht die wichtigsten Aemter der Krone inne?" —

So hörte man alte Patrioten, junge Edelleute, Arme voll Hoffnung, Künstler und Krieger sprechen. Stanislas der Zweite! so rief's an al-

len Enden. Einige wenige Stimmen, die sich für den jungen Fürsten Czartoriski erhoben hatten, wurden übertönt und verstummten endlich ganz nach fruchtloser Bemühung sich vernehmbar zu machen. Die Wahl stand fest — Poniatowski war auf dem Punkte als Stanislas II. proclamirt zu werden. Da loderte plötzlich noch eine furchtbare Flamme auf, die das kunstvolle Gebäude einer fremden Politik zu zerstören drohete. Nicht aus dem Haufen des Volks — sondern aus dem Kreise, der sich von den höchsten Magnaten um den Primas des Reichs, den ehrwürdigen Erzbischof von Gnesen, gebildet hatte, ertönte mit donnernder Stimme das ernste Veto. Alle Köpfe waren dahin gedreht, alle Blicke hefteten sich auf den Ort, woher die Stimme gekommen war.

Ein heftiger Wortwechsel hatte sich dort bereits erhoben, mit Anstrengung nur war der junge, von allen gekannte Graf Casimir Lowzinski bemüht, den Marschall Pulawski, der voll des

höchsten Ingrimms den Einspruch gethan hatte, vor der eindringenden Menge zu schützen. Pulawski hatte den Säbel entblößt, ein Geschrei der Erbitterung folgte dieser Gewaltthat. Alsbald flogen hundert Säbel aus der Scheide und wurden mit wildem Geschrei in der Luft erhoben. Das Wahlfeld drohete ein Schlachtfeld zu werden. Die Bestürzung der Gutgesinnten war allgemein. Da sprang Adam Kralowski hinzu, den Pulawski früher auch nicht geschont hatte und verwundete ihn am Arme, dieser sank blutend zu Boden und während Lowzinski um ihn beschäftigt war und eilig eine Kutsche herbeigebracht wurde, löste sich der allgemeine Tumult in den Freudenruf auf: „Es lebe Stanislas der Zweite, König von Polen!“ —

4.

Während die Freudenkunde der Erwählung die Hauptstadt erfüllte und Alles sich anschickte, dem neuen Monarchen die angenehmsten Hul-

digungen darzubringen, lag Pulawski regungslos auf dem Bette, indeß Lodoiska und Lowzinski ihn mit inniger Theilnahme beobachteten.

Die Wunde war nur leicht nach dem Ausspruche des Wundarztes, und mehr schien es ein innerer Krampf zu seyn, als der Blutverlust, der den Marschall so sehr ergriffen hatte. Lowzinski konnte sich die Ursache denken. Er hatte seinem Freunde die Stimme nicht versagen können und war von seinem Schwiegervater bemerkt worden. Dieser Augenblick schien den glühenden Patrioten, der in dieser Wahl den Untergang des Reiches vorauszusehen glaubte, zur Verzweiflung zu reitzen. Mit bebenden Lippen und wild flammenden Augen donnerte er sein Veto und die Wuth schien ihm die Besinnung geraubt zu haben, als er den Säbel zog und auf Lowzinski eindrang.

Ein tiefer Athemzug entfuhr seiner Brust — die Liebenden naheten sich seinem Lager. „Verräther!“ rief der Alte mit dumpfem Tone, und

schloß alsbald die Augen, um des Verhaßten Bild nicht vor sich zu haben. Bestürzt und angstvoll kehrte sich Lodoiska zu ihrem Geliebten, dieser bat sie das Zimmer zu verlassen und ihm allein mit dem Vater eine Unterredung zu gönnen, die hoffentlich jede Störung alsbald beseitigen würde. Nur zögernd gehorchte die Gräfin.

Lowzinski hatte sie zur Thür begleitet und als er umkehrte, erblickte er den Kastellan aufgerichtet im Bette, der ihm mit fürchterlicher Stimme zurief: „Was willst du, schändlicher Verräther, in dem Hause Pulawski's? Glaubst du, daß er Gemeinschaft mit Spionen und Söldlingen hatte? Fort von hier! — Für ewig sind die Bande zerrissen, die du Argliſtiger so schlau zu knüpfen wähntest. Nie wirst du Lodoiska wiedersehen — gehe an den Hof deines Königleins und suche dir von seinen Maitressen eine aus, die du zum Altare führest — eine edle — eine freie Polin giebt keinem deines Gelichters ihre Hand!"

Lowzinski war zu tief erschüttert, um auf diese Anrede sogleich eine Antwort finden zu können. Fest hatte er den Griff seines Säbels umklammert, und eben so fest blickte er stumm auf Pulawski.

„Was kannst du vorbringen," fing dieser wieder nach einer Weile an, „um dich von meinen Vorwürfen zu reinigen? Poniatowski verräth sein Land und Lowzinski — o daß ich's sagen muß — Lowzinski mir durch die heiligsten Bande angehörend — mein Sohn — mein Freund unterstützt den Verräther in dem sträflichsten Beginnen!" Die Weichheit seiner Stimme — das Wort „mein Sohn", die Thräne, die ihm dabei in den Bart rollte, ließen Lowzinski für den Augenblick den Schimpf vergessen, den er kurz vorher von ihm erduldet hatte. Er war im Stande, ihm mit ziemlicher Ruhe zu antworten. Er sagte ihm, wie ihn Poniatowski, nach zehnjähriger Abwesenheit, wieder aufgesucht hatte, theilte ihm Alles mit, was jener ihm offenbart hatte,

um bei ihm die Ueberzeugung zu erwecken, nur so und nicht Anders sei es möglich, Polen gegen den verderblichen Einfluß von Außen zu schützen — er hoffte auch ihn durch diese Gründe für seine Ansicht zu gewinnen.

„Also eine thörichte Freundschaft, von Jugend auf genährt, wie sie in Romanen sich findet, ist mächtig genug, dein Herz ganz zu erfüllen und es unempfänglich für alle hohen Interessen zu machen? Nein — ich nehme mein Wort nicht zurück! Verrätherey ist Alles! unser Vaterland ist verkauft! Poniatowski wähnt Polen glücklich zu machen, wenn er ihm Russische Fesseln bringt? Trug oder Aberwitz — mir gleich! Aber du bist mir und meinem Hause, von diesem Augenblicke an, entfremdet — Verlasse sogleich mein Zimmer, dessen Schwelle nie der Tritt eines Verräthers des Vaterlandes entweihen soll!“ —

Diese Worte waren von einer Bewegung des Armes begleitet, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, und entflammten Lowzinski zur Wuth.

Er zog den Säbel — als wollte er die Beleidigung durch Blut tilgen — Pulawski hatte eben so schnell einen da liegenden Säbel aus der Scheide gerissen und stellte sich ihm gegenüber — da ward die Thür geöffnet und Lodoiska warf sich mit einem Schrei der Verzweiflung zwischen Beide.

Bei ihrem Anblicke sank Lowzinski's Schwert zu Boden — Pulawski aber riß seine Tochter an sich und indem er höhnisch ausrief: „du sahest sie heute zum Letztenmale!" verließ er mit ihr das Gemach.

Lowzinski stand einen Augenblick erstarrt da und stürzte dann wie ein Verzweifelnder fort.

5.

Die ersten Augenblicke ließen ihn keinen Entschluß fassen. Die Beleidigung, die Pulawski ihm zugefügt hatte, ließ sich nur mit Blut tilgen und sollte er ihn tödten, und Lodoiska den Vater rauben? Nein — aber den Grausamen, der

ihm alles Glück des Lebens geraubt hatte, auf-fordern, ihm auch das Leben zu nehmen, das wollte er, und sogleich beschloß er eine schriftliche Herausforderung an Pulawski zu senden. Sinnend saß er an seinem Schreibtische, die Feder zitterte in der Hand, da trat ein Diener in königlicher Livree in's Zimmer, den Grafen Lowzinski sogleich zu Sr. Majestät zu entbieten.

Wie ein Wink des Himmels erschien ihm diese Botschaft. Die Absendung der Herausforderung wurde bis zur Rückkunft verschoben — Lowzinski erwartete von dieser Unterredung, sie würde ihm ein Mittel offenbaren, die Trümmer seines Glückes wieder zusammen zu fügen.

In einem prächtigen Pallaste, den vertraute Freunde bereits im Stillen zur Aufnahme des jungen Monarchen hatten einrichten lassen, erwartete jetzt Stanislas der Zweite seinen geliebten Jugendfreund. Nicht der Herrscher war es, der einen Vasallen empfing, sondern herzliche Umarmung und trauliches Wort sollten die Brust er-

leichtern, die auf der höchsten Staffel der Macht nur gepreßt athmete. Es war Mittheilung, wonach sich der König sehnte — er wollte einen Freund auf seiner Höhe und warf sich dem Eintretenden mit ungestümer Bewegung in die Arme.

Das trübe Aussehen Lowzinski's erschreckte Stanislas.

„Was hast du, Casimir?" fragte er bestürzt, „ist es der König, den du fürchtest, oder fürchtest du für den König? deine Mine scheint mir Unglück zu verheißen."

„Ew. Majestät sehen in mir den unglücklichsten Ihrer Unterthanen" — sagte Lowzinski.

„Ich weiß es, daß du dich mit Pulawski's Tochter vermählen willst, und daß dein Schwiegervater sich als mein Feind und Widersacher zu erkennen gegeben hat" — entgegnete der König, „darf ich hoffen, daß du der Freundschaft ein Opfer zu bringen im Stande seyn könntest, das sie auf keinen Fall von dir zu fordern berechtigt ist? Ich meine, wirst du der Verbindung mit Lo-

doiska Pulawski entsagen, um deinem Könige treu zu dienen?" Lowzinski sah erröthend zu Boden. „„Du zögerst mit deiner Antwort,"" sprach der König mit der ihm angebornen Milde, „„o mein Casimir, ich will sie dir erlassen. Ich weiß, wie mächtig die Gefühle sind, die die Liebe uns einflößt und fordre keine Entsagung. Werde Pulawski's Schwiegersohn — doch werde deshalb nicht mein Feind! Ich will versuchen, deine Interessen mit den Meinigen zu vereinigen und hoffe, daß du mir den starren Pulawski gewinnen sollst, der bald einsehen lernen wird, wie ich nicht nach der eiteln Erhebung zur Königswürde gestrebt habe, sondern daß ich nur das Scepter erringen wollte, um das Glück meines Vaterlandes zu begründen. Sieh, Lowzinski, dazu brauche ich thätigere Mitwirkung. Männer von Kopf und Herz müssen mir zur Seite stehen, die mit redlichem Sinne, ohne kleinliche Nebenzwekke, mein großes Ziel verfolgen. Auf dich und Pulawski habe ich meine Augen geworfen. Du

sollst in meinem Rathe der Erste seyn, ich ernenne dich zu meinem Minister, deinem Schwiegervater übergebe ich die Oberleitung des Heeres. Ich weiß, daß er mich haßt, aber mein Vertrauen entwaffne seinen Unmuth. Als Befehlshaber der bewaffneten Macht übergebe ich mich gänzlich seinem Schutze." Ueberrascht stand Lowzinski vor dem Könige. Ein Strahl der Freude überflog sein Gesicht und der früher verstörte Blick gewann wieder Feuer und Leben.

„Mein Gebieter," sprach er, „die Gnade, womit Sie mich überschütten, beglückt mich doppelt, und erhebt mich in dem Grade, als ich früher tief gesunken war. Ich wag' es auch in Pulawski's Namen den Dank für Ihr Vertrauen auszusprechen. Er ist nicht der Feind Ew. Majestät — er ist nur ein heißer Anhänger der Freiheit des Vaterlandes. Er wird jetzt Gelegenheit haben, die wahren Gesinnungen seines Königs zu erfahren und sein starrer Sinn wird aufthauen an der Huld seines Monarchen. Ich eile

selbst zu ihm hin, ihn von seiner Erhebung in Kenntniß zu setzen, und ihn dann zu den Stufen Ihres Thrones zu führen." Lowzinski eilte, einen ganzen Himmel der Seligkeit in seiner Brust, von seinem königlichen Freunde fort. Wie pries er sich glücklich, die verhängnißvolle Herausforderung noch nicht an Pulawski gesandt zu haben, wie malte er sich dessen Erstaunen, wenn er ihn von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs benachrichtigt haben würde, mußten diese nicht jedes Mißtraun verscheuchen? Wie freudig erfüllte ihn endlich der Gedanke, dachte er sich Lodoiska's Entzücken. —

Mit diesen stürmenden Gefühlen hatte er Pulawski's Pallast erreicht. Die öde Halle befremdete ihn. Er eilte die Treppe hinauf. Das Haus schien ausgestorben. Kein Diener ward sichtbar, um ihn zu melden, und schon hatte er die Klinke ergriffen, um in des Marschalls Kabinet ungemeldet einzutreten, als ein alter Hausshofmeister ihm entgegenkam, um ihm mit betrüb-

ter Mine zu sagen, wie der Staroſt mit der jungen Gräfin auf Reiſen gegangen, Niemand wiſſe wohin, und die ganze Dienerſchaft nach einem nahegelegenen Familiengute fortgeſchickt worden ſey. —

6.

Lowzinski zweifelte nicht, daß der rauhe Pulawski ſeiner unglücklichen Tochter das härteſte Loos um ſeinetwillen bereitet haben würde. Er ſah ſie eingekerkert, auf's Strengſte bewacht, in Thränen ihre Tage verlebend, des fernen Geliebten gedenkend. Wird ſie dieſen Wechſel von dem Uebermaße des Glückes bis zum tiefſten Elende zu ertragen im Stande ſeyn? Es ſchien Lowzinski's heiligſte Pflicht, ihr die Freiheit wieder zu erringen, er beſchloß treue Diener nach allen Richtungen auszuſenden, um Lodoiska's Aufenthalt zu erſpähen, und er ſelbſt machte ſich auf den Weg, um ſorgfältige Nachforſchungen anzuſtellen.

Acht Tage ſtrich er bereits herum und keine

Auffindung einer Spur war ihm gelungen. Allem Anscheine nach war der Räuber seines Glücks mit seiner Beute bis in die entferntesten Provinzen geeilt, um sie dort für immer zu verbergen. Lowzinski jedoch war entschlossen, sie auch dort zu suchen, und nicht eher nachzulassen, bis er sie befreit oder den Tod gefunden haben würde.

An dem bestimmten Tage, wo sich seine ausgesandten Späher in Warschau stellen sollten, um über ihre Entdeckungen Nachricht zu geben, verfügte er sich dahin.

Als er am Abende in unscheinbarer Kleidung sich seinem Pallaste näherte, wogte eine freudetrunkene Volksmenge in den Straßen, Lichter stralten aus den Fenstern, Freudenfeuer sprangen in die Luft, und die Röhren der Springbrunnen sprudelten Wein — denn Polen hatte seinem Könige an diesem Tage die Krone gegeben.

Mit einem trüben Gefühle sah er alle diese Festlichkeiten, und sich in seinen Mantel tiefer hüllend, eilte er vorüber. Seine Diener waren

Alle zurückgekehrt und nur einem Einzigen war es gelungen, Kunde zu erlangen. Es war Boleslas, ein kühner Bursche und seinem Herrn mit seltener Treue ergeben, der bald Pulawski's Reisewagen erreicht hatte und ihm so nahe folgte, daß er des Marschalls Mistrauen erregen mußte. Es war funfzehn Meilen von der Hauptstadt, wo ihn das Gefolge Pulawski's ergriff und vor seinen Herrn stellte.

„Sage dem, der dich mir nachsandte," schrie der alte Krieger, „daß er sich keine Mühe mehr geben solle; was er verlor, bleibt ewig für ihn verloren, und der gerechten Rache wird er selbst nicht entgehen!"

Boleslas hatte noch so viele Zeit, um zu bemerken, daß in einem Wagen zur Seite eine tief verschleierte Dame saß, die mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören schien und daß, außer den bewaffneten Dienern, der tückische Zaremba, und der jugendlich tollkühne Mazeppa zu Pferde, neben dem Wagen hielten, dann wurden ihm,

auf Pulawski's Wink, die Hände geknebelt und die Augen verbunden, man band ihn auf ein Pferd und es ging im gestrecktesten Galoppe davon, wie es schien durch dichte Wälder, da stachelichte Zweige ihm das Gesicht zerrissen.

Mehrere Tage mußte es so fort gegangen seyn. Wie lange vermochte er nicht mit Genauigkeit anzugeben, da er, von steter Nacht umhüllt, den Stundenwechsel nicht wahrnehmen konnte. Endlich wurde gehalten. Man band ihm die Hände los und lüftete die Augenbinde, er lag auf dem Rasen, und wie er um sich blickte, gewahrte er zwei bewaffnete Kerle davonjagen und erkannte denselben Ort wieder, wo er vor Pulawski geführt und auf seinen Befehl gebunden worden war.

Wenn auch nichts Gewisses über Lodoiska's jetzigen Aufenthalt aus diesem Berichte zu folgern war, so konnte doch Lowzinski daraus abnehmen, daß seine Vermuthungen nur zu gegründet waren.

Man hatte mit ihr die Gränze Masoviens

überschritten, sie nach einem unwirthbaren Lande geschleppt, wo in rauher Wälder Nacht die Magnaten feste Schlösser besaßen, um das Land gegen die Streifereien der Tartaren zu vertheidigen.

Dort sollte sie ihr Leben zwischen hohen Ringmauern vertrauern, lebendig begraben. Und welch ein Argwohn bemächtigte sich Lowzinski's Seele. War nicht Mazeppa in ihrem Gefolge, der in jenen Gegenden heimisch war? Eben so schön und übermüthig, als er mächtig, unternehmend und reich war, konnte er Pulawski zu irgend einem gefahrvollen Unternehmen seinen Beistand bieten und als Preis die Hand der Tochter fordern.

Lowzinski's Wahl konnte nicht schwanken, sein Loos war geworfen. Gleich einem irrenden Ritter wollte er ganz Polen durchstreifen, bis er den Gegenstand seiner Wünsche gefunden; ihn sich wieder zu erringen, schien ihm ein Leichtes, da er jeder Gefahr muthig Trotz zu bieten ge-

dachte, und somit rüstete er sich aus zu seinem Unternehmen und machte sich, ohne sich bei seinem königlichen Freunde zu beurlauben, nur von dem treuen Boleslas begleitet, auf die abenteuerliche Fahrt, die an die treuen Paladine der Vorzeit erinnerte.

7.

Bald sah Lowzinski deutlich ein, wie sehr Pulawski's Besorgnisse gegründet waren. Ueberall hatten die fremden Truppen das Land überschwemmt und unter dem Vorwande, das Ansehen des durch sie eingesetzten Monarchen zu erhalten, erlaubten sie sich die größten Erpressungen und überließen sich den rohesten Ausschweifungen aller Art.

Lowzinski's Gram, so groß er war, hatte doch seine Vaterlandsliebe nicht erstickt und mit zerrissenem Herzen durchzog er das Land, und sah ein, daß er durch eine fürchterliche Täuschung um sein Lebensglück betrogen war.

Mit diesen Gefühlen war er in Volhynien vorgedrungen, das jetzt von streifenden Tartaren aus der Krimm mehr als je beunruhigt wurde, da der ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und der Pforte ihren räuberischen Unternehmungen großen Vorschub leistete.

In jenen Gegenden findet man noch Urwälder, die in ihrer großartigen Wildniß den Wanderer mit Schauer erfüllen, und oft einen Flächenraum von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen mit einer ehrwürdigen Nacht bedecken. Nur der äußere Umkreis dieser Waldungen ist von Menschenwohnungen umgeben, in ihrem Innern ist kein gastliches Forsthaus, kein rauchender Meiler, keine freundliche Stätte, die von Menschen bewohnt wird. Der alte Baum läßt seinen Samen in das feuchte Erdreich fallen und bald umzäunt ihn ein jung Geschlecht, Stamm an Stamm, mit verschränkten Zweigen, und verwehrt dem Wanderer den Durchgang, den er mit dem Schwerte in der Hand erzwingen muß.

Der träge melancholische Bär erklettert die Bäume ungestört, die Nester der wilden Bienen auszunehmen; der unzähmbare Bison, das Urthier der Schöpfung, wetzt sein gewaltiges Horn an den tausendjährigen Stämmen und ziert seinen Kopf mit grünem Gezweig; der wilde Elenbock kämpft mit dem Riesenhirsch; der Eber bricht hauend durch das dickste Gestrüppe; und Schaaren von hundert Wölfen durchziehen wie nächtliche Räuber lautheulend den Forst, indeß in den Wipfeln der Auerhahn falzt, und Habicht und Uhu auf Eichhörnchen und Wiesel ihre Jagd anstellen. Alles beginnt hier das Wild ungestört, in seinem Bereiche wird kein Mensch gesehen, nie schallt hier der Klang der Axt und nur des Waldes eigenthümliches Tönen wird gehört.

Einen solchen Urwald hatten unsere Reisenden vor sich. So weit die Blicke reichten, umsäumte er den Horizont; wie ein schwarzes wogendes Meer rauschten seine Wipfel durcheinander. Am hellen Mittage waren sie hineingeritten,

und da der Abend dunkelte, mußten sie bereits von ihren Rossen absitzen, und mit dem Schwerte sich durch Gesträuch und Dorn Bahn machend, diese hinter sich mühevoll nachziehen. Immer finstrer ward die Nacht, immer dichter der Wald, immer unheimlicher die Scenerie.

Zu beiden Seiten raschelte es, ohne daß man etwas sah; die feuchten Flügel der Nachtvögel, durch die Wanderer aus ihren niedrigen Nesten aufgestört, berührten ihr Gesicht; und in der Ferne erhob sich von allen Seiten das Heulen der Wölfe.

Boleslas pfiff, um seinen Herrn von seiner Unerschrockenheit zu überzeugen, das liebliche Nationalliedchen:

„O dobra mazurka“

und drängte sich voraus, um ihm das Nachschreiten zu erleichtern, und so ging es stets vorwärts, in der Hoffnung, mit anbrechendem Tage eine Menschenwohnung zu erblicken. Plötzlich jedoch prallte der Diener, der einen kleinen Vorsprung

hatte, unwillkührlich einen Schritt zurück, das Lied brach ab und das scheue Roß schnaubte und war kaum zu halten. Lowzinski eilte hinzu und erblickte auf einer bemooſten Stelle, die im Kreiſe von alten Bäumen umgeben war, vier Geſtalten um ein Feuer lagern, die zu ſchlafen ſchienen. Das Geräuſch, das die Reiſenden und ihre ſcheugewordenen Thiere gemacht hatten, weckte ſie jedoch aus ihrer Ruhe, ſie ſprangen raſch auf und eilten zu ihren Pferden, die unferne graſeten, aber nicht um ſich darauf zu ſchwingen, welches im Dickicht des Waldes ohne Nutzen für ſie geweſen wäre, ſondern um ſich ihrer Piſtolen zu bemächtigen, die ſie, in gänzlicher Sorgloſigkeit vor einem Ueberfalle an dieſem Orte, in ihrem Sattel hatten ſtecken laſſen. Lowzinski und Boleslas zogen hieraus einen Vortheil, ihre Kugeln erreichten jene, ehe ſie zu ihren Waffen gelangt waren, ſie wendeten ſich daher ſchnell und machten von ihren krummen Säbeln Gebrauch. Der Kampf war ziemlich

gleich, denn zwei waren durch Schüsse verwundet worden und konnten daher nur schwach an dem Gefechte Theil nehmen, und während Boleslas dem Einen heftig zusetzte, gab Lowzinski dem Andern, welcher dem Anscheine nach der Vornehmere war, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er niederstürzte. „Ich habe genug," schrie er in gebrochenem Polnisch, „schenke mir das Leben und vergönne, daß ich mir die Wunde verbinden darf, die dein Heldenarm mir so eben beibrachte. Ich erkläre, daß du mich überwunden hast."

Alsbald ließ Lowzinski das Schwert sinken und eilte auf ihn zu, um ihm Beistand zu leisten, Boleslas und sein Gegner hielten ebenfalls inne und der Kampf war geendet.

Man trug den Verwundeten zum Feuer; die Wunde schien nicht tief zu seyn. Einige gekaute Blätter und ein leichter Verband, der sogleich angebracht wurde, zeigte, daß den Fremden dergleichen Zufälle nicht neu waren. Sie hatten

stark gebräunte Gesichter und schwarze herabhängende Bärte, nach diesem und der Kleidung zu schließen, blieb es kein Zweifel, daß es Tartaren waren.

Einige Zeit war unterdeß verstrichen, da wurde es nach allen Seiten hin lebendig. Das Schnauben der Rosse, das Krachen der Zweige des Gesträuches, und das laute Sprechen rauher Kehlen, verkündete das Nahen der ganzen Horde.

„Wir sind verloren," flüsterte Boleslas seinem Herrn zu.

Alsbald sah man bei dem Scheine der Flamme ringsum sich die Büsche beleben, und aus den grünen Blättern bärtige Gesichter und Pferdeköpfe neugierig hervorgucken. Es waren die beiden verwundeten Tartaren sogleich fortgeeilt, um die Uebrigen herbeizurufen, da sie ihren Fürsten in Gefahr glaubten.

Dieser aber sprang auf, und Lowzinski bei der Hand ergreifend, schrie er seinen Gefährten

einige tartarische Worte zu, die jauchzend von diesen erwidert wurden.

Hierauf wandte er sich mit vieler Artigkeit zu dem jungen Polen und sagte: „Edler Fremdling, ihr seyd mein Gast, und wenn ich auch nur ein Räuber bin, so umarmt mich doch, denn nur dadurch könnt ihr jene dort zufrieden stellen und ich möchte Euch gern ganz gesichert wissen."

Lowzinski that, wie ihm der Tartarenanführer gesagt hatte, und alsbald waren sie von dem ganzen Haufen unter lautem Geschrei auf das Engste umringt.

Es wurden viele Feuer gemacht und die seltsam gekleideten, fremdartigen Reiter banden ihre Rosse an die Stämme, und lagerten sich in malerischen Gruppen umher.

Einige Füllen wurden seitwärts geschlachtet und zum Mahle zubereitet, indem die Stücke, an Lanzen gespießt, langsam geröstet wurden. Die Schläuche mit gesäuerter Stutenmilch machten die Runde und verbreiteten eine allgemeine

Fröhlichkeit. Tartarische Liebesliedchen und Kriegeslieder wechselten ab und der Fürst mit seinen polnischen Gästen wurde mit den Lieblingsbissen, der Leber und der Zunge, bewirthet.

Der Morgen begann die Wipfel zu röthen und seinen matten Strahl durch die dichtverschlungenen Zweige zu senden, und noch immer dauerte das Gelag. Da mahnte der Fürst zum Aufbruch und sprach zu seinem Gaste:

„Ich will dir nicht rathen, dich tiefer in diese Wildniß zu wagen. Es würde zwecklos seyn, denn du könntest Wochen lang darin umherirren, ohne einen Ausgang zu finden, und am Ende andern Horden in die Hände fallen, wo dein Leben gefährdet wäre. Titsi-Chan, dessen Gastfreund du geworden, kann dich aber nicht weiter geleiten, weil seine Anwesenheit an einem andern Orte zu wichtig ist. Folge mir daher und ziehe jenen schmalen Weg, der sich nach dem Moorgrunde schlängelt; folgst du dort dem Holzwege, den du findest, so erblickst du bald die

Thürme und Zugbrücken eines sehr festen Schlosses, das von dem Staroſten Durlinski bewohnt wird."

„Durlinski?" fiel überrascht Lowzinski ein, er kannte diesen Namen und wußte, daß der ihn führte zu Pulawski's Freunden gehörte.

„Du zeigst dich vor den Thoren und begehrst Einlaß, der dir sicher gewährt wird, wenn du sagst, daß Titsi-Chan dich gefangen gehalten und daß du so eben seiner Haft entflohen bist," sagte der Tartar. „Durlinski ist zu begierig, über mich und die Stärke meiner Horde Bericht zu erhalten, als daß er dich nicht sogleich vor sich führen lassen sollte, um dich darüber auszuforschen Was du ihm dann aufbinden willst, überlasse ich deinem Erfindungsgeiste. So lange du bei ihm bist, soll sein Schloß vor meinem Ueberfall verschont bleiben, das verspreche ich dir als dein Gastfreund. Doch hüte dich länger als acht Tage dort zu verweilen, denn bis dahin nur will ich die Frist setzen, später wird Durlinski

überfallen, da sein Untergang bei uns beschlossen ist."

Nach einer herzlichen Umarmung hatte sich Titsi-Chan auf sein Roß geschwungen, hundert Tartaren bahnten mit ihren Säbeln einen Weg, und ihr Fürst an der Spitze des jubelnden Zuges ritt langsamen Schrittes davon.

Lowzinski schlug mit seinem Getreuen den ihm bezeichneten Weg nach dem Moorgrunde ein. Er berathschlagte nicht lange, wie er sich Eingang bei Durlinski verschaffen sollte.

So gut gemeint Titsi-Chans Rath war, so schien es ihm doch besser, sich als einen Abgesandten Pulawski's anzumelden, da er wußte, daß der Marschall in steter Berührung mit dem Staroſten war. Dieser konnte von Pulawski's Aufenthalt Kenntniß haben, hier wäre vielleicht Nachricht von Lodoiska einzuziehen; von diesen fröhlichen Hoffnungen erfüllt, zog Lowzinski seinen Weg und erblickte bald die hohe Burg Durlinski's, im Dickicht der Föhren versteckt, durch unzählige

Schießscharten, aus denen Kanonenmündungen guckten, und aufgezogene Zugbrücken, vor jedem feindlichen Ueberfalle gesichert.

So wie sie von dem Thurmwarte bemerkt worden waren, kamen Leute aus einem Seitenpförtchen auf sie zu, die von Kopf zu Fuß bewaffnet waren und nach ihrem Begehren fragten.

„Leute des Marschalls Pulawski, an Euern Herrn gesandt und hier im Walde von Tartaren angegriffen und beraubt," war Lowzinski's Antwort.

Die Bewaffneten kehrten mit der Botschaft in die Burg zurück.

„Vergiß nicht, daß du mein Bruder bist," sagte Lowzinski zu seinem Begleiter.

Bald wurde die Zugbrücke niedergelassen und hinüber schritten unsere Abenteurer, durch das finstre Thor, in den Hof von Durlinski's Veste.

8.

Durlinski war auf der Jagd und sein Vertrauter, ein alter, grämlicher Geselle, empfing die

Fremden. Die vorgeblichen Gesandten Pulawski's schienen sich keiner guten Aufnahme zu erfreuen und ihre Ankunft machte nicht den günstigsten Eindruck.

Sie wurden in die große rußige Halle geführt, die zur Küche diente und wo einige große Stücke Wild, wovon es hier Ueberfluß gab, und ein Paar Krüge mit schäumendem Meth, aus wildem Honig bereitet, ihnen zur Stärkung vorgesetzt wurden. Mit Ekel nur genossen sie davon, da die Mitbewohner der Halle, Rüden, Schweine, selbst ein zahmer Wolf, ihre Rachen und Rüssel schnoppernd auf den niedrigen Holzblock legten, der als Tisch dienen mußte, um an dem Mahle Theil zu nehmen.

Ein mächtiger Hörnerton wurde vor den Mauern vernehmbar. Es war der Staroſt, der von seiner Jagd heimkehrte. Rasselnd flog die Zugbrücke nieder und dröhnte von den Hufen der wohlberittenen Jäger, die, über Hundert an der Zahl, ihren Einzug hielten, denn in geringerer

Anzahl wagte man es nicht, der Tartaren wegen, auszuziehen.

Lowzinski's Herz pochte und er sah Boleslas bedeutend an, da der Augenblick nahete, wo er mit einer Unwahrheit vor einen fremden Edeln treten sollte. Er mußte seinen ganzen Muth zusammennehmen, um keine Verlegenheit blicken zu lassen.

Nach langem Harren trat endlich Durlinski's Vertrauter in die Halle und meldete, wie sein Gebieter heut die Fremden nicht sehen könne, da er, zu ermüdet von den Beschwerden der Jagd und den Freuden der Tafel, sich dem Schlummer überlassen habe und die Audienz erst morgen zu günstigerer Stunde statt finden werde. In den finstern, engen Bogengängen der alten Veste dunkelte es bereits, einige Lampen wurden angezündet, die Bewohner legten sich zur Ruhe, und der Tritt der hin und herwandelnden Wachen wurde vernehmlich. Auch den beiden Reisenden wurde eine Schlafstätte

angewiesen, die ein flackernder Kienspahn, der in die Mauer gesteckt wurde, erleuchtete.

Es war ein dumpfes, niedres Loch, am Ende eines langen Ganges, dessen einziges Fenster durch einen Laden geschlossen war, wo auf dem bloßen Estrich ein dünnes Strohlager sie zum Schlummer einlud.

Boleslas warf sich ohne Umstände darauf, da die Beschwerden der letzten Tage ihn ermattet hatten, und bat seinen Herrn, ein Gleiches zu thun. Lowzinski jedoch wurde von Gefühlen mannichfacher Art umhergetrieben und — so sehr seine Kräfte erschöpft waren — kam während der ganzen Nacht kein Schlaf in seine Augen.

Kaum fiel der erste rothe Schimmer durch die Ritzen der Läden in den dunkeln Raum der Kammer, als er es versuchte sie zu öffnen, welches ihm jedoch nicht gelingen wollte, da ein ziemlich starkes Schloß sie festhielt. Er weckte Boleslas, und der vereinten Anstrengung gelang es das Schloß zu sprengen.

„Seht doch, mein guter, gnädiger Herr,“ rief Boleslas, „den hübschen Garten, gerade so habe ich ihn diese Nacht im Traume gesehen. Wer hätte glauben sollen, daß zwischen diesen schwarzen Mauern so herrliches Grün anzutreffen seyn würde.“

In der That zeigten sich dem Blicke recht zierliche Gartenparthien, von hohen Ulmen und Linden beschattet, die in dem Burgzwinger angelegt waren und mit den epheubewachsenen Mauern ein recht malerisches Ganze bildeten.

Boleslas öffnete ein Fenster, der kühle belebende Morgenhauch, der in die dumpfe Kammer strömte, erfüllte ihn mit neuer Hoffnung, und er fühlte sich mit einemmale seltsam erstärkt.

Er stieg auf das Bret vor dem Fenster, maß nicht lange die Höhe, und war mit einem tüchtigen Schwunge im Burgzwinger, aus dem er lächelnd einen Blick nach seinem treuen Diener zurück sandte, der, besorgt ob der Freiheit, die sich sein Herr nahm, ihm kopfschütteld nachsah.

Eine halbe Stunde mochte ungefähr vergangen seyn, da hörte der ängstlich harrende Boleslas seinen Namen rufen, und als er zum Fenster hintrat, war es Lowzinski, der auf einem aus der Mauer vorragenden Steine stand und seinem Diener die Hand entgegenstreckte, um mit seiner Hilfe das Fenster zu erreichen. Ein Stein, den er mit ängstlicher Miene an seine Brust drückte, war die Ursache, daß er nicht beide Arme zum Emporklimmen brauchen konnte und daher der Hilfe seines Begleiters bedurfte.

Endlich sah er sich oben, und sogleich waren Beide sorglich bemüht die Läden wieder zu schließen, um den Leuten Durlinski's, die sie jetzt jeden Augenblick erwarten mußten, da es schon hoch am Tage war, keine Veranlassung zum Argwohn zu geben. Während dieser Bestrebungen konnte die innere Bewegung Lowzinki's seinem Getreuen nicht entgehen, der nur abgebrochen ihm von seinem Glücke, wie von seinem neuen Schmerze in Kenntniß setzen konnte.

Lowzinski hatte sich auf einen Rasenplatz gesetzt und seine Augen auf einem alten Thurm ruhen lassen, früherer, glücklicherer Tage, und seiner jetzigen Lage gedenkend, als ein von dem alten Gemäuer herabfallender Stein ihn aus seinen Betrachtungen störte. Er wollte den Platz verlassen, da er glaubte, der alte Thurm könne ihm mehrere solcher ungebetenen Gäste auf den Kopf schütteln, als er eine weiße Schrift auf dem Steine bemerkte und ihn aufhob. Mit welcher Ueberraschung er die Worte las: „Bist du es, mein Lowzinski?" die mit Gyps geschrieben waren, läßt sich denken. Doch bald fiel ein zweiter, dann ein dritter Stein zu seinen Füßen nieder. Auf dem Einen stand: „Rette Deine Lodoiska!" und auf dem letzten: „Um Mitternacht, hier, mit Papier, Dinte und Feder."

Alle Mühe, die er sich gab, die Schreiberin selbst zu erblicken, war vergebens. Der Thurm war nicht hoch, doch die Oeffnung, wodurch die Steine geworfen worden waren, so klein, daß

es nicht möglich war, etwas dadurch zu entdek-ken. Und in diesem Kerker schmachtete die Ge-liebte — wie kam sie hieher? lebte sie hier mit dem Willen des Vaters? war sie von Durlinski geraubt worden? Die nächsten Augenblicke, die ihn vor den Staroſten bringen sollten, mußten diese schrecklichen Zweifel lösen. Er eilte daher zurück, zwei Steine in der Tasche, den Dritten im Arme, fest entschlossen, um Mitternacht an dem Platze mit den geforderten Dingen nicht zu fehlen, und erreichte so die Schlafkammer.

Boleslas erheiterte sich bei dieser Mittheilung. Er hoffte durch List und Muth die Geliebte seines Herrn zu befreien, und sprach ihm von seinen Hoffnungen und Plänen, als die Thür aufgerissen wurde und der alte, grämliche Vertraute eintrat, die beiden Fremden vor Durlinski zu entbieten.

Durch den langen Gang, eine Wendeltreppe hinan, wurden sie geführt, in ein hohes, doch nur kleines Zimmer, das mit Holz getäfelt war

und dessen Fenster, durch die kleinen, runden Scheiben, nur spärlichem Sonnenschein den Einlaß gönnte.

Rings an den Wänden hingen Waffen der seltsamsten Art, die den Tartaren und andern Völkerschaften in frühern Kriegen von den Ahnen des Staroſten abgenommen worden waren, und die dem Zimmer das Ansehen einer Rüſtkammer gaben. Von der hohen Decke flatterten einige zerrissene Fahnen hernieder, zwischen welchen ungeheure Hirschgeweihe und Bisonhörner, von Spinnwebensesions umgeben, mit barocker Zierlichkeit angebracht waren. Auf einem niedrigen Ruhebette, das mit einer Bärenhaut bedeckt war, lag der Staroſt, ein kleiner Mann; mit rothem, aufgedunsenem Gesichte, worin ein grauer, struppiger Schnurrbart das bedeutendste, die tiefliegenden grauen Katzenaugen das unbedeutendste waren. Zu seinen Füßen schmiegten sich knurrend, bei dem Eintritte der Fremden, ein paar Wolfsähnliche Rüden. Mit rauher Stimme gebot er

ihnen nahe zu treten und fragte: „wer sie sende?"

„Wir sind von dem Kastellan Pulawski an Dich geschickt," erwiderte Lowzinski mit fester Stimme.

„Und was ist der Inhalt Eurer Sendung?" fragte der Andre.

„Meine Botschaft soll ich nur Dir allein offenbaren," sprach Lowzinski.

„Dieser bleibt," rief Durlinski, auf seinen Vertrauten deutend, „drum sprich ohne Zaudern."

„Mein Herr," sprach Lowzinski stark betonend, um seiner wankenden Stimme dadurch den Schein der Festigkeit zu geben, „will Nachricht von seinem Dir anvertrauten Kleinode, von seiner Tochter Lodoiska, haben."

Durlinski sprang vom Ruhebette auf und trat näher auf Lowzinski zu. „Und diesen Auftrag gab er Dir?" sprach er, ihn fest dabei ansehend.

„Ich wurde damit von ihm beehrt," erwiderte Lowzinski, seine ganze Fassung zusammennehmend, „mein Gebieter hat so gut seinen Vertrauten, als Du den Deinigen."

Durlinski schien verlegen den Seinigen bei diesen Worten anzublicken, ging dann ein Mal im Gemache auf und nieder und stellte sich, in sichtlicher Unruhe, die Arme über der Brust untergeschlagen, vor Lowzinski hin. „Lodoiska ist nicht mehr hier," sagte er, den scheuen Blick zu Boden senkend, „eines Morgens, da ich ihr Gemach betrat, um sie zu der gewöhnlichen Morgenpromenade abzuholen, finde ich es leer und muß glauben, es sey ihrem Geliebten, der sehr viel Kühnheit und List verbinden soll, gelungen, trotz meiner Wachsamkeit sich hier einzuschleichen und sie zu entführen. Sind sie den hier herumstreifenden Tartaren entgangen, so wird Pulawski besser daran thun, sie in Warschau als in dieser Gegend aufsuchen zu lassen; doch ist sie in die Hände der Räuber gefallen, so schmückt

sie vielleicht das Serail eines ihrer Chans und empfängt die Huldigungen eines Räuberfürsten."

Lowzinski durfte bei dieser Nachricht sein Erschrecken nicht verbergen, das dem treuen Diener des Hauses, dem Vertrauten des Vaters, wohl ziemte.

„Käme mir dieser Lowzinski einst in den Wurf," sagte der Staroſt, „so wäre sein Verderben gewiß. Ihr habt ihn gesehen?" fragte er mit einer gespannten Neugierde.

„Wir kennen ihn sehr gut," entgegnete Boleslas mit kecker Schadenfreude, „wir sahen ihn oft in dem Pallaste unsers Gebieters in Warschau, und können die Versicherung geben, daß er der schönste, liebenswürdigste, großmüthigste Kavalier der Welt ist, ein Mann mit solcher Anmuth begabt, daß man sich in dieser Gegend wol schwerlich einen Begriff davon machen kann."

„Ein Mädchenverführer ist er," kreischte Dirlinski, „genug von ihm, und sieh Dich vor, daß Du an seinem Lobe nicht erstickest. Wo ist Pulawski jetzt?"

„Dies zu sagen," antwortete Lowzinski, „ist mir streng verboten. Seine politischen Verbindungen erheischen diese Vorsicht. Vielleicht erfahrt ihr bald durch ihn selbst Nachrichten hierüber."

„So bringt euerm Herrn die Kunde von Lodoiska's Flucht und entfernt Euch," rief Durlinski.

Da trat Lowzinski in flehender Stellung auf ihn zu, ergriff den Saum seines Kleides und — wie es die Leibeigenen zu machen pflegten — ihn an die Lippen drückend, sprach er: „vergönne Herr, daß wir drei Tage in Deiner Burg ausruhen dürfen — die Tartaren, die jetzt hier herumstreifen, und deren Krallen wir bereits gefühlt haben, machen diese Vorsicht nöthig."

Durlinski sah seinen Vertrauten eine Weile an und fragte dann: „Wo hat man sie beherbergt?"

„In der Kammer nach dem Garten hin, am Ende des Kreutzgangs!" sagte der Andre.

„Teufel und Hölle, das geht nicht an! Man

muß sie an einen andern Ort bringen!" schnaubte Durlinski, sich den Bart streichend und mit den Füßen stampfend.

Lowzinki fühlte sein Herz hörbar schlagen.

„Das ist unmöglich," sagte der Vertraute — und flüsterte seinem Herrn etwas in's Ohr, worauf dieser höhnisch lächelnd sich an unsern Freund mit den Worten wandte: „bis Uebermorgen mögt ihr bleiben; ehe ihr geht, gebe ich Euch Briefe an Euren Herrn mit," und somit entließ er sie mit einem Winke der Hand.

9.

Bolcslas war zur Küche hinabgestiegen, wo er sich ein Frühstück reichen ließ, und sein Herr folgte ihm dahin, da ihm angedeutet worden war, daß er die Kammer, wo sie die Nacht zugebracht hatten, nicht betreten dürfe.

Dem treuen Diener war es gelungen, Papier, Dinte und Feder zu verschaffen, und es Lowzinski heimlich zuzustecken, der, hoch darüber

erfreut, nur darauf sann, wie es ihm möglich seyn würde, an Lodoiska zu schreiben.

Bald war die Gelegenheit gefunden. Boleslas und Lowzinski ließen den Meth, dem Anscheine nach, sich wol schmecken, und fingen an laut zu werden. Boleslas sang einige Zotenliedchen, und nach und nach versammelte sich das Hausgesinde um die seltenen Gäste in der Küche, und horchte mit Vergnügen diesen Zauberklängen der Fröhlichkeit, die hier nicht zu ertönen pflegten.

Der Methkrug kreiste immer auf's Neue und Lowzinski spielte so trefflich einen Betrunkenen, daß selbst Boleslas davon getäuscht wurde und nicht ohne Besorgniß die Hausleute bat, seinen Bruder auf sein Bett zu tragen, weil er in diesem Zustande gewöhnlich Händel anzufangen pflege, und sich daher schnell durch Schlaf ausnüchtern müsse, um das heilige Gastrecht nicht zu verletzen. „Auf sein Bett — das geht nicht an!" sagte einer der Schloßaufseher — „aber aus Rücksicht für seinen Zustand will ich ihm

mein eigenes Schlafgemach einräumen, dort mag der tolle Kerl seinen Rausch verschlafen."

Bei diesen Worten packten sie Lowzinski unter die Arme und schleppten ihn nach einem Stallähnlichen Verschlag, wo eine Bank, ein Tisch und ein schlechtes Strohlager die Wohnung des Herrn Schloßaufsehers andeuteten.

Kaum sah der junge Pole sich in diesem Verhältnisse allein, so erhob er sich schnell von der Streu, worauf man ihn menschenfreundlich geworfen hatte, holte das ihm von Boleslas übergebene Schreibzeug heraus, und schrieb einen langen Brief an die Geliebte seines Herzens.

Zuerst gab er ihr die feste Betheuerung, daß er von dem Verrathe an dem Vaterlande, dessen Pulawski ihn geziehen hatte, frei wäre, da er wol wüßte, daß eine edle Polin nie einen Verräther lieben könne. Dann folgten die heißesten Versicherungen seiner ewigen Leidenschaft, die ihn angetrieben habe, wie ein irrender Ritter der Fabelzeit seine Herrin zu suchen, und endlich gab

er ihr sein Wort, er werde Alles anwenden, sie zu retten und seinem Muthe müsse es sicher gelingen. Diesen Brief steckte er sorgfältig zusammengelegt ein, und harrte nachdenkend, bis Boleslas und die Andern ihn zu holen kommen würden.

Welche Ursache konnte Durlinski haben, Lodoiska in so strengem Gewahrsam zu halten, was bewog ihn, ihre Anwesenheit im Schlosse einem Abgesandten ihres Vaters zu verbergen, welche Räthsel und wie sollten sie gelöst werden? War Durlinski's Verlegenheit nicht auffallend, wie Lowzinski nach Lodoiska fragte, wuchs sie nicht, wie er von ihrem Geliebten sprach und ließ der Haß gegen ihn, der Durlinski erfüllte, nicht genugsam die Deutung zu, der Abscheuliche sey selbst von Lodoiska's Reitzen hingerissen worden, und verfolge sie nun mit den Geständnissen einer Leidenschaft, die zügellos in seinem Gemüthe waltete, und ihn zu Schritten der rohesten Willkühr verleiten konnte?

Nächst diesen Gedanken waren es Pläne zu ihrer Befreiung, die durch seinen Kopf kreuzten. So schwand ihm der Abend.

Es war bereits spät, als Boleslas zu ihm eintrat, um sich scheinbar nach seinem Befinden zu erkundigen. Er war überaus heiter, denn die Stunde war ja nicht mehr fern, wo er seiner Lodoiska wieder nahe seyn sollte.

„Wir werden in unser altes Quartier gebracht," sagte sein Getreuer leise zu ihm.

Mit hochklopfendem Herzen betrat Lowzinski die elende Kammer wieder, die ihm in der vergangnen Nacht so abscheulich erschienen war, und sah mit inniger Freude, daß der erbrochene Laden nur eben noch so angelehnt war, wie er ihn am Morgen verlassen hatte. Es ward ihm dadurch gewiß, daß Niemand während des Tages an diesem Orte gewesen war, und daher an keinen Verrath zu denken sey.

Aus Vorsicht warteten sie, bis Alles stille wurde und die Bewohner des Schlosses sich zur

Ruhe gelegt hatten, selbst der eintönige Schritt der Wächter in den innern Gängen verstummte nach und nach und der Zeitpunkt schien gekommen, das Wagniß zu bestehen.

Leise wurde der Laden mit leichter Mühe aufgemacht, Boleslas sollte lauschend am Fenster bleiben, um bei dem geringsten herannahenden Geräusche seinem Herrn durch Händeklatschen ein Zeichen zu geben und mit beseligender Hoffnung in der Brust umarmte der Graf seinen Diener, schwang sich auf das Fenster, um in den Garten hinunterzuspringen, — aber starke Eisenstäbe waren von außen angebracht worden und sie sahen sich in einem Käfig gefangen.

In ohnmächtiger Wuth packte Lowzinski die Stäbe und rief von Schmerz übermannt: „Mein Tod ist gewiß — so wie Lodoiska's Schmach!" —

„Wahrgesprochen!" rief der eintretende Starost mit wildem Hohne, indem auf seinen Wink einige seiner Leute sich auf Beide warfen und jeden Widerstand der Unbewaffneten unmöglich

machten. „Durchsucht sie genau!“ befahl er, und bald war der Brief an Lodoiska in seinen Händen, der ihn mit unbeschreiblicher Wuth erfüllte.

„Elender! also Du bist Lowzinski?“ schrie er, „ey, Pan fanfaronek, ich freue mich, Deine Bekanntschaft hier zu machen. In Warschau ging ich Kerlchen Deines Gelichters gern aus dem Wege. Ihr seyd mir stets verhaßt gewesen, mit euern süßen Düften und noch süßern Mienen und Worten — elende Sclaven seyd ihr und mir verächtlich. Aber hier sollst Du mir als Studium dienen, Du wirst so gütig seyn, es Dir einige Zeit auf meiner Burg gefallen zu lassen und mir Unterricht geben in feinen Sitten und Manieren, damit ich rauher Sohn des Waldes, wenn gleich alter Edelmann und tapferer Krieger, es von Dir lerne, mich bei der schönen Gräfin Lodoiska Pulawski beliebt zu machen, die ich nun einmal im Herzen trage wie ein Kleinod. Das wirst Du mich lehren, Guter!“ rief er lachend, sich die

grauen Wangen ſtreichend und dann mit beiden Händen auf den Bauch ſchlagend, „denn Du ſollſt ja Meiſter darin ſeyn, wie mir Lodoiska ſelbſt geſtanden hat. Aber nun verlaſſe ich Dich, präparire Dich auf die erſte Lection; damit Du nicht melancholiſch wirſt, bleibt Dein luſtiger Bruder, bis ich ihn nächſtens aufknüpfen laſſe, bei Dir und damit Dein Herz in ſeiner zärtlichen Stimmung erhalten werde, bleibt dies Fenſter mit der Ausſicht nach Lodoiska's Thurm immer offen. Nun ſprich, ob Dein Loos nicht beneidenswerth iſt, dies Prachtkabin war ja wol das Ziel Deiner heißeſten Wünſche!“ Und ſomit verließ er unter widerlichem lautſchallendem Gelächter die Kammer. Die Thüren wurden von Außen verriegelt, Schildwachen davor geſtellt und eben ſo zwei Schildwachen vor das Fenſter im Garten beordert.

Der Mond war aufgegangen und übergoß mit ſeinem milden Lichte die eine Seite des Thurms, worin die unglückliche Gräfin jetzt in

erwartungsvoller Ungeduld ihres Geliebten harrte, den Eisenstäbe, Riegel und Wachen abhielten zu ihr zu eilen.

Die andre Seite des alten Gebäudes verschwamm in die schwärzeste Nacht mit den Mauern der Burg, wo die heißeste Liebe, der edelste Muth, das entschlossenste Herz von der Eisenfaust der Tyrannei schmählich gebrochen war.

10.

Mehrere Tage waren den Gefangenen bereits verflossen. Die ärmlichen Nahrungsmittel, die ihnen durch die Eisenstäbe am Fenster gereicht wurden, verschmähete Lowzinski anfänglich, bis Boleslas sich ihm weinend zu Füßen stürzte, und ihn bat seine Kräfte zu erhalten, um — wenn sich die Gelegenheit darböte, seine und Lodoiska's Befreiung zu bewerkstelligen.

Lowzinski rührte die Treue seines Dieners, der aus Liebe zu ihm sich solchem Ungemache ausgesetzt sah und er sagte, indem er einen Ring

vom Finger zog, den er ihm einhändigte: „Sterbe ich in diesem Kerker, wackrer Bursche, und der Bösewicht schenkt Dir die Freiheit, so suche den König auf, zeige ihm diesen Ring, den er einst in glücklichen Tagen mir schenkte, erzähle ihm meine Schicksale und meinen Tod und fordre ihn auf, in seiner Gerechtigkeit den Frevler Durlinski zu bestrafen und die Unglückliche, die in seiner Gewalt schmachtet, zu befreien. Versprich mir das!" —

Weinend stürzte Boleslas seinem Herrn zu Füßen und den Ring auf die Brust verbergend schwur er, seinem Befehle nachzukommen, wenn er ohne ihn je die Freiheit wieder erringen sollte.

An eben diesem Tage trat der Schloßaufseher zu den Gefangenen und entbot Lowzinski zu seinem Herrn. Diesmal war es nicht das altertümliche, schmutzige Zimmer, wo der Starost das erste Mal seinen Gast empfangen hatte. In einem Saale, dessen Ausschmückung von ehemaliger Pracht zeugte, die jedoch im Laufe der Zeiten

ziemlich verwittert war, ging Durlinski im Staatsgewande, mit den Sporen lautklirrend, auf und ab. Ein Kontusch von rosafarbenem Seidenstoffe, reich mit Silber verbrämt, hing über dem grüntaffetnen Unterkleide, und eine eben solche Mütze mit Reiher, Quasten und Schnüren, war auf das eine Ohr gedrückt und erhöhete die Häßlichkeit des dunkelrothen Glatzkopfes.

Mit stolzem Schritte trat er dem bleichen Gefangenen entgegen und fragte spöttisch nach dem Befinden seines Lehrers.

„Die Grille, bei Dir Unterricht zu nehmen, kam mir heute wieder, als ich einen Versuch wagte, das Herz meiner Angebeteten zu erobern und ihr Widerwillen, den sie zeigte, mir es deutlich genug machte, wie weit ich in der Kunst, liebenswürdig zu seyn, noch zurück bin.“

Lowzinski sah ihn mit einem verachtenden Blicke an.

„Nein, nein,“ fuhr jener fort, „ich will Dich als meinen Meister gern erkennen und Du

sollst Deine Lectionen beispielweise beginnen. Versuche Du's bei der Schönen und stimme ihr Herz zur Liebe, das will ich mir dann merken und es Dir darin nachthun!"

Bei diesen, mit dem ihm eigenen widerlichen Gelächter begleiteten, Worten öffnete er einen Vorhang, der eine Nische den Blicken entzog, worin auf einem Ruhebette eine ohnmächtige Dame lag.

Wenn gleich die Blässe des Gesichts, und die geschlossenen Augen, ihr vieles von ihren eigenthümlichen Reitzen geraubt hatte, so erkannte Lowzinski doch sogleich Lodoiska und stürzte von dem gewaltigsten Schmerze durchdrungen vor ihr nieder, indem er ihren Namen ausrief. Sie öffnete die Augen, ihr irrer Blick fiel auf ihren Peiniger und mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, stürzte sie auf das Polster zurück.

Durlinski schien sich an diesem Anblicke zu weiden und stand mit untergeschlagenen Armen, thierische Rohheit auf dem Gesichte, in einiger

Entfernung, indem er rief: „nun, so fangt eure Lection an und laßt mich nicht an eurer Wissenschaft zweifeln. Ich sehe, sie mag Euch eben so wenig ansehen, wie mich!“ —

Lowzinski ergriff Lodoiska's Hand und sprach wiederholt ihren und seinen Namen. Sie kam zu sich und blickte ihn an — aber plötzlich — ihre Augen auf die Umgebung werfend, und berechnend in welcher Gefahr ihr Geliebter schwebe, veränderte sich der Ausdruck ihrer Züge, sie schien ihre ganze Kraft zu sammeln, stand auf und sprach zu Durlinski: „welcher Schmach willst Du mich noch preisgeben, daß Du erlaubst, ein fremder Sclave, den ich nie gesehen, dürfe mir von Liebe sprechen und in Deiner Gegenwart durch seine Zutraulichkeit meine Hand entweihen. Bin ich nicht schon genug von Dir gekränkt, daß Du immer neue Qualen für mich ersinnst?“

Lowzinski wandte sich von Schmerz ergriffen weg, er wähnte, daß der lange Kerker und die über ihr verhängte Schmach ihren Verstand ver-

wirrt habe. Durlinski jedoch erkannte Lodoiska's Verstellung und bat sie lachend, doch ja nicht zur Rettung ihres Heißgeliebten diese List anzuwenden, da es längst nicht mehr zweifelhaft sei, daß Lowzinski und kein Andrer vor ihren Augen stände.

„Lodoiska!" rief ihr unglückicher Geliebter, „ja, ich habe mich selbst unserm Verfolger genannt. Mein Tod, so wie Dein Elend sind gewiß, aber der König wird mich, Dein Vater Dich rächen, und sichere Einleitungen sind getroffen, daß Beide von Allem unterrichtet werden sollen."

„Drohungen?" wüthete Durlinski, „nun wolan, so will auch ich drohen, und wie ich glaube, stehen sie mir besser an als Dir. Schleppt ihn in seinen Kerker zurück, bewacht ihn wohl, und wenn diese Schöne mich von heute in drei Tagen nicht eben so liebenswürdig finden will als diesen Milchbart, so soll er den Lohn seines schlechten Unterrichts empfangen und vor ihren Augen erschossen werden."

Auf einen Wink des Staroſten wurde Low-

zinski, der sich Lodoiska genähert hatte, fortgeschleppt und nur seine verzweiflungsvollen Blicke konnten den ihrigen begegnen, Schmerz hatte ihm die Stimme geraubt, Ohnmacht ihre Worte erstickt.

Boleslas war froh wie ein Kind, als er seinen Herrn zurückkehren sah; er hatte geglaubt, daß ein gewaltsamer Tod ihn ewig von ihm trennen würde. —

Zwei schmerzliche Tage waren bereits Lowzinski in stetem Nachdenken und dumpfem Brüten hingeschwunden. Es war nur zu gewiß, daß Durlinski diese Eigenmacht gegen Pulawski's Willen ausübte und weniger zitterte Lowzinski vor seinem Tode als vor der Schwäche Lodoiska's.

Die Nacht, die dem dritten verhängnißvollen Tage voranging, war bereits über die Hälfte verstrichen, die Gefangenen hatten sich ermüdet auf ihr Lager geworfen und genossen die Wohlthat des Schlafes, als ein dumpfer Lärm und Waffengeklirre sie daraus weckte. Sie hörten das

wilde Geschrei von Kriegern, sie vernahmen bald Durlinski's Stimme durch die Gänge brüllen, Waffen herbeischleppen, Pfeile und Kugeln durch die Luft pfeifen, Verwundete und Sterbende ächzen. Es blieb kein Zweifel, daß die Burg überfallen war. Thüren wurden auf und zugeschlagen. Alle Bewohner hatten sich auf die Mauern begeben, der Lärm verlor sich in die Ferne, der Kampf wüthete in den Außenwerken der Festung. Die Schildwachen im Garten verließen den Posten, und die Gefangenen, einen mächtigen Hoffnungstrahl in der Brust, rüttelten mit vereinter Anstrengung an den Eisenstäben ihres Kerkers ohne sie zum Wanken zu bringen.

Da plötzlich vernehmen sie's durch die Luft pfeifen, eine plötzliche Helle verbreitet sich, die Bäume schwanken wie vom Sturm gepeitscht hin und her und erscheinen roth gefärbt. Fenster stürzen klirrend — die Veste brennt an allen Enden. Schon erfüllt ein erstickender Qualm das Gemach, worin die Gefangenen sich befinden, die Flamme

nähert sich auf Sturmesflügeln, das Sausen wird stärker, schon werden die Eisenstangen heiß, da die Flamme von allen Seiten daran leckt, unerschrocken, auf Gottes Hülfe fest vertrauend, stehen Lowzinski und Boleslas da, nach dem Thurme, worin Lodoiska schmachtet, unverwandt die Blicke gerichtet, da röthet sich auch dort der nächtliche Himmel, die Flamme schlägt empor, des Thurmes trockne Dachsparren haben gefangen, aus einer kleinen Oeffnung flattert ein weißes Tuch und vom stummen, gräßlichsten Entsetzen übermannt, starrt Lowzinski einen Augenblick zum Himmel und stürzt sich dann mit der Kraft der Verzweiflung auf die Eisenstäbe, die, durch und durch glühend, dennoch seiner Anstrengung nicht weichen wollen.

11.

In dieser Todesangst vernehmen sie mit einem Male Durlinski's Stimme wieder. Er feuert die Streitenden an, die — wie es scheint

— vor den andringenden Feinden in das Innere der Veste zurückweichen. Bald hörte man auch das Geschrei der Verfolgenden, worin sich das „Pardonrufen" der Besiegten und Verwundeten mischte.

Boleslas schrie in dem glühenden Käfig wie ein Verzweifelter und kaum vernahmen es die Sieger, als sie auch mit Aexten die Thür erbrechen und zur Rettung herbeistürzen.

Im dicken Rauche erkennt Lowzinski den Tartarenfürsten, der ihn fortreißt, und mit erstickter Stimme ruft er ihm die Worte zu: „Lodoiska! dort — Thurm — Rettung!" und eilt, von Boleslas und einem Haufen Tartaren gefolgt, nach der Gegend des Thurms. Eine kleine Eisenthür weicht ihren vereinten Anstrengungen und eine Wendeltreppe, die sich um einen starken Mauerpfeiler dreht, zeigt sich ihren Blicken. Der dicke Rauch aber, der ihnen entgegenquillt, droht sie zu ersticken und die Tartaren erklären es für unmöglich, hier durchzudringen und werfen sich

nach einer andern Seite, um die Beute ihren Brüdern nicht allein zu überlassen.

Lowzinski jedoch — ein feuchtes Tuch im Munde — gewinnt einige Stufen und dringt, von Boleslas gefolgt, in den Thurm hinauf. Endlich sind sie oben und erblicken in einem Winkel Lodoiska fast besinnungslos liegen. Auf den Ruf aus Lowzinski's Munde schleppt sie sich ihm matt entgegen, dieser hebt sie empor und will so eben mit ihr forteilen, als mit furchtbarem Getöse ein Theil des Thurmes zusammenstürzt und ihn nicht unter seinen Trümmern begräbt, sondern der Flamme einen Luftzug verschafft, die nun frei emporwirbelt und dem erstickenden Dampfe ein Ende macht.

Hochaufathmend eilt Lowzinski mit seiner holden Beute die glühenden Stufen hinab in den Hof, wo Tisi-Chan und seine Tartaren bereits mit dem Ordnen und Theilen der gemachten Beute sich beschäftigten.

Unter dem von Flammen gerötheten Nacht-

himmel, umgeben von den Trümmern der Veste stand der Chan mit seiner Horde und zählte die Pferde, Kühe und Schafe, die aus den Ställen herbeigetrieben wurden. Auf der andern Seite waren Mehrere beschäftigt, Gold- und Silbermünzen und Sachen von Werth auf kleine Wagen zu laden, und sie sorgfältig zu bedecken. Im Hintergrunde standen stark bewaffnete Tartaren, welche die Gefangenen bewachten und im Schatten eines hohen Gemäuers, wo noch nicht die Flamme hingedrungen war, erblickte man die rauhen Söhne der Steppe eifrig bemüht, einigen jungen Polinnen, die auch zur Beute gehörten, Beweise ihrer Liebenswürdigkeit zu geben.

Von allen Uebrigen entfernt und mit starker Bedeckung, saß jedoch mit schweren Fesseln belastet, auf einem Steinhaufen, der ehemalige Herr der Veste, der häßliche Duślinski, bald Verwünschungen ausstoßend, bald die geballten Fäuste, an denen die klirrenden Fesseln herabfielen, vor Stirne und Augen schlagend.

Während dieser Scene hatte sich Lowzinski auf den Boden gesetzt und Lodoiska lag gerettet, lebend, doch mit geschlossenen Augen an seinem Herzen.

Wie sie endlich zu sich kam und um sich blickte, schien jeder Zweifel zu fliehen, wem sie ihre Rettung verdanke.

„Was hilft es uns," sagte sie mit matter Stimme, „wieder vereinigt zu seyn? sind wir nicht in die Hände der Tartaren gefallen, und werden wir nicht abermals getrennt werden?"

„Nein," sagte Lowzinski, „Lodoiska, wir bleiben vereint. Der edle Tartarenfürst ist mein Freund — von ihm haben wir nichts zu befürchten. Er wird uns im Gegentheile unterstützen." —

„Nach Kräften!" fiel des Chans rauhe Stimme ihm ins Wort, „aber jetzt ist mir erst Alles recht klar geworden. Du und Dein Freund, der wackre Junge dort, hatten sich bei Durlinski eingeschlichen, um ihm dies Vögelchen aus dem Neste zu holen. Das gefällt mir, was wollte

das abscheuliche Gesicht auch mit dem allerliebsten Mädchen machen? Doch wissen möchte ich gern, wie das Alles zusammenhängt; ihr werdet mir einen Gefallen thun, mir's zu erzählen."

Lowzinski theilte dem Chan seine Abenteuer mit, die jener mit großer Aufmerksamkeit anzuhören schien, und auch Lodoiska berichtete, wie ihr Vater sie zu seinem Freunde Durlinski gebracht habe, wie dieser sie mit seiner Neigung verfolgt und als sie ihn nur mit Abscheu und Verachtung behandelt, sie endlich in den Thurm habe werfen lassen, woraus Lowzinski's Muth sie endlich befreite.

Bei dem Namen Pulawski, den Lowzinski ihm nannte, erheiterte sich des Chans Gesicht zusehends und er sprang auf, Einigen von seinen Leuten einen Befehl zu ertheilen, die sich sogleich auf ihre Pferde warfen, um ihn auszuführen.

Mittlerweile hatte Alles in der eingenommenen Veste ein freundliches Ansehen bekommen.

Die Beute, die Waffen, die Verwundeten

und die Gegenstände, die an Kampf und Plünderung erinnern konnten, waren nach den äußern Werken gebracht worden und in einer der großen Hallen, wo sonst die Leibwacht des Staroſten zu hausen pflegte, waren auf Holzblöcken Tafeln gelegt worden, die mit mannichfachen Speisen, wie sie Tartaren gern essen und zu bereiten pflegen, und mit den aus den Kellern der Veste herbeigebrachten Ungarweinen, reichlich besetzt wurden. Der Chan führte seine edeln Gäste, so nannte er Lodoiska und ihren Geliebten, zum Mahle und Durlinski mußte streng bewacht in einem Winkel der Halle wie ein Hund an der Kette liegen und ohnmächtig knurrend zusehen, wie Fremde in seinem Eigenthume wirthschafteten und seine Habe vergeudeten.

Sobald der Chan die Tafelhalle betreten hatte, wurde unter lautem Gebete eine Menge tartarischen Milchbranntweins als Trankopfer vergossen, um dem Himmel für den errungenen Sieg und die gemachte Beute zu danken. Als-

dann trank jeder stehend aus der herumkreisenden Schaale einen tüchtigen Schluck desselben Getränks, um den Magen zur bevorstehenden Mahlzeit gehörig einzurichten.

Lodoiska überreichte der Chan selbst einen goldenen Becher voll des süßen tartarischen Weines Tschier, da, wie er bemerkte, das scharfe Getränk der Steppenkrieger ihren holden Lippen wohl nicht munden würde.

Gebratenes und gekochtes Schaf- und Füllenfleisch machte die Mahlzeit der Tartaren aus, wozu sie mit der hohlen Hand, aus hölzernen Schaalen, dicke gesäuerte Milch schöpften, um sich daran zu erlaben, und ihre langen, schwarzen Zottelbärte damit recht zierlich weiß färbten.

Der Chan sprach weidlich dem Ungarweine zu, und ließ sich die polnischen Leckerbissen, die, aus dem Küchenvorrathe des Stakosten herbeigeschleppt worden waren, wie: geräucherte Bärenpratzen, Elenzungen und Eberschinken, recht wohl schmecken. Doch verschmähete er demunge-

achtet die tartarischen Ragouts von Pferdefleisch nicht und sagte lächelnd: „Wenn uns gleich der Genuß des Weines wie des Pferdefleisches untersagt ist, so besorgen wir doch nicht eine Sünde zu begehen, wenn wir dies Gebot überschreiten — da es keine Satzung des Himmels ist, sondern nur von unsern Priestern herrührt.“

Nach beendigtem Mahle wollten die Sänger der Horde eben einen ihrer Gesänge anstimmen, als verworrene Stimmen und das Getrappel vieler Pferde draußen hörbar wurde. Sogleich horchte Alles auf, der Chan befahl aber sich ruhig zu verhalten und stieg selbst in den Hof hinab.

Lowzinski und Lodoiska sahen sich ängstlich an, weil sie an einen Ueberfall dachten; und aus dem Winkel erhob sich, so viel es die lastende Wucht der Fesseln zuließ, die abscheuliche Gestalt Dyalinski's und rief mit heulendem Hohne: „Da kommen die Rächer! glaubt Ihr Thoren, daß Ihr gerettet seyd? glaubt Ihr, daß die dräuen-

de Flammensäule meines Schlosses nicht weit hinausstralte in der Nacht, und die Gegend zu meiner Befreiung bewaffnete? Nun kommen sie — und mit Euch ist es aus!" —

12.

Es dauerte nicht lange, so trat der Chan wieder in die Halle von einigen seiner Tartaren gefolgt, die 6 Männer in polnischer Tracht herbeiführten.

„Hier ist Jemand, den ihr kennen werdet," rief der Chan — und kaum hatte er diese Worte geendet, als Lodoiska mit einem Freudenschrei emporsprang, Durlinski aber mit Zähneknirschen in seinen Winkel zurückstürzte.

Es war Pulawski, der, als Titsi's Chans Gefangener, seiner Tochter entgegentrat.

„Wir haben diesen edeln Polen und seine Leute vor einigen Tagen im Walde gefangen," sagte der Chan, „wie er eben sich diesem Schlosse näherte, wahrscheinlich seinem Busenfreunde, der

nun dort im Winkel liegt, einen Besuch abzustatten. Gut, daß wir ihn aufgriffen, sonst hätte ihm diese Nacht, so wie manchem andern ehrlichen Kerl, das Leben kosten können. Wie ich aus den ihm abgenommenen Papieren erfahren habe, ist es kein Geringerer als der Marschall Pulawski, der den Russen so viel zu schaffen macht, doch er wollt' es uns nicht gestehen. Da Du Deinen Vater nun so nanntest, sollst Du uns sagen, ob es der Rechte ist oder nicht." Der alte Marschall drückte Lodoiska an sich und sprach wehmüthig: „Ja, es ist Pulawski, der Unglückliche, der die Schmach seines Hauses mit eigenen Augen sehen mußte. Sein Kind, an der Seite des Verräthers, der, mit Räubern im Bündnisse, die Vesten der edeln Polen überfällt und anzündet!"

„Wer sagt Dir das, Graukopf?" schrie ihm Titsi-Chan entgegen. „Der junge Mann dort ist kein Verräther, sondern er hat Dein Kind aus dem Thurme mit Gefahr seines Lebens errettet,

wo jener Unhold, der edle Pole, und Dein würdiger Freund, sie eingekerkert hielt."

„Nicht möglich!" sagte Pulawski. „Seh' ich Euch nicht hier? ist Durlinski nicht gefesselt? Hatte ich ihm nicht meine Tochter anvertraut, um sie vor den Nachstellungen dieses Unwürdigen zu schützen?"

Lowzinski wollte sprechen, aber der Chan winkte ihm mit der Hand und einen derben tartarischen Fluch ausstoßend, rief er: „aber welch' eine eigensinnige Verblendung hat sich Deiner bemächtigt, Du alter, ruhmvoll bekannter Krieger! So glaube mir doch nur, was ich Dir sage, daß jener, der dort im Winkel an der Kette liegt, ein schuftiger Hund ist, der Dein Vertrauen misbrauchte und — wenn wir nicht zur rechten Zeit gekommen wären, um dies Raubnest in Brand zu stecken — so würde Deine arme Tochter das Opfer seiner Lüste geworden seyn! Drum nimm geschenkten Rath an, gieb diesem jungen, edeln Krieger ihre Hand, er liebt sie mehr als sein

Leben, das hat er bewiesen, und wenn Tapferkeit hohen Lohn verdient, so muß er sie haben!"

Pulawski zögerte mit der Antwort, und blickte Lowzinski ernst an. Sein Herz schien sich zur Milde zu neigen, aber der Gedanke an das Vaterland, das jetzt unter fremdem Joche seufzte, der Gedanke, daß Lowzinski zu dem Verrathe seine Stimme geben konnte, wandelte schnell wieder die eben aufkeimende Milde in unerbittliche Härte.

„Nun wolan," sagte Titsi-Chan, „wenn Du's denn nicht Anders haben willst, so will ich auch auf meinem Rechte stehen bleiben. Es ist sonst eben auch meine Art nicht, den Großmüthigen zu spielen und das Geld mit offenen Händen in den Strom zu werfen. So wisse denn, daß ich für Lodoiska eine tüchtige Summe auf dem Markte Kyrim-Stambuli zu erhalten hoffe, wo die Lieferanten der Bascha's sich einstellen, um schöne Sclavinnen für die Serajos einzuhandeln. Eine solche Schönheit wie Deine

Tochter, mit Augen wie Mondschein und Haaren wie Sonnenstralen, der noch kein einziger Zahn im Munde fehlt, die Alle wie Perlmutter glänzen, deren Magerkeit durch gute Pflege, sorgfältige Nahrung und andere Künste, die wir kennen, bald in Fülle sich verwandeln soll, geht zu hohem Preise weg; Du kannst dann obenein gehen, wenn Du gern bei Deiner Tochter bleibst, und magst die Küche oder den Garten eines alten Janitscharen besorgen helfen; aber hier der junge Graf, der Freund seines Königs und wahrscheinlich unmenschlich reich, muß uns ein Lösegeld zahlen, mehr werth als die ganze Beute dieser Nacht. So soll es seyn — nach Deinem Willen — Du hast Recht und uns Allen wird geholfen seyn."

Bei den letzten Worten saß er wieder am Tische und spießte einiges Eingeweide von Gänsen und anderem Geflügel, das im eigenen Fette geschmort mit einer Sauce von Säffran, Rosinen und süßem Wein, für einen der pikantesten

Leckerbissen galt, auf die Gabel und ließ sich's wohl schmecken.

Lowzinski wollte sich dem Marschall nähern, aber dieser wandte sich mit einem väterlichen Blicke zu seiner Tochter, die, ihrer Erschöpfung ungeachtet, ihm eine so lebendige Schilderung ihrer ausgestandenen Leiden, ihrer zärtlichen Liebe zu Lowzinski und seines bewiesenen Heldenmuthes entwarf, daß Pulawski's Rührung nicht zu verkennen war.

„O wenn er nur nicht der Verräther Einer gewesen wäre!" rief der Starre schmerzvoll aus.

„Nicht Verräther, harter Mann!" sagte Lowzinski — „ist es ein Verbrechen, einen treuen Freund zu haben — ist es ein Verbrechen für seinen Freund Alles zu thun?"

„Alles," erwiderte bitter Pulawski — „Alles nicht — auch das Entehrendste?"

„Nicht so," rief Lowzinski, von einem edeln Feuer durchdrungen, aus, „der König hatte den festen Vorsatz, sein Reich zum Glücke empor zu

heben — er hatte die besten Gesinnungen für uns — er wollte uns einen Wirkungkreis einräumen, wo wir manchem Uebel vorzubeugen im Stande gewesen wären, o warum mußte das unselige Misverständniß obwalten, warum mußtest Du fliehen, um dies Elend über das Land, über Dein Haus zu bringen. Jetzt — ich sah es auf meiner Wanderung in diese Gegend, ist das Land von Russischen Truppen besetzt, jetzt ist jenem Einflusse Alles möglich, weil seine Waffen einer jeden Forderung kräftige Unterstützung gewähren. Der König ist von erkauften Verräthern umgeben, das glaub' ich jetzt selbst, aber er weiß es nicht, er ist unschuldig an dem Verfalle der Republik — er ist edel — er ist ein Vaterlandsfreund. Wir wollen zu ihm eilen, Pulawski, wir wollen ihm über seine, über des Reiches Lage die Augen öffnen, er wird uns hören, er wird Abhilfe schaffen — es ist Alles noch zu retten."

„Sind so Deine Gesinnungen?" sprach Pulawski, ihm beide Hände, die noch immer ge-

bunden waren, entgegen streckend, „so bist Du mein! nicht zu dem schwachen Monarchen wollen wir hin, den Argusaugen bewachen, der im Netze ist, das jeden Augenblick über ihm zusammengezogen werden kann. Er ist verloren, doch darum ist es noch nicht die Republik. Diese zu retten, muß man nicht nach Warschau sich wenden, sondern nach einer andern Seite. Wisse denn, mein Sohn, daß ich das Haupt einer Verschwörung bin, wenn man eine Vereinigung so nennen will, die, zum Nutzen des Vaterlands, fremder, aufgedrungener Macht die Spitze bieten will und durch die Verhältnisse noch gezwungen wird, im Dunkeln zu schleichen. Vierhundert Woywoden versammeln sich im Lublinер Palatinat und ich war im Begriffe zu ihnen zu stoßen, als der Wunsch, erst noch einmal meine Tochter zu sehen, mich in diese Gegend führte. Ich will meinen Unstern segnen, wenn er Dich wieder der guten Sache gewinnt. Wir wollen mit gewaffneter Hand die Rechte des Thrones schützen,

die Russen aus dem Felde schlagen, und Du sollst an meiner Seite in unsern Reihen fechten. Nur so kannst Du Lodoiska's Gatte werden, es giebt keinen andern Weg!"

Lowzinski umschlang den Marschall mit Heftigkeit: „Ich schwöre bei meiner Liebe zu Deiner Tochter, daß mein Arm Dir und der guten Sache geweiht seyn soll und nicht um des verheißenen Lohnes willen, sondern weil ich mein Land wie jeder edle Pole liebe! Ich schwöre Dir bei dem Adel meines Hauses, daß ich die Fremden von diesem Boden verjagen will, die sich die Rechte der Krone mit frecher Willkühr anmaßen wollen!"

„Mein Sohn! mein Sohn!" jauchzte Pulawski, „hier, nimm die Hand meines Kindes!"

Er segnete Beide und Titsi-Chan, mit einer leichten Anwandelung von Weinlaune, erhob sich lachend vom Schmause und rief: „So ist's recht, so wollt' ich es!"

Und mit seinem Dolche durchschnitt er die Stricke, die Pulawski's Hände gebunden hielten

und streichelte ihm die Backen; aber plötzlich wurde er ernst.

„Beim Himmel! ich bin auf eine Weise großmüthig, daß mir das Herz im Leibe zu weinen anfangen möchte," sagte er, „eine Schönheit von der feinsten Art und zwei Magnaten, das kostet mich schönes Geld! Diese Bemerkung müßt ihr einem Räuber nicht übel nehmen, wir müssen davon leben und das dringt sich uns so auf."

„Edler Chan!" sagte Pulawski, „unser Lösegeld soll Dir werden." —

„Wollt Ihr schweigen!" entgegnete der Tartar, „davon will ich nichts wissen, im Gegentheil, Ihr sollt für Euch und Eure Leute, denen ich ebenfalls die Freiheit schenke, Pferde aus Durlinski's Ställen haben. Und das schöne Fräulein mag sich einer jener kleinen tartarischen Telegen bedienen, worin sich's auf dem weichen Steppenboden recht bequem fahren läßt. Und nun lebt wohl! Länger dürfen wir hier nicht verweilen,

sonst könnten wir einen bewaffneten Besuch der Edelleute aus der Nachbarschaft erhalten und auf diesem beschränkten Terrain müßten wir den Kürzern ziehen. Es tagt bereits — lebt nochmals wohl und erinnert Euch zuweilen des Titsi-Chans und seiner Horde, und sagt Euern Landsleuten, obgleich Teufel in der Schlacht, so könnten sie auch wieder gutmüthig seyn und gäben mit der einen Hand wieder, was sie mit der Andern stählen. Diese hier," setzte er hinzu, auf die Gefangenen zeigend, „müssen nach Kyrim-Stambuli, auf den Markt." Hierauf gab er das Zeichen zum Abmarsch, Durlinski und seine Leute, die noch lebend waren, wurden zwischen die Pferde gebunden, und so ging es im gestreckten Galoppe über die donnernde Zugbrücke fort.

Kurz nach dem Abzuge der Tartaren langten, wie es Titsi-Chan vorausgesehen hatte, viele Edelleute mit Bewaffneten an. Mulawski ging ihnen entgegen und unterrichtete sie von dem Vorgefallenen. Nachdem er ihnen von seinem

Vorhaben, die Invasion der Russen zu bekämpfen, in Kenntniß gesetzt hatte, wünschten Einige, sich dem Zuge anzuschließen und so brachen sie, Sechszig an der Zahl, auf, und schlugen den Weg nach Lublin ein. —

13.

Sobald die Nachricht von Pulawski's Ankunft sich in jener Gegend verbreitet hatte, strömten von allen Seiten Unzufriedene hinzu, die sich seinem Beginnen anschlossen und bald konnte er an der Spitze einer Armee von zehntausend Mann gegen die Russen in's Feld rücken. Zuerst warf er sich mit Ungestüm auf die hie und da zerstreuten kleinen Corps und vernichtete sie so, daß er dem Feinde bald bedeutenden Schaden zugefügt hatte und selbst im Besitz von Gefangenen, Munition, Kassen und Kanonen war.

Lowzinski's Vermälung mit Lodoiska wurde im Lager gefeiert, und jeder Soldat nahm Theil

an ihrem Glücke. Allgemein war die Fröhlichkeit; Nationaltänze erklangen, und die Krieger, welche mit so vielen Mühseligkeiten zu kämpfen hatten, vergaßen Alles beim lustigen Krakowiek, und hoben die Füße zum stampfenden Sprung.

Lowzinski zog mitten unter diesem Freudentaumel seinen treuen Boleslas bei Seite, und sagte: „Gehe nach Warschau, suche den König auf und melde ihm, daß sein Jugendfreund Lowzinski in Pulawski's Lager sich befinde, daß er die Feinde des Reiches bekriege, daß er aber nicht der Feind seines Monarchen sey, dessen geheiligte Person zu schützen er stets als seine Pflicht erachten werde.“ Boleslas eilte fort, um dem Könige diese Meldung zu bringen.

Inzwischen kamen täglich junge Männer voll Geist und Muth im Lager an, um unter Pulawski zu dienen. Außer seinen Freunden Zarenba, Mazeppa, sah man dort Lubowski, Strzewinski, Kosinski und seit einigen Tagen hatte

sich ein junger Hauptmann der Infanterie eingefunden, den eine unglückliche Liebe zu dem Entschlusse gebracht hatte, dem Dienste im königlichen Heere zu entsagen und auf die Seite der Konföderirten zu treten.

Er war ein schlanker junger Mann, dessen lange Haare eine hohe Stirne beschatteten; das blasse, hagere Gesicht mit seinen hervorstehenden Backenknochen, der breite Mund mit den stark aufgeworfenen Lippen und die aufgestülpte Nase, würde eher häßlich als schön zu nennen gewesen seyn, wenn nicht Geist und Begeisterung aus den Augen geleuchtet hätte und hierdurch sich ein jeder auf unwiderstehliche Weise angezogen gefühlt haben würde.

Die Liebe zu einer jungen Dame, die der Vater — der stolze Marschall von Litthauen — ihm nicht zur Gattin bewilligen wollte, hatte den jungen Mann mit einer tiefen Schwermuth erfüllt und dieses Ereigniß ihn aus seiner bisherigen Laufbahn gerissen und ihn in eine neue

geworfen, die ihn nicht sowohl durch das, was er vollbrachte, sondern durch das, was er gewollt — unsterblichen Nachruhm brachte. Es war dies Thaddäus Kosciusko, der sich mit jugendlichem Feuer den Patrioten von Bar anschloß, bis ihn sein Verhängniß nach Amerika in Washingtons Schule führte.

Lowzinski verband sich auf's Innigste mit ihm. Ein gleicher Sinn, fast gleiche Schicksale hatten sie näher gebracht. Der Unterschied war, daß Lowzinski Alles bei Seite gesetzt hatte, um Lodoiska sich zu erringen und nun in ihrem Besitze glücklich war; Kosciusko hingegen mit fester Entsagung von dem Gegenstande seiner Neigung schied, um fortan nur dem Vaterlande zu leben und erst als dies verloren war, mit dem großen Abschiedsworte: „Finis Poloniae!“ sich von ihm loszureißen.

So flossen Jahre hin. Pulawski und seine Gefährten errangen durch den hartnäckigen Widerstand gegen eine weit überlegene Macht, wie

auch durch ihren glühenden Patriotismus einen weltgeschichtlichen Ruhm.

Aus einer Provinz in die Andre wogte der Kampf. Keine war übrig, wo nicht irgend eine glänzende Waffenthat zum Ruhme der Polen sprach; Europa's Augen waren dahin gerichtet, und wenn auch die Stillen bittern Tadel über solche Vermessenheit äußerten, so konnte doch die Bewunderung nicht unterdrückt werden, die von allen Seiten solchem Heldenmuthe gezollt wurde.

Je länger aber dieser Kampf dauerte, desto kritischer wurde die Lage der Verbündeten. Jeder Sieg verringerte ihre Anzahl, während dem Feinde stets neue Verstärkungen und Hilfsquellen erwuchsen.

Malachowski hatte ein festes Lager bezogen, worin er sich gegen die Uebermacht halten konnte. Schon drei Monate war er darin gegen alle Angriffe der Russen gesichert gewesen, als endlich der Mangel an Lebensmitteln Besorgnisse in

ihm erregte und ihn zwang, zur Ausführung eines wichtigen Planes zu schreiten, der ihn bereits seit lange beschäftigt hatte.

14.

Tiefe Nacht herrschte überall und Stille in dem Polnischen Lager, das hinter Verschanzungen und undurchdringlichen Sümpfen vor jedem Ueberfall des Feindes gesichert war. Sorglos hatte sich das kleine Häufchen der Polnischen Helden dem Schlafe überlassen, auf seinen Gott und nächst ihm auf seinen Feldherrn, seinen Arm und seine gerechte Sache vertrauend.

Nur in Lowzinski's Zelte saßen zwei Männer, in leiser traulicher Rede, sich über die allgemeine Lage der Dinge, so wie über ihre eigenen Verhältnisse besprechend. Lodoiska schlief in einer durch einen Vorhang geschiedenen Seitenabtheilung des Zeltes.

Mit leuchtenden Blicken saß Kosciusko vor Lowzinski und hatte seine Hand ergriffen.

„Ja, ich verlasse dieses Land!“ sprach er, „das nichts in mir zurückläßt als eine trübe Erinnerung. Was wird das Ende dieses Feldzuges seyn? Eine schmähliche Unterwerfung. Oder glaubst Du, daß die dreimonatliche Rast in diesem sumpfigen Verhau, welche unsere geringe Zahl durch bösartige Fieber gänzlich aufzureiben droht, aus einer andern Ursache entspringt, als aus der Unmöglichkeit, dem überlegenen Feinde ein Treffen zu liefern? Wie lange kann dieses Verstecken unserer Ohnmacht noch währen, die Schlinge wird über unserm Kopfe zusammengezogen und aus den Polnischen Patrioten wird ein Häufchen Abenteurer, die ihre Strafe in Warschau empfangen werden, an ihren Ketten gerüttelt zu haben.“

Lowzinski schauderte zusammen.

„Es ist nicht Muthlosigkeit, mein Freund,“ fuhr Kosciusko fort, „die mich so sprechen läßt. Niemand ist mehr von dem Muthe beseelt, das Vaterland zu retten, und Niemand ist bereit-

williger, sein Blut für dessen Rettung zu verspritzen. In unserer jetzigen Lage kann es jedoch nicht durch uns gerettet werden. Mit Besonnenheit muß man verfahren, will man große Dinge thun, aber nicht sinnlos sein Leben opfern und die Sache dadurch verschlimmern. Daher verlasse ich Polen, um zu einer gelegnern Zeit dahin zurückzukehren. Ich bin frei, kein Band der Liebe und der Verwandtschaft bindet mich an diesen Boden, ich bin nur Pole, nicht liebender Gatte, nicht Sohn, noch Vater. Allein stehe ich da mit der Liebe zu der Scholle, die meine Wiege war — aber diese Liebe ist so riesengroß und mächtig, daß sie jedes andre Gefühl überflügelt. Sie wird mich begleiten zu den fremden Küsten, die mein Fuß betreten wird, und wenn ich dort mich an der wahren Freiheit erlaben werde, wenn ich sie unter großen Vorbildern mit begründen helfe, so werde ich sie einst auch meinem Lande von dorther bringen — des großen Washingtons Segen wird auf mir ruhen, und

mein freier Athem wird den entschlafenen Patriotismus meiner Landsleute erwecken und sie werden das Joch abschütteln und den Moskowiter in seine Gränzen zurückdrängen!"

In seiner Begeisterung hatte er seine Stimme erhoben, daß sie weit hinaus im Lager gehört wurde und verwundert rief der eintretende Marschall Pulawski, den Federhut und Mantel abwerfend: „Ei, was geht hier vor? Wird hier bei später Nacht, in der Nähe einer schlafenden Dame, gestritten? Oder ist es irgend ein fanatischer Priester, der meinem geliebten Sohne Casimir das Gewissen zu schärfen gekommen ist?"

Freundlich ging dem Eintretenden Lowzinski entgegen; Kosciusko hielt sich in ehrerbietiger Stellung, die ihm die militärische Rangordnung vorschrieb.

„Ach mein guter Kosciusko von Siechnowicz!" sagte lächelnd Pulawski, den jungen Mann auf die Schulter klopfend, „mäßigt Euer Feuer und Euern Muth. Wofern ihr mich

anhören wollt, werdet Ihr bald einsehen, wo Ihr ihn besser brauchen könnt als hier."

Bei diesen Worten setzte er sich auf einen Feldstuhl und fing nach einer Pause mit gedämpfter Stimme an:

„Sieh zu, Casimir, ob Dein Weib fest schläft, denn das, was ich Euch zu offenbaren habe, ist nicht für Weiberohren gemacht, obgleich ich meiner Tochter Muth vor vielen Andern zutraue."

Lowzinski war zu dem Lager der Schlafenden getreten und versicherte, daß sie in tiefen Schlummer versenkt sey. Pulawski nahm hierauf wieder mit großem Ernste das Wort:

„Ich will es Euch nicht länger verbergen, meine Freunde, daß wir einem traurigen Schicksale entgegen gehen. Wir sind nicht mehr im Stande, das offene Feld gegen unsern Feind zu behaupten, und dieser liegt vor unserm Lager lauernd, daß wir von Hunger getrieben uns ergeben, oder einen verzweiflungsvollen Ausfall wagen, um uns dann niederzumachen. Beides

müssen wir vermeiden und ich habe einen Plan gemacht, der uns retten kann, wenn Ihr mir Euern Muth und Euern Arm zu dem Unternehmen leihen wollt!"

„Lassen Sie hören, Marschall!" sprach Kosciusko, „kann es zur Rettung des Vaterlandes beitragen, so scheue ich keine Gefahr."

Pulawski sah ihn zweifelhaft an. „Die Zeit drängt zu sehr und läßt daher strenge Prüfungen nicht zu," sagte er, „sie fordert Thaten, rasch und kühn. Darum wende ich mich mit meinem Auftrage mehr an meinen Schwiegersohn, als an Euch, Kosciusko; doch mögt Ihr ihn mit anhören, denn wenn Ihr uns gleich verlassen wollt, wie ich bestimmt vernommen habe, so glaube ich doch, daß Ihr es mit der guten Sache halten, und Euern Säbel nie dem Feinde leihen werdet."

Kosciusko hob seinen entblößten Säbel mit beiden Händen hoch empor und rief mit zum Himmel gekehrten Blicken begeistert aus: „Gott

wird ihn mich wieder für das Vaterland ziehen und mich zu seiner Befreiung zurückkehren lassen!"

Pulawski erwiderte lächelnd: „Euch wird bei Eurer Rückkehr das schöne Loos zu Theil werden, in unsere Reihen zu treten und Euch an den durch uns erkämpften Früchten zu erlaben. Doch bis wir dieses herrliche Ziel erreicht haben, bleibt uns noch schwere Arbeit zu thun übrig. Drum hört mich an. Schon berechnet der Feind die wenigen Tage, die uns noch bis zur gänzlichen Vernichtung übrig bleiben, schon sieht er den achtjährigen Feldzug gegen ein Häuflein Rebellen als beendigt an, und doch steht dem Uebermüthigen sein Untergang so nahe bevor, als er den Unsrigen wähnt. Es gilt den kühnsten Schlag, der jemals geführt wurde, und Du, Lowzinski, sollst ihn ausführen helfen. Vierzig Edelleute haben sich bei Kaluwski in Czenstochow versammelt und harren eines Anführers, den ich aus der Zahl meiner Getreusten

und Tapferſten ihnen ſenden ſoll, dieſer Anführer ſollſt Du ſeyn, Caſimir, wenn Du willſt.“

„Gebietet über mich, mein Vater!“ ſprach Lowzinski.

„Ich verberge Dir nicht die Gefahr, die bei dem Unternehmen iſt,“ bemerkte Pulawski, „mislingt es, ſo biſt Du verloren!“

„Ich bebe vor keiner Gefahr!“ entgegnete der Andre.

„So höre denn weiter,“ nahm Pulawski wieder das Wort. „Der Reſt, der entmuthigte Reſt meiner Krieger beläuft ſich auf Viertauſend; die meiſten Edeln haben unſer Lager verlaſſen und ſind es müde geworden, Entbehrungen und Gefahren zu theilen, ohne ihr großes Ziel zu erreichen. Nichts iſt uns bis jetzt gelungen; wir haben unſre Landsleute an den Feinden gerächt, wir haben ſie aber nicht befreien können. Wir ſtehen als Rebellen da, wir werden als überwundene Rebellen den Tod der Schmach erdulden müſſen. Doch leichtlich könnte das Anders

seyn. Für die Sache des Königs fechten wir, für die gerechte Sache des Thrones, Alle Magnaten würden zu unsern Fahnen strömen, wenn der König in unserm Lager wäre" —

„Der König in unserm Lager?" rief überrascht Lowzinski.

„Und glauben Sie, daß der König sich dazu entschließen würde?" bemerkte Kosciusko.

„Nur Feiglinge würden das abwarten!" sprach der Marschall entrüstet, „Patrioten, entschlossene Helden, kennen einen andern Weg! Gezwungen muß er werden, hieher zu kommen" — .

„Gezwungen!" riefen Beide.

„Ja, denn gezwungen nur wird er folgen" — sagte Pulawski. —

„Er — der nie Warschau, der fast nie mehr sein Schloß verläßt" — erwiderte Lowzinski, „wie ist es möglich" —

„Mitten aus seiner Hauptstadt, aus dem Haufen seiner Schranzen und Garden muß er

entführt werden, was wäre der Kühnheit unmöglich?" rief Pulawski.

„Welch' ein sinnlos wildes Beginnen!" sagte Kosciusko mit schmerzvollem Ausdrucke. „Bedenkt Ihr, welche Folge dieser wahnsinnige Streich haben wird? Ein solcher Angriff auf die geheiligte Person des Monarchen giebt unsern Feinden geschärfte Waffen in die Hände. Nur Besonnenheit kann uns nützen, nicht solche abenteuerliche Unternehmungen. Das Vaterland ist verloren, so wie ihr zur Ausführung schreitet" —

„So spricht die Schwäche, die kein Vertrauen in sich selbst setzt," erwiderte Pulawski.

„So spricht die Unbesonnenheit mit grauen Haaren," rief erhitzt Kosciusko. „Erlaubt, daß ich mich entferne; ich will, da ich das Unternehmen nicht theile, auch nicht in die Geheimnisse seiner Ausführung eingeweiht werden. Ich habe ein Herz, den ganzen Schmerz des Vaterlandes darin aufzunehmen, ich habe einen Arm und Blut für seine Befreiung, aber ich habe

auch einen Kopf, alle Umstände wol zu erwägen, und will nicht sinnlos und tollkühn diesen Kopf auf's Blutgerüst legen, der wohl dereinst noch einen heilsamern Dienst der Sache der Nation leisten kann!"

Mit diesen Worten verließ er das Zelt, und durchwachte trübsinnend den Rest der Nacht, um mit dem frühesten Morgen das Lager und Polen zu verlassen.

Pulawski sah ihm höhnisch nach. „Gut, daß der Falsche geht, er meinte es nie gut mit uns, der Litthauer!" rief er aus, „Du, Lowzinski, thust, was ich Dir sage!"

Lowzinski legte betheuernd die Hand auf die Brust.

„Das Unternehmen," sagte der Marschall, „ist das Gewagteste, das Verzweiflung je bestand, noch gefährlich, wenn es schon vollbracht ist. Misglückt es, so stirbst Du den Tod der Hochverräther und ich werde Dir, dem Märtyrer der Freiheit, in tiefem Schmerze ein Todtenopfer aus

Russischen Leichen thürmen; doch führst Du das Wagstück glücklich aus — welch ein Gefühl kann dem Deinigen gleichkommen? Der König wird hier unter unsern Zelten wandeln, er wird die Luft der Freiheit athmen, seine Krieger werden ihn umgeben, und die Feinde des Staats werden die Seinigen werden. Der erschlaffte Muth der Edelleute wird neu sich beleben, sie werden den Fahnen ihres Königs zuströmen, sie werden die Russen von unserm Boden treiben, und Du — Du wirst der Urheber dieser Glückseligkeit seyn!"

Bis zum Morgen währten noch die Eröffnungen, die Pulawski seinem Schwiegersohne wegen der Ausführung der Unternehmung zu machen hatte und der Tag wurde mit den nöthigen Anstalten zum Aufbruche hingebracht.

Die nächste Nacht kam herauf und das kleine Heer durchzog in ernster Stille die Sümpfe, die sich hinter dem Lager ausdehnten, und die der Feind für unwegsam hielt und daher unbeob-

achtet ließ. Als die Polen die große Straße erreicht hatten, zog Pulawski mit seiner Schaar darauf weiter fort, um die Haufen der Russen immer zu beschäftigen, während Lowzinski an der Spitze einiger Getreuen ungestört seinen Weg nach Czenstochow auf Seitenpfaden fortsetzen konnte.

Lodoiska ahnete nichts von der Gefahr, in die ihr Gatte sich stürzte und Lowzinski nahm gepreßten Abschied von ihr; aber was galten dem Polen die Gefühle des Gatten, Vaters, Bruders, gegen das Eine der Vaterlandsliebe, dem er gern jedes Opfer zu bringen bereit war.

15.

Lowzinski legte den Weg mit solcher Eile zurück, daß er schon am nächsten Tage die Thürme von Czenstochow erblickte. Hier war der Versammlungsort der Verbündeten. Er fand sie Alle muthig und entschlossen das Aeußerste zu wagen, um den Monarchen lebend in's Lager

Pulawski's zu bringen, und verabredete mit ihnen das Erforderliche, um das tollkühne Unternehmen in's Werk zu setzen.

Es war am Abende des 2. Novembers im Jahre 1771, als auf der Straße von Nadarzyn zwölf kleine, mit Heu bepackte, Bauerwagen, von mehrern Landleuten umgeben, sich der H[illegible]stadt näherten. Die Kuppeln und Thürme umhüllte ein feuchter Nebel, der hinter der Stadt, wo der Weichselstrom sie von Praga schied, zu einem dichten Vorhange wurde, der keinem einzigen Sterne durchzublicken vergönnte. Auf den entlaubten Bäumen lag Schnee und die schlechte Landstraße zeigte ein traurig Gemisch von Schwarz und Weiß, da der Schnee noch nicht Festigkeit genug hatte, um mit Schlitten befahren zu werden.

Ueber die lange Leszno hinab, zogen die Heufuhren und die müden Pferde wurden beständig von den Bauern mit lautem Fluchen angetrieben. So erreichten sie endlich das große

Gebäude der Dominikaner, die gastfreundlich den Erschöpften Obdach gewährten, das heißt: die Wagen wurden unter einen Schoppen gefahren, die Pferde ausgespannt und in einen leeren, offnen Stall gebracht, und die Menschen machten sich's, so gut es gehen wollte, in den weitläuftigen Kreutzgängen, die den Klosterhof umgaben, bequem, ohne daß sich Jemand weiter um sie bekümmerte.

Es war bereits sehr spät geworden, und ein Pater klirrte mit einem mächtigen Schlüsselbunde den langen Gang herab, um die Pforte zu schließen, da erhoben sich schnell zwei von den Bauern, die mit den Andern im leisen Geflüster auf den kalten Fliesen des Kreutzganges lagen und gingen, besorgt wie es schien, zur Eingangsthür, als erwarteten sie Jemand mit Ungeduld. Und Dank den vielen Kreutzlein, die geschnitzt und gemalt an den Wänden zu erblikken waren, und vor welchen der herabkommende Pfaffe jedesmal die übliche Reverenz zu machen

hatte, die Pforte war noch nicht geschlossen, als, von der Seite von Blonie her, eine kleine Karavane, ungefähr zwanzig Mann stark, aus Schlowakischen Kesselflickern und ähnlichem Gesindel bestehend, ihren Einzug in den Klosterhof hielt, und mit tiefer Kniebeugung, den Thorschließenden Pater vorbeilassend, sich ein von den Bauern entferntes Winkelchen aufsuchend, um auf ausgebreiteten Schaafpelzen und Filzdekken sich der Ruhe zu überlassen.

Der Mönch machte vorbeigehend das Zeichen des Kreutzes über beide schlafende Gruppen und klapperte und klirrte dann durch den langen, öden Gang hinauf in's Kloster. Alles war ringsum still und finster. Nur einige bunte Lampen, die vor dem Schutzheiligen die Nacht hindurch brannten, verbreiteten, ungefähr in der Mitte des Ganges, einen magischen Schimmer. Da erhoben sich einige von den Schlowaken und näherten sich den Bauern, die auch aufstanden und den Andern kräftig die Hände schüttelten.

„Glücklich angelangt?" sprach der Eine, ein hoher Mann, aus dessen Gesichte zwei feurige Augen herausstralten, mit unterdrücktem Basse.

„Ganz ohne Fährlichkeit, Pan Kaluwski," sprach ein junger, kräftiger Mann, mit edeln Zügen.

„Nach mehrern günstigen Vorbedeutungen zu schließen," nahm Kaluwski wieder das Wort, „so glaube ich, daß unser Unternehmen gelingen werde."

„Wo ist denn Hrabia Lowzinski?" fragte der Andre wieder, der Niemand Anders als der junge Kosinski war, der voll Muth und Vaterlandsliebe sich dem gefährlichen Wagniß angeschlossen hatte.

Bei Nennung seines Namens kam Lowzinski herbei, der, weil er der Gekannteste von Allen in Warschau und am Hofe des Königs war, die entstellendste Tracht für sich gewählt hatte.

Er war gekleidet wie einer jener armen Lit-

thauer, die aus dem fetten Thonboden, den sie bewohnen, rohe Töpfe und Pfannen bilden, und den heisern Ruf: Topky! Top! Top! beständig wiederholend, durch alle Straßen Warschau's streifen.

„Hier bin ich, meine Freunde!" sprach er ernst, „ich beschäftigte mich eben in Gedanken mit der Ausführung unsers Vorhabens. In das Schloß zu dringen, ist bei der Menge der Garden, und unsrer nur kleinen Anzahl, nicht möglich, wir müssen daher suchen, den König auf einem Spaziergange aufzugreifen, am Leichtesten wäre es, wenn er Abends aus einer Gesellschaft sich nach Hause begiebt. Die Abende sind jetzt neblig und dunkel, seine Begleitung pflegt nicht stark zu seyn, und diese Gelegenheit bietet sich uns wohl am Schnellsten dar. Morgen mit dem Frühesten verlassen wir das Kloster, nachdem wir, wie Leute unserer Art, es zu halten pflegen, unser Frühstück bei den frommen Vätern gebettelt haben, und zerstreuen uns in der Stadt,

um Kundschaft einzuziehen. Nachmittags fünf Uhr treffen wir hier zusammen, um uns unsre Nachrichten mitzutheilen und einen Plan zu verabreden. Jetzt, Gefährten, legt Euch zur Ruhe, um Stärke zu den gefährlichen Abenteuern zu gewinnen, die uns erwarten."

Die Verbündeten schlichen leise nach ihren verschiedenen Lagerplätzen und wenn gleich das Gespräch aufgehört hatte und Alle die Augen schlossen, so war doch wohl den Wenigsten dieser jungen Edelleute vergönnt, sich eines erquickenden Schlummers zu erfreuen.

16.

Als am andern Morgen zur Hora geläutet wurde, und die Mönche ihre Zellen verließen, um sich zur Kirche zu begeben, erhoben sich auch die Verbündeten, um die Messe zu hören, hielten hierauf ihr Frühstück, ein Stück Weißbrod, wie es die Mönche vom köstlichsten Mariemonter Mehl in ihrem Kloster backen lassen und

einen tüchtigen Schluck scharfen Kornbranntweins, und verbreiteten sich, ihren verschiedenen Geschäften nach, in Warschaus Straßen.

Russische Krieger hatten die Wachen bezogen und durchzogen in einzelnen Pikets, als Patrouillen, die Stadt. Alles deutete auf kriegerische Unruhe und vermehrte die Vorsicht der jungen Edelleute.

Kaluwski und Lowzinski, nachdem dieser seine Töpfe zu wohlfeilen Preisen abgesetzt hatte, stellten sich bettelnd an die Thüren der Kollegialkirche, im Angesichte des königlichen Schlosses, um nichts zu verlieren, was sich dort ereignen könnte.

Mehrere der Verbündeten durchzogen die sechs engen Gassen, die nach dem Sigismundusplatz auslaufen, um gleichfalls ein wachsames Auge auf Alles zu richten.

Schon ist es halb Fünf Uhr und noch ist Nichts vorgefallen, was darauf hindeutete, als würden die Verschworenen schon an diesem Aben-

de ihren Vorsatz ausführen können. Mismuthig wollen Kalnwski und Lowzinski schon ihren Posten verlassen, um sich an den Versammlungsort zu begeben, da plötzlich ruft die Wache am Schlosse in's Gewehr, die Trommel wird gerührt, alle Vorübergehenden bleiben mit entblößtem Haupte stehen, es ist der König, der, von einem Kammerherrn begleitet, zu seinem Oheim, dem Kronfeldherrn Czartorisky, zur Tafel fährt.

Die beiden Bettler an der Kollegial-Kirche eilen mit Blitzesschnelle in's Dominikanerkloster, wo die Andern sie schon erwarten.

Die fünfte Stunde des Herbstabends führt ein willkommenes Dunkel herbei, das weite, öde Gebäude der Dominikaner verbirgt leicht jede Unternehmung den Neugierigen. In Eile werden Sattel und Zeug, Pistolen und Säbel, ohne besondere Vorsicht aus den Heuwagen gezogen, die vorgespannten Pferde werden zu herrlich aufgezäumten Rennern, die an Schnelligkeit mit den Besten wetteifern, und Bettler, Schlowaken

und Heubauern sitzen darauf als wohlbewaffnete Reiter. Nur Lowzinski, der Allen Bekannte, hüllt seine schlanke Gestalt in einen weiten Mantel von dunkler Farbe und drückt einen großen Hut in die Stirne. Die Mönche halten Ruhe nach eingenommenem Mahle und die Verwandelten entkommen, in einzelnen Parthien, glücklich in's Freie.

Sie kreutzen jetzt durch die Meth- und Senatorengasse, bis an das königliche Schloß, die Rückkehr des Monarchen abwartend, fest entschlossen, ihn jetzt zu entführen.

Endlich um zehn Uhr sehen sie den Wagen des Königs den Vorhof des Czartoriskischen Pallastes verlassen. Das Gefolge ist nicht bedeutend. Zwei Läufer mit Fackeln, dann zwei Offiziere von der Garde, denen ein Stallmeister folgt. Ein Vorreiter, der Kutscher, zwei Pagen am Schlage, und zwei Lakeyen nebst zwei Heyducken auf dem Tritte. Ein Herr vom Hofe saß an des Königs Seite. Lowzinski, an der

Spitze von zwölf Mann, sprengt die Straße hinab, und wendet dann schnell, um dem Wagen entgegen zu kommen, während Kaluwski und die Andern ihn von allen Seiten umzingeln wollen.

Sie sprechen russisch und ihr schnelles Reiten erregt kein Aufsehen, da man sie für Russische Patrouillen hält, die dem königlichen Wagen Platz machen wollen.

Plötzlich jedoch sprengt Lowzinski dem Vorreiter mit vorgehaltenem Pistol in den Weg und schneidet so die, welche voranritten, von denen, welche folgen, ab. Kaluwski schießt den Kutscher vom Bock, ein Andrer verwundet die Pagen. Ein allgemeiner Auflauf entsteht, man hört von allen Seiten schießen. Der Regen gießt in Strömen herab und die Nacht ist eine der finstersten, die sich jemals auf Warschau niedersenkte.

Stanislas behält kalte Besonnenheit genug, um aus dem Wagen zu springen, um in der

Verwirrung, welche die Finsterniß begünstigt, den Pallast seines Oheims zu erreichen, von dem er nur erst zweihundert Schritte entfernt war. Aber Kaluwski erkennt ihn, sprengt ihm nach und würde ihn durch einen Pistolenschuß getödtet haben, wenn nicht der getreue Budzack, erster Heiducke des Königs, ihn mit seinem Körper, wie mit einem Schilde geschützt und, statt seiner, die Todeskugel in der treuen Brust empfangen hätte.

Der König stolpert über die Leiche, Kaluwski packt ihn bei den Haaren und einem Andern zurufend, nehmen sie ihn zwischen die Pferde und jagen in gestrecktem Galloppe die Straße hinunter.

So waren sie bald dem Getümmel entflohen, als plötzlich Lowzinski's Stimme die Eilenden zum Halten bewog. Von Schweiß und Blut bedeckt jagte er heran; mit Entsetzen sah er den König mißhandelt, der bereits aus einer Säbelwunde am Kopfe blutete, er fürchtete, daß ein

geheimer Befehl des rauhen Pulawski seine Mitverschworenen zum Königsmord bewogen haben könnte. Voll Freude, daß sie auf seinem Rufe hielten, half er dem Monarchen auf ein Pferd, das er herbeiführte und nun eilten sie, ihn fest in ihre Mitte nehmend, in gestrecktem Galoppe davon. Bald hatten sie den Graben erreicht, der zur damaligen Zeit Warschau umgab, aber der Boden war vom Regen zu weich und das Pferd des Königs stürzte und brach ein Bein, er selbst fiel in den Schlamm des Grabens, und als man ihn auf ein neues Pferd setzte, hatte er seinen Pelz und einen Stiefel verloren.

So befanden sie sich endlich im Freien, doch von ihrer ganzen Anzahl waren nur mit Kaluwski und Lowzinski noch fünf geblieben, die mit ihrer Beute den Weg nach dem Dorfe Burakow einschlugen.

Erschöpft sagte der König, da er dies merkte, in seiner gewöhnlichen milden Weise: „gehet

nicht dorthin, meine Freunde, ihr werdet auf Russen stoßen!"

Sie wendeten sich daher und erreichten alsbald den Wald bei Bielano.

17.

Das Reiten wurde immer beschwerlicher. Der Regen hatte das Erdreich auf eine Weise erweicht, daß die Pferde bei jedem Schritte tief versanken, oft mußte man absteigen, um den Weg zu untersuchen, ob es überhaupt möglich sey, fort zu kommen.

Dabei die tiefste Nacht und Regen in Strömen. Von den anfänglichen Begleitern des Königs waren die Meisten zurückgeblieben und es befanden sich jetzt nur noch Drei um seine Person, der wilde Kalupski, Kosinski und Lowzinski.

Immer tiefer waren sie mit unsäglichen Mühen in den Wald vorgedrungen, ohne zu wissen, wohin sie eigentlich ihre Schritte richteten. Sie mußten besorgen, daß ihr Umstern sie beim An-

bruch des Tages gerade in die Hände der Russen bringen könnte, und vermutheten, daß der Lärm über die gewaltsame Entführung des Königs wahrscheinlich ihre Verfolger auf alle Straßen ausgesandt haben würde.

Kaluwski machte seiner Brust Luft durch gräuliche Verwünschungen, die er gegen die Person des Gefangenen und das ganze Unternehmen ausstieß.

Der König fragte einige Male im mildesten Tone, wo man ihn hinführe, und bat einen Augenblicke ausruhen zu dürfen, weil er sonst seinen Geist aufgeben würde. Ihm wurde nicht geantwortet. Kosinski und Lowzinski ritten an seiner Seite und beobachteten ein tiefes Stillschweigen, während Kaluwski einen Vorsprung hatte und nicht auf ihn hörte.

Plötzlich hält er sein Pferd und scheint zu horchen.

„Beim Teufel!" sagt er mit gedämpfter Stimme, „das sind Russen!"

Alle hielten horchend an, und man vernahm deutlich in einer Entfernung von wenigen Schritten, seitwärts, durch's Gebüsch von den Flüchtigen getrennt, das Sprechen russischer Krieger.

„Wohin nun sich wenden?" murmelte Kaluwski. „Reiten wir in dieser Richtung fort, so kommen wir ihnen grade in den Wurf."

Man hielt nun wieder stillschweigend das Ohr nach jener Gegend.

„Wir wollen uns seiner entledigen!" sagte Kaluwski, „so entkommen wir sicher!" und bei diesen Worten zog er rasch den Säbel aus der Scheide. Lowzinski warf sich ihm entgegen und stellte ihm das Entsetzliche dieser Handlung vor.

„Nun wohl! so hüte Du ihn allein und bringe ihn so weit Du kannst!" schrie Kaluwski wild, warf sein Pferd herum und ritt den Weg zurück, den sie gekommen waren. Kosinski besann sich nicht lange und folgte ihm. Lowzinski blieb allein bei dem Könige.

Kurze Zeit nach der Entfernung der Beiden,

hörten sie das Anrufen einer russischen Feldwacht, sie stiegen ohne Geräusch von ihren Pferden, die auch nicht mehr im Stande waren weiter zu gehen, und schlugen einen Seitenweg durch dichtes Gesträuch ein.

So waren sie eine Strecke fortgewandelt, der Regen hatte nachgelassen, und der trübe Tag eines Polnischen Novembers begann die Gegenstände zu erhellen, als der König, einen festen Blick auf seinen Begleiter werfend, stehen blieb und ausrief: Ist es möglich, Lowzinski? Du konntest Deinen besten Freund, Deinen König verrathen? Du konntest die Hand dazu bieten, ihn seinen Feinden auszuliefern?"

Lowzinski drückte den Hut tiefer in die Augen und senkte den Kopf zur Erde.

„Wie Du Dich auch verstellen magst," rief der unglückliche Monarch, „ich erkenne Dich doch. Du bist Lowzinski, mein Jugendfreund, den ich liebte, den ich nicht von meiner Seite lassen wollte. Sprich, was vermochte Dich, mich zu ver-

lassen? Was that ich Dir, daß Du so grausam gegen mich verfährst?" Lowzinski schwieg und sah nicht auf.

„Wer hätte das sagen sollen, als wir uns in Warschau wiedersahen, und uns in den Armen lagen!" fuhr der König fort. „Lowzinski, hast Du jener Tage ganz vergessen? Konnte der Verräther Pulawski Dein Herz so umstricken, daß Du der heiligen Pflicht des Unterthanen, der noch heiligern der Freundschaft ganz entsagen konntest? Ja, Pulawski ist Dein Verführer, er allein trägt den größten Theil der Schuld — Dir — Lowzinski will ich gern vergeben — fliehe so schnell als möglich, findet man Dich bei mir, so bist Du verloren — fliehe und wenn man Dir nachsetzen will, werde ich Deine Verfolger nach einer andern Seite hin zeigen."

Die unerschöpfliche Gutmüthigkeit, die sich aus den Worten des Königs kund gab, rührten Lowzinski, aber der Gedanke an Pulawski erstickte dieses Gefühl sogleich wieder. Wie sollte er

jenem ſtarren Republikaner entgegentreten, wenn er ſich ſeinen Raub auf dieſe Weiſe hätte entkommen laſſen. Er war feſt entſchloſſen, nur der Macht zu weichen und, ſo lange es möglich war, ſeinen königlichen Gefangenen nicht aufzugeben.

Der Morgennebel hatte ſich zerſtreut, als ſie aus dem Walde heraustraten und nun eine Ebene vor ſich ſahen, an deren Ende eine Reihe grauer Thürme ſich erhob, die ſie alsbald für die Thürme von Warſchau erkannten, unfern zur Seite lag das Luſtſchloß der ſächſiſchen Könige. Marimont, mit ſeinen Gehegen und freundlich klappernden Mühlen. So waren ſie während der Dunkelheit irre gegangen.

18.

Sobald der König die Gegend erkannt hatte, machte er Lowzinski abermals auf die Gefahr aufmerkſam, die er lief, wenn er ſo nahe der Hauptſtadt ſeine Perſon nicht verlaſſen wollte, und dieſer ſelbſt wußte nicht, was er jetzt zu

thun habe. Auch den König zu verlassen war nicht räthlich, da er als Flüchtling von den Russen aufgegriffen worden wäre; sich auf's Ungewisse wieder in den Wald zurückzubegeben, schien am Ende das Vortheilhafteste für ihn und den König zu zwingen, ihm zu folgen. Nicht lange währte es jedoch, so sprengte ein Haufe Russischer Husaren heran, von dem Regimente, das in Warschau stand. Der Offizier näherte sich und da er den König erkannte, sprang er vom Pferde, um ihm Knie vor ihm zu beugen.

„Ich sehe mich wie durch ein Wunder gerettet," sagte hochaufathmend der König. „Es gelang mir während der Finsterniß der Nacht, meinen Entführern zu entkommen, gegen Morgen führte mich der Zufall in die Hütte dieses ehrlichen Landmanns, der, ohne mich zu kennen, den hilfesuchenden Flüchtling aufnahm und mit anbrechendem Tage mich zur Hauptstadt geleitete. Ja, mein Freund," fuhr er fort, indem er sich zu Lowzinski wendete, „ich bin der König, Dein

König, der Dir stets gnädig seyn wird — und von dem Du Dir in diesem Augenblicke eine Gnade erbitten magst, welche es sey, sie soll Dir gewährt werden!" —

Lowzinski stand gerührt vor dem Monarchen, keines Wortes mächtig.

„Es ist natürlich," sprach der Offizier, „die Ueberraschung hat ihm die Sprache geraubt; doch wollen Ew. Majestät in die Mühle treten, bis ich von Warschau einen Wagen herbeigeholt habe; der ehrliche Bauer mag uns folgen und seinen Lohn dort empfangen."

Lowzinski bebte sichtlich bei diesen Worten.

„Nein, nein!" rief rasch der König, „lassen sie ihn zu den Seinigen zurückkehren, die ihn mit Sehnsucht erwarten, meine Pflicht ist es an ihn zu denken, für ihn zu sorgen. Und da Du in dem Augenblicke nicht weißt, was Du von Deinem geretteten König erbitten sollst, so will ich Dir selbst eine Gnade bewilligen — es ist zwar mehr eine Ehre, als ein Glück, einen

König zu umarmen — und wahrlich so mancher würde an meiner Stelle nicht so handeln — doch komme an mein Herz und gedenke dieses Augenblicks!" —

Bei diesen Worten öffnete er die Arme; Lowzinski sank ihm tiefgerührt an die Brust; die Krieger sahen befremdet auf die seltsame Gruppe, dann begleiteten sie den Monarchen in die nahegelegene Mühle, wohin sich auf die erste Nachricht der Kommandant von Warschau, General Coccei[illegible] begab, um den Wiedergefundenen im Triumphe nach seiner Hauptstadt zu bringen.

Lowzinski rannte wie ein Wahnsinniger zurück in den Wald. Erst nach einigen Stunden war er im Stande seine Lage zu überdenken, und sah ein, welcher Gefahr er sich aussetzte, wenn er nicht so schnell als möglich diese Gegend verließ.

Fiel er in die Hände der Russen und wurde er als Graf Lowzinski erkannt, so mußte er den Tod des Hochverräthers erdulden, und selbst die

Gnade des Königs wäre nicht im Stande gewesen, ihn zu retten.

Zu Fuße, wie er war, konnte er nicht hoffen weit zu kommen. Da ritt ein junger Mann unbewaffnet auf einem herrlichen Gaule vorüber, der mit höhnischem Lächeln einige plumpe Späße über den armen, keuchenden Fußgänger ergoß. Entrüstet über den Frechen und zugleich von dem Gedanken beseelt, dadurch seine Flucht zu sichern, zog Lowzinski ein Pistol und zwang den Reiter abzusteigen und ihm seinen weiten Regenmantel zu geben; dann — diesen umwerfend — schwingt er sich auf das Pferd — und sprengt eilenden Fluges davon, indem er dem Beraubten seine volle Goldbörse vor die Füße wirft, die den Werth des Pferdes und Mantels wohl dreimal enthält.

19.

Als Lowzinski sich dem Orte nahte, wo er Pulawski's Lager anzutreffen hoffen durfte,

er eine starke Kanonade. Er beflügelte seine Eile und erreichte das Schlachtfeld, als eben Russische Verstärkungen angekommen waren und die Polen zum Weichen brachten. Er sammelte die Auseinandergesprengten und erschien mit ihnen auf dem Wahlplatz in einem entscheidenden Augenblicke, die Russen mußten fliehen, und am Abend der Schlacht ruheten Lodoiska und Pulawski in Lowzinski's Armen, auf dem Felde der Leichen.

Die fehlgeschlagene Unternehmung auf die Person des Königs konnte nur der Feigheit der Begleiter Lowzinski's zugeschrieben werden, und während der alte Marschall seinem Schwiegersohn die größten Lobsprüche über den bewiesenen Muth spendete, und dem Himmel dankte, daß er ihn geschützt und zur rechten Zeit zurückgesandt habe; zitterte Lodoiska bei der Schilderung der Gefahren, welcher ihr Gatte so eben entronnen war und überhäufte ihn mit zärtlichen Vorwürfen, daß er sie solcher Todesangst aussetzen konnte.

Der Sieg in dem letzten Gefechte

auf der Seite der Polen gewesen war, so konnte Pulawski dennoch nicht daran denken, seine jetzige Stellung zu behaupten. Er war bemüht, seinen frühern Lagerplatz zu gewinnen, um hinter tüchtigen Verschanzungen einem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten. Nicht lange ließen ihn jedoch die Feinde in Ruhe, bald kam die Nachricht von dem Anrücken einer furchtbaren Macht. Mit ruhiger Ergebung des Helden bereitete Pulawski seine Vertheidigung vor, und erwartete den Angriff mit dem Anbruch des Tages.

Aber die Sonne kam, der Tag verging, die Nacht dämmerte herauf und wenn gleich der Vortrab der Russen schon am Saum des Waldes bemerkbar war, so schien er dennoch keine Lust zu haben, die Feindseligkeiten zu beginnen.

Nach Mitternacht endlich röthete sich der Horizont und der Donner von hundert Schlünden hallte über die Ebene hin. Die Russen standen in Schlachtlinie dem Lager gegenüber, während die Kosaken bereits hie und da in die Zel-

te zu dringen suchten, um Verwirrung zu verbreiten und zu plündern. Die Polen vertheidigten sich mit dem Muthe der Verzweiflung; sie wußten, daß dies die letzte Gelegenheit war, für ihre Sache zu kämpfen; diese Schlacht verloren und das Vaterland mußte unerrettbar aufgegeben werden. Doch der kühnste Muth muß der Uebermacht unterliegen. Das edelste Polenblut floß dahin, umsonst — der Sieg hatte sich auf die Seite des Feindes geneigt.

Von dem Schmerze der Verzweiflung wollte Lodoiski sich einer flammenden Batterie entgegenstürzen, als ihn ein mächtiger Arm zurückriß. Er blickt um sich, es ist Pulawski, an dessen Seite Lodoiska in Männerkleidung.

„Was willst Du thun?“ schrie der alte Marschall; „das Leben in diesem Augenblicke opfern, hieße sinnlos handeln. Die Schlacht ist verloren, nicht das Vaterland. Erst wenn alle edle Patrioten nicht mehr sind, dann mag es der Fremde als seine Beute hinnehmen, doch

so lange wir leben, und Männer die uns ähnlich sind, soll der Moskowite sich unsers Landes nicht erfreuen! Drum folge mir, unser Leben erhalten wir dem Lande; es ist nicht Feigheit, die uns zur Flucht treibt. Der Tod wollte mich nicht, so oft ich ihm im Getümmel der Schlacht entgegentrat, da es noch galt ein Großes zu erringen, jetzt halte ich es für thöricht ihn aufzusuchen. Sieh dorthin, wie unsre Leute fliehen, mögen sie sich erhalten die Braven für eine günstigere Zeit, die sicher kommen wird, sie unterwerfen sich nur scheinbar der usurpirten Gewalt!"

Indem Pulawski diese Worte sprach, eilte er in den Wald, von Lowzinski und seinen Töchtern gefolgt. Jetzt wendeten sie sich um und sahen nach allen Richtungen fliehende Polen, verfolgende Russen und die Flammen des Lagers, die die Scene grell beleuchteten.

Von Schmerz zerrissen eilten sie tiefer in den Wald und gelangten bei anbrechendem Morgen zu einer Veste, die dem Starosten Micielgs ge-

hörte, einem alten, bewährten Freunde des Marschalls, den das höchste Greisenalter abgehalten hatte, an dem Aufstande Theil zu nehmen.

Der achtzigjährige Staroſt empfing seine Gäste mit Thränen in den Augen. Nachdem er sich von der Veranlassung ihrer Flucht unterrichtet hatte, räumte er ihnen seine bequemsten Zimmer ein, und freuete sich, ihnen nach so vielen ausgestandenen Drangsalen Pflege und Ruhe verschaffen zu können.

[illegible]lawski entdeckte hier seinem Schwiegersohne [illegible] welchen Plan er für die nächste Zukunft entworfen habe. Er wollte nach Constantinopel, dem Sultan seine Dienste anzubieten, um ihm in den feindlichen Unternehmungen gegen Rußland beizustehen, die er bereits seit zwei Jahren ohne Glück begonnen hatte. Mit Geld war er genugsam versehen und hoffte daher die weite Reise sicher bestehen zu können. Lowzinski sollte ihn begleiten, seine Tochter jedoch unter fremdem Namen als Lowzinski's Schwester den Augenblick

abwarten, der sie wieder mit ihrem Gatten vereinigen würde.

Als er Lodoiska diesen Entschluß bekannt machte, stürzte sie sich in Lowzinski's Arme und erklärte mit der ihr eigenen Festigkeit, daß keine Macht sie von ihrem Gatten trennen sollte, daß sie bereit sey, selbst den Tod mit ihm zu theilen, und daß sie kein Unglück kenne, das an seiner Seite sie treffen könnte.

Keine Beweggründe waren vermögend, ihren Entschluß wankend zu machen, und ob[illegible] sie der Eile der Flucht manches Hinder[illegible] den Weg legte, so mußte Pulawski [illegible] ihren Wünschen nachgeben.

Während dieser Berathschlagungen, und der Einleitung einer weitverzweigten Korrespondenz, um die Fäden der Verbindung im Lande fortzuspinnen, waren mehrere Tage vergangen, und die Ruhe, die sie in Micisla's [illegible] genossen, hatten ihre Kräfte so weit ersetzt, daß sie daran denken konnten, den Beschwerlichkeiten [illegible] Lan-

gen Reise muthig entgegenzutreten, als eines Morgens ihr alter Wirth mit bekümmerter Miene zu ihnen trat und ihnen die Nachricht brachte, daß ein Complott gemacht worden wäre, den König aus Warschau zu entführen, daß es aber gescheitert sey, und man nun in allen Provinzen des Landes den geflüchteten Verbrechern nachspüre.

„Ja," setzte er zögernd hinzu, „man wagt es sogar, Deinen Namen in dies tollkühne Wagstück zu verweben, Pulawski! und wie ich sichere Nachrichten habe, stellt man Dir nach und sucht Dich in diesen Gegenden — ich muß Dir daher bekennen, daß ich Dich in meinen Mauern nicht mehr sicher glaube."

Pulawski stimmte seinen Besorgnissen bei; er und Lowzinski vertauschten ihre polnischen Uniformen gegen schlechte Bauerkittel; Lodoiska trug den Anzug eines jungen Landmanns dieser Gegend; und nachdem sie alle Mittel angewandt hatten, ihr Aeußeres so zu entstellen, daß ein Erkennen ihrer Person unmöglich war, nahmen sie

von ihrem Wirthe Abschied, der sie mit tausend Segnungen verließ und schlugen den Weg nach der Krimm ein, um — da die Russen sie auf der geraden Straße hart verfolgten — auf einem Umwege die türkische Gränze zu erreichen.

20.

Mit Thränen in den Augen verließ Pulawski sein unglückliches Vaterland: „ich wollte Dich erretten," rief er aus, „und muß von Dir scheiden; doch scheide ich nur, um Dir näher zu dienen!"

In Nowgorod verweilten sie einige Zeit, um Lodoiska, die von der Angst und den langen Märschen erschöpft war, eine kurze Ruhe zu gönnen. Aber die Nachforschungen, die überall nach den Hochverräthern gemacht wurden, zwangen sie, der rauhen Jahreszeit und ihrer Erschöpfung ungeachtet, in dem unwegsamsten Lande ihre Flucht fortzusetzen. Sie erreichten, immer verfolgt, wie sie aus dem Munde der Landbe-

wohner hörten und oft nur um wenige Stunden verfehlt, den Dnieper, wo sie einen Nachen kauften, um die Reise mit mehrer Bequemlichkeit fortzusetzen.

In Zaporiskaja trafen sie Truppen, die dem Aufrührer Pugatscheff entgegengeschickt wurden, und erfuhren die Einnahme von Bender und Oczakow, die Eroberung der Krimm und den Tod des Vezirs Oglu. Der Friede zwischen Rußland und der Pforte erleichterte ihnen die Flucht nach [illegible]rkei.

[illegible]rchzogen die Moldau und Wallachei, ihre Kräfte nahmen ab und die Beschwerlichkeiten [illegible] sich. So erreichten sie Adrianopel, wo sie Halt zu machen beschlossen.

Allein der Verkauf eines Ringes von Werth erregte Verdacht. Man führte sie vor den Kadi. Pulawski gab sich ihm zu erkennen und sie wurden unter Bedeckung nach Konstantinopel gesandt.

Hier erhielten für den Augenblick die großen

Leiden der armen Verfolgten. Der Sultan empfing sie in einer Audienz und ließ ihnen ein reichliches Einkommen auf seinen Schatz anweisen. Sie erhielten wieder Nachrichten aus dem Vaterlande; Pulawski's Vermögen war confiscirt, und er selbst vogelfrei erklärt. Man hatte ihn eines Mordversuchs auf den König angeklagt.

Vier Jahre lebte Pulawski in Konstantinopel und war stets umsonst bemüht, die Pforte zum Kriege gegen Rußland zu reitzen, als er im Jahre 1774 die Nachricht von der [illegible] Zerstükkelung Polens empfing.

„Mein Vaterland hat seine Freiheit verloren," rief er aus, „wolan, so will ich sie einem jungen Volke erringen helfen!"

Sie schifften sich nach Spanien ein, und gingen von dort nach Amerika unter Segel. Der Kongreß stellte sie in seiner Armee unter Washingtons Oberbefehl an.

Am Ende des vierten Feldzuges, bei der Be-

lagerung von Savannah, wurde Pulawski tödtlich von einer Kugel verwundet.

Von seinen Kindern und Waffengefährten umgeben, sprach er:

„Pulawski fällt als Märtyrer einer fremden Freiheit und Polen schmachtet in Fesseln!" Dann ergriff er die Hand Lowzinski's und indem er sie in die Hand des jungen La Fayette legte, der schmerzvoll an seinem Lager stand, fügte er mit schwacher Stimme hinzu:

Seyd Freunde und Du Lowzinski bemühe Dich, ihm gleichzukommen! Wenn der rechte Augenblick erscheint, kehrt in euer Vaterland zurück, und werdet seine Befreier! Lowzinski — das Andenken unserer Schmach und unserer Thaten beselige Dich dann! Rufe den Feinden unserer Freiheit Pulawski in's Gedächtniß, damit sie erbeben. Sie haben uns unsre ererbten Güter geraubt, sie haben unsern Namen durch Lügen befleckt, was ist das Alles? sie haben unser Vaterland zerrissen. Das mußt Du nie vergessen!

Dies zu rächen, ist heilige Pflicht! Ewiger Haß den Russen! Dein letzter Blutstropfen unsern Vaterlande!

Mit diesem Ausrufe starb er.

Bis zur Unabhängigkeitserklärung focht Lowzinski an La Fayettes Seite in Amerika, dann kehrte er nach Paris zurück.

Lodoiska erlebte den großen Versuch zur Wiedergeburt ihres Vaterlandes nicht mehr. Sie ruht auf dem Kirchhofe des père la Chaise von den Mühen ihres vielbewegten Lebens aus. Der neunzigjährige Graf Lowzinski aber hörte noch die Kunde vom 29. November 1830, und erfreut sich der Heldenthaten seines Volkes.

Die Vorsehung scheint ihn aufgespart zu haben, Polens Verklärung zur Freiheit oder im Untergange zu erleben.

1906 10563

Gadsalünah.

Von

August Lewald.

Erster Theil.

München.
Druck und Verlag von George Jaquet.
1833.

CEH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C.H.BEYER.

Heimkehr und Verlobung.

„Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zum Gifte ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter" —

Göthe.

Mensch in jener Stadt, mir sein Portrait zu meinen Schilderungen unfreiwillig habe herleihen müssen.

Solche Verwahrungen scheinen mir nöthig, bei Geschichten aus der Gegenwart, die an einem bestimmten Orte sich ereignen.

Nichts desto weniger gestehe ich offen, daß einzelne Züge und Charactere, wie z. B. der wahnsinnige Sclavenhändler — der Chevalier — u. A. aus dem Leben gegriffen sind, wenn es gleich nicht in Hamburg war, wo ich ihre Bekanntschaft gemacht habe.

L.

1.

Weit hinter uns die Schreckniſſe der See,
Verlaſſen freudig wir das dumpfe Schiff,
Das enge Bett, wo neben unſerm Pfühl
Der grimme Tod gähnt, den die ſchwache Planke,
Ein roſt'ger Nagel abhält, uns zu treffen;
Und Angſt und Pein und Siechthum ſchnell vergeſſen
Wir, bei dem holden Troſtesworte: Land.

Es war eine mondhelle Herbſtnacht. Die breite Elbe plätſcherte an den hohen Ufern Blankeneſe's, in deſſen freundlichen Häuſerchen faſt alle Lichter erloſchen waren. Nur hin und wieder zwiſchen dem Geſtein ſah man ein erleuchtetes Fenſter hervorſchimmern, andeutend, daß dort eine kühne Fiſcherfamilie ſich zur frühen Meeresfahrt rüſte. Die dunkeln Fahrzeuge ſchauckelten ſich an ſtarken Ketten unter dem hohen Süllberge, der wie ein Rieſe ſein-

schwarzes Abbild auf den silberfluthenden Strom warf. Die weißen Fischleichname, an Stricken zum Trocknen aufgehängt, welche gleich Festons die Felsen, Hütten und Gestade bekränzten, leuchteten von einem leisen Winde bewegt wie Gespenster dieser Fischerwelt, und die großen, glänzenden, lebenden Fische im Wasser, schlugen mit Flossen und Schwänzen, und schossen empor zur Luft und dann wieder in die Tiefe hinab und freuten sich ihres Glücks in dem frischen, herrlichen Elemente, wo sie vor der trocknenden und erstarrenden Luft sich trefflich gesichert fühlten.

In der Mitte des Stroms, mit zur Hälfte nur ausgedehnten Segeln, schwimmt ein großes Seeschiff majestätisch einher, und zieht einen langen Streif funkelnder Sterne hinter sich her, wie ein Prachtgeleite dienender Meeresgötter, die ihrem Gebieter folgen.

Auf dem Verdecke ist Alles lebendig. Matrosen, die hin und herrennen und Thaue rasselnd durch Schlingen laufen lassen, der Kapitain, die Passagiere, Niemand schläft. Jeder hat die Blicke auf

das Ufer gerichtet, wo sich mit ihren Thürmen und stattlichen Gebäuden, von einem Mastenwalde begränzt, zwei stolze Handelsstädte erheben. Aller Herzen sind von dem freudigsten Gefühle geschwellt. Die Reisenden befinden sich am Ziele, das sie nach unsäglichen Mühen, doch glücklich erreicht haben. Es ist stets befriedigend, das Gefühl am Ziele zu stehen, und doppelt süß, wenn man nicht ohne Mühen dahin gelangt ist. Selbst der braune Steuermann, mit den ruhigen und kalten Augen, und dem Herzen von Stein, setzt die Schnapsflasche an den Mund und hält sein Steuer mit einer Hand. Jetzt noch einen Ruck, nun läßt er's los, das Schiff liegt hart am Ufer, vor ihm der Baum, der Hamburgs Binnenhafen schließt.

„Hier bleiben wir bis morgen, Herr," sprach der Kapitain zu einem jungen Menschen in eleganter Reisetracht, der neben ihm auf dem Verdecke stand; „mit dem Frühesten gehe ich an's Land und sehe zu wie bald ich lössen kann." —

„Ich aber werde mich nicht so lange gedulden," erwiderte Jener, mit einiger Bestimmtheit, „ich verlange

hier an's Land gesetzt werden." — „Wie Sie wollen," sagte höflich der Kapitain, und während der Andere in die Kajüte hinabstieg, ließ er die kleine Jölle herbeiziehen, die auf der Höhe von Curhaven schon in's Wasser gelassen worden war, und nun dem Schiffe nachschleppte, und beorderte einen seiner Lieblinge unter den Matrosen, den jungen Menschen an's Land zu setzen, um ihm das reichliche Trinkgeld zuzuwenden.

In dem dumpfen Raume der Kajüte waren die, gleich Wandschränken übereinander gereihten Lagerstätten Alle leer, bis auf eine, aus denen weißlichen Kissen, sich beim Eintritte des jungen Menschen, ein bräunliches Frauenantlitz mit lang herabhängenden schwarzen Haaren erhob, und mit weiten, milden Augen nach der Thür starrte, während eine zierliche Hand die Decke über den entblößten, hochwallenden Busen emporzog.

„Wir sind in Hamburg, Gadsalúnah," sagte mit Freundlichkeit der Jüngling, „und obgleich es Nacht ist, wollen wir doch sogleich an's Land gehen."

Und wie die Sclavin des Pflanzers, die dem Blicke des Gebieters zu folgen versteht, warf sich

das kleine, schlanke Geschöpf aus dem Bette, schüttelte behende den Schlaf von den gelenken Gliedern, und hüllte sich in ein weißes Gewand vom feinsten Nesseltuche. Die emporgereckten zierlichen Arme, von Goldspangen umzirkt, ließen die weiten Aermel zurückfallen und nestelten die langen Haare auf dem Kopfe zusammen, dann wurde mit wunderbarer Geschicklichkeit ein langes, buntfarbiges Madras darum gewickelt, und mit freundlichem, doch demüthigem Ausdrucke sagte die Reizende: „Ich bin zu deinem Befehle, Herr!“

Der Jüngling reichte ihr die Hand um sie die schmale, unbequeme Treppe hinaufzuführen; aber im Begriffe die erste Stufe zu betreten, riß sie sich los und rannte nach dem so eben verlassenen Lager zurück. Finster blickte ihr Begleiter, da er sah wie sie eine kleine Kapsel von seltsamer Arbeit, an einer Kette hängend, von der Wand nahm und schnell in den Busen schob.

„Blicke nicht so finster mein Herr und Gatte,“ sprach die kleine Gadsalúnah, „es ist ein Talismann, den mir der weise Virakandatya gab.

Ich sehe nun wohl ein, daß Dein Glaube auch mich beglücken wird, daß ihr der ewigen, großen Natur nicht bedürft und doch glücklich darum seyd in euerer kalten, verfeinerten Welt, in der ich mich überselig fühlen werde, da ich Dich habe. Aber dieß kleine Andenken an meine Heimath lasse mir immerhin, ich habe es noch nicht geöffnet und der Hauch meiner Ufer, so mein' ich, ist darin verschlossen, und soll mich einst wunderbar stärken in einem entscheidenden Augenblicke."

Sie standen auf dem Decke. Ein Matrose schwang sich leicht über Bord, und auf der an der Flanke des Meerschiffs hängenden Leiter fußend, reichte er die Hand der kleinen, braunen Frauengestalt, die mit Gelenkigkeit in die Jölle sprang, welche alsbald unter der süßen Last zu schäkern schien und auf dem Rücken der alten Elbe zierliche Sprünge zu machen begann. Erst als der Jüngling auch hinabgestiegen war, senkte sich der eine Theil der Jölle tiefer in's Wasser und der Matrose stieß rüstig ab.

„Auf morgen beim Herrn Rheder!" rief der

Kapitain den Fortschiffenden nach, und die andern Passagiere standen in stummen, grellbeleuchteten Massen oben, und sahen wie die Kleine den braunen Arm um die weiße Halsbinde des jungen Hamburgers liebend geschmiegt hatte.

2.

Wir kommen aus dem alten Fabellande,
Wo sich die Wüsten dehnen, wilde Thiere
Den Reisenden bedroh'n und wildre Menschen,
Und setzen unsern Fuß an diese Küste,
Die weitberühmte — was erblicken wir?
Ist das Europa? . . . .

Zwischen Holz- und Kohlenplätzen von stets qualmenden Theerküchen umgeben, einer Cyclopenwerkstätte vergleichbar, liegt ein Häufchen nicht unansehnlicher Häuser am hohen Elbgestade, zur Aufnahme des weit dahergereis'ten Seemanns bestimmt und die alten gewohnten Laster in Bereitschaft haltend, um sie dem Heimkehrenden nach langer Entbehrung zu kredenzen.

Der Matrose betrachtete noch das Goldstück, das ihm von dem jungen Herrn in die vom Theer

geschwärzte Hand gedrückt worden war, und die Jölle schaukelte noch zwischen dem Ufer und dem Ostindienfahrer, als das Pärchen den steilen Abhang des Pinnasberges bereits erklommen hatte und vor einer jener Häuser stand, die ich so eben bezeichnet habe.

Es hatte nur ein Erdgeschoß, worauf ein schweres Dach ruhete, und über der niedern, in zwei Hälften sich öffnenden Thür, prangte ein Schild, worauf ein Schiff mit Sturm und Wellen kämpfend, abgebildet war, darüber ein Anker in Wolken, mit der Umschrift in englischer Sprache: „Zur Hoffnung der Seefahrer.“

Die kleinen Fenster waren mit zerbrechlichen Läden, schlecht verschlossen, und das ganze Gebäude hatte ein etwas demolirtes Aussehen, welches von den zahlreichen Steinwürfen herkam, womit das Volk nicht selten diese Schlupfwinkel der Liederlichkeit zu begrüßen pflegte.

„Werden wir hier übernachten?“ fragte Gadsalúnah ihren Führer. — „Wir müssen diese Chauderie vor dem Thore wählen,“ erwiderte der Jüngling,

„denn die Stadt ist gesperrt, und Niemand wird jetzt eingelassen.“ — „Diese Chauderie?“ wiederholte das Mädchen seufzend, und ihr stiegen mit einemmale jene luftigen, auf Stufen erhöhten Hallen ihres Vaterlandes vor dem innern Blicke auf, wo die Wanderer unter der Sternendecke, in der milden Luft, auf dem duftenden Boden die ermüdeten Glieder erquicken, und oft ein geheimnißvolles Lied aus der Ferne tönt, das ein Persermädchen sehnsüchtig dem Saadi nachhaucht.

Es währte ziemlich lange bis das Klopfen des Jünglings die Bewohner der „Hoffnung der Seeleute“ erweckt hatte. Nun fing sich's drin zu regen an, man hörte deutlich das Feuerschlagen, dazwischen ein Brummen, daß der Schwamm nicht fangen wollte, und endlich blickte ein Strahl des eben angezündeten Lichts durch die Ritzen der Laden, und ließ unsere frierenden Seeleute eine baldige Oeffnung der gastlichen Pforte erhoffen.

Eine rauhe Baßstimme ließ sich nun von innen in der plattdeutschen Mundart fragend vernehmen. Statt aller Antwort nannte der Jüngling seinen

Namen und mit einem donnernden Fluche wurde die Thür aufgerissen.

Vorleuchtend eilte der Wirth in die Stube, setzte das Licht auf den Tisch und schlug freudig erstaunt die Hände zusammen.

„Sind Sie's denn wirklich, Herr Pöckmöser? und ist die „Frau Margarethe“ wohlbehalten von der dreijährigen Fahrt heimgekehrt? Und was Liebes und Schönes aus fremden Landen mitgebracht — na — das wird eine Freude seyn! der Herr Papa — die Frau Mama — und das Fräulein Minchon. — Nein das laß' ich mir nicht nehmen, ich habe morgen eine Höllenwirthschaft im Hause, aber die Freude muß ich mit-ansehen und begleite meinen alten, jungen Herrn bis zum Hürter auf's Comptoir.“

„Das kannst Du thun, alter Spitzbube, aber vor allen Dingen — hast Du noch Dein grünes Stübchen oben im Erker, wo das weiße Himmelbett steht, das du mir wohl sonst gelegentlich einzuräumen pflegtest? Denn wir sind müde und wollen

sehen ob wir die wenigen Stunden bis zum Morgen noch verschlafen können.

„Das grüne Stübchen ist seit lange unbewohnt, das Bett ist unbezogen, und meine Tochter hat ihren Wintervorrath an Aepfeln und Zwiebeln darin aufgeschüttet. Dem ist aber leicht abgeholfen.“

Er eilte in die Kammer und weckte mit Schelten und Fluchen seine Tochter und seine Mägde, die bald darauf nur halbbekleidet, und mit scheuen Blicken nach den Fremden hinübersehend hin und her durch die Stube gingen, um das obere Zimmer zur Aufnahme der schläfrigen Gäste herzurichten.

Gadsalúnah hatte sich auf die glatte Bank von schlechtem Holze, die längs der Wand fortlief, gesetzt und betrachtete ängstlich die Gegenstände ringsumher, in der ersten Chauderie, die sie in dem Vaterlande ihres Gatten betreten hatte. Wie ein Nebel zog sich ein bläulicher Dunst durch den weiten niedrigen Raum, der, zum Theile mit schlechtem, Tabaksrauche geschwängert, die Brust beengte und den Athem versetzte. Auf den unbedeckten schmuz-

zigen Tischen lagen überall die eckelhaften Ueberreste gehaltener Mahlzeiten, dazwischen geleerte Punschbowlen und zertrümmerte Gläser. Ganz hinten schnarchten einige Kerle auf Stroh, die sich beim Eintreten der Fremden halb emporgehoben hatten und sie wie Kettenhunde anknurrten. Es waren herrenlose Matrosen, die hier so lange auf Kredit zehrten, bis ein rekrutirender Kapitän sie auslöste.

Der Wirth brachte die grüne Wachholderflasche herbei und nachdem er sich ein großes Glas davon mit Wasser gemischt, zu Gemüthe gezogen hatte, zündete er seine Cigarre an, und setzte sich zutraulich zu dem Pärchen um über die Reise und die nähern Verhältnisse der beiden jungen Leute etwas zu erfahren. Aber seine Tochter machte der eben beginnenden Unterhaltung ein schnelles Ende. Sie meldete in gutem Englisch, daß oben Alles bereitet sey und ging, ohne ein freundliches Wort hinzuzufügen, in ihre Schlafkammer. Der Wirth geleitete aber seine Gäste bis zur Treppe, gab dem Jüng-

linge das Licht in die Hand, und zog sich dann, „gute Nacht“ wünschend, zurück.

Sie stiegen die ächzende Treppe hinan und traten in das niedrige grüne Stübchen.

Die Ausdünstungen des aufgestapelten Obstes machten in dem engen Raume das Athmen fast unmöglich.

Gadsalúnah mußte ein Fenster öffnen und ihr Blick voll Thränen schweifte über die Elbe, die unten fluthete, nach dem Süllberge hin, und darüber hinweg, wo der unendliche Ocean seine Riesenwogen thürmte, ihr Herz voll seltsamer Gefühle schwamm darauf hin, wie ein singender Schwan, denn es war gebrochen und sterbend, und doch so selig.

„Schließe das Fenster, Gadsalúnah,“ sagte der Jüngling, „die Nacht weht hier kälter, wie in Indien.“ Und gehorsam wie immer wendete sie ihr Auge in die Stube und sah vom Mondlicht beglänzt das Gesicht ihres Gefährten, und eine selige Erinnerung schien sich darin zu spiegeln.

Und das lieblichste Weib, aus dem Stamme der Dewadoschi, schlüpfte zu dem jungen, blonden Europäer und ruhete an der Seite dessen, der schon längst ihr Gatte geworden war.

3.

Hast du kein Mitgefühl in deiner Brust
Für deiner guten Eltern Schmerz und Lust?

Auf dem Hürter, in dem Hause des reichen Rhebers Pöckmöser, herrschte große Freude. Es war kurz vor Weihnachten, und obgleich der Hafen noch frei vom Eise war, so besorgte man doch täglich, die Jahreszeit würde ihr Recht behaupten, und die Schifffahrt plötzlich unterbrechen. Der glücklichste Wurf war es nun, daß die „Frau Margaretha“ noch die reiche Ladung vor dem Ueberwintern in den Hafen gebracht hatte.

Heinrich Pöckmöser, der Sohn des Hauses, der bereits auf St. Croix und in Mexiko den Handel erlernt hatte, war dem großen Schiffe als

Cargadör beigegeben worden, und von Ostindien aus, wohin es ursprünglich bestimmt gewesen war, hatte er glückliche Fahrten nach Canton und dem Cap unternommen, und brachte nun die reiche Ladung wohlbehalten in die weiten väterlichen Speicher.

Vom frühen Morgen ward gescheuert und gewaschen. Das ganze Haus schien überschwemmt zu seyn, und alle seine Bewohner mußten bei solchen Gelegenheiten nach dem Befehl der Madame Pöckmöser sich zu einem Amphibienleben bequemen.

Die Ankunft des Ostindienfahrers in Curhaven war bereits gemeldet worden und heute durfte man hoffen den langentbehrten Sohn wieder an's Herz drücken zu können.

In dem alterthümlichen Comptoir saß der Rheder hinter seinem Pulte, den Sohn erwartend, während die Commis die Feder in der Hand, und dem Anscheine nach emsig schreibend, bei jedem Eintretenden den Kopf neugierig erhoben, da sie den

Erwarteten endlich zu erblicken hofften. Madame schickte von Viertelstunde zu Viertelstunde ihr Stubenmädchen hinab, um zu hören ob der junge Herr schon da wäre, aber immer noch blieb die bejahende Antwort aus.

Schon wurde der Befehl zum Anspannen gegeben, und Herr Pöckmöser wollte sich zur Toilette anschicken um nach dem Hafen zu fahren und selbst die Ursache dieser Verzögerung zu erforschen, als die Thür weit aufgerissen wurde und mit einem heitern Seemannsgruße der Kapitain Robinson, führend das Hamburger, mit Kupfer beschlagene, schnellsegelnde Schiff, „die Frau Margaretha", das er so eben in den Binnenhafen gebracht hatte, zur Thür eintrat. Ueberrascht schritt jedoch der kleine dicke Mann ein Weniges zurück und in seinem feisten violetröthlichen Gesichte malte sich so viel Erstaunen als möglich war, da sein Herr Rheder, das lange, bleiche Antlitz um ein bedeutendes länger zog, und nur zögernd die knöcherne Rechte in die dargereichte kräftige des Kapitains legte.

„Was ist dem Herrn Patron?“ fragte der Kapitain, „bin ich eines bessern Grußes nicht werth? I so wünscht' ich doch die ganze Ladung wäre in Grund und Boden. —“

„Halt, Freund Kapitain,“ unterbrach ihn Pöckmöser, „flucht nicht gleich so gräulich. Eure Ladung, so wie ihr, sind mir von Herzen willkommen. Warum seh' ich aber Harry nicht an Euerer Seite? Was ist's mit ihm?“

„Ho, ho!“ rief lachend der Kapitain, „den wird doch im Hafen kein Haifisch verschlungen haben! Ist der noch nicht hier?“

Pöckmöser verlangte eine deutlichere Erklärung.

„I nu —“ sprach Robinson, „er wird schon kommen. Sey der Herr Patron nur unbesorgt. So viel kann ich sagen, Herr Heinrich ist ein entschlossener Seemann, und so muthig wie einer. Der erreicht gewiß das Ufer und wenn das Schiff mitten in See auf ein Riff stößt. Denn Glück hat er auch, und will der Herr Patron sicher gehen, so

übergebe er stets die reichste Ladung dem Herrn Sohn als Cargadör, dann darf er schon mit Bestimmtheit annehmen, daß sie zur rechten Zeit einläuft. Ich bin nicht abergläubisch, aber wir haben denn so gewisse Zeichen."

Pöckmöser erwartete mit einiger Ungeduld das Ende dieser Rede und verlangte sehr nach einer möglichen Ursache des Ausbleibens seines Sohnes.

„Ei," versetzte Robinson immer lachend zur Verwunderung seines Patrons, der sich diese Lustigkeit wahrlich nicht zu erklären wußte, „mein junger Herr Heinrich, hat einige ostindische Seltenheiten mitgebracht, von großem Werthe und leicht zerbrechlich, für die Frau Mama, versteht sich, die hat er wohl erst in Sicherheit bringen wollen."

Da öffnete sich zum zweiten Male die Thür und Heinrich trat rasch ein, grüßte die Commis mit ernster Förmlichkeit, umarmte dann den Vater kurz, und gab dem Kapitain die Hand; Alles ohne ein Wort zu sagen.

„Gottlob!" rief der alte Pöckmöser, „da ist

er — und gesund sieht er aus! Jetzt Kapitän Robinson kann ich Euch erst recht von Herzen willkommen heißen, nun ich den Jungen wieder hier habe, und meiner Frau Angst ein Ende hat. — Vor allen Dingen Harry geh' mit mir hinauf zur Frau Mutter, die schon hundertmal sich nach Dir erkundigen ließ und die Zeit knapp erwarten kann." —

Bei diesen Worten wollte er den Sohn beim Arm nehmen und mit ihm zum Comptoir hinausgehen, dieser aber hatte aus Weste und Rock Waarenproben, Briefe, Facturen und viele andere Kleinigkeiten auszukramen, und war so erpicht auf das Ordnen dieser Gegenstände, daß er nicht einmal das Auge nach dem drängenden Vater erhob.

„Lassen Sie mich nur erst von diesem hier befreit seyn," rief er etwas unwillig, „und werfen sie einen Blick in diese Factura und auf diesen Domingo. — Was sagen Sie dazu? — Die Mutter — meinen Sie? Je nun — hat sie mich drei Jahre nicht gesehen, so wird sie sich noch einige Minuten wohl gedulden können. Vor der Börse mache ich

ihr noch meine Aufwartung. Diese Zuckerkisten, von denen hier Probe, haben etwas Havarie gelitten, dafür sind sie aber sehr billig eingekauft, wie aus beiliegender Factura ersichtlich. Dieß sind die Pecco und Haisanthee's, die uns Hantschmann und Zoonen in Canton consignirt — von diesem Indigo bringe ich nur funfzig Seronen — es muß aber etwas Erkleckliches daran übrig bleiben, — bitte nur mit dem Nagel zu kratzen, und auf den Bruch zu merken; daß Macis flauer geht, wie mir Makler Trietsch auf dem Herweg sagte, thut mir herzlich weh, doch wir werden eine bessere Conjunctur abwarten können, da unserer der Letzte ist, der am Markte kömmt."

Es war ersichtlich, daß er hinter diese Geschäftigkeit eine heftige Gemüthsbewegung verbergen wollte; und während er nun Papiere und Schächtelchen öffnete, Briefe und Facturen ausbreitete, umstanden sämmtliche Comptoiristen, die Feder hinter dem Ohre, oder zwischen den Lippen, im dichten Kreise den Tisch, und der alte Pöckmöser war

darüber her, Alles in die Hand zu nehmen, und mit prüfendem Kennerauge und allen andern Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, zu unterſuchen.

Mittlerweile war das Stubenmädchen wieder mit einer Anfrage von Madame erſchienen. Dießmal konnte ſie die erfreuliche Botſchaft mitnehmen, daß der Erſehnte angekommen ſey und ſogleich der Frau Mutter die Aufwartung machen würde.

Einige Mäkler, die mit geſchäftiger Eile hereinſtürmten, den Ankömmling herzlich bewillkommten und um Aufträge baten, verzögerten jedoch noch den Moment des Wiederſehens. Dieſer bekam Macis, jener Caffee, ein dritter Indigo-Proben; hier wurde ein Auftrag in Pfund Sterling, dort in Livres Vlamisch ertheilt; Alle verſprachen bis zur Börſe ihre Aufträge vollzogen zu haben und eilten davon. Auch Kapitain Robinſon beurlaubte ſich, wurde jedoch von dem Herrn Pöckmöſer Vater, zum Mittage, Schlag halb Sechs, geladen. Als man hierauf nach der Uhr ſah, zeigte es ſich, daß man noch ein halbes Stündchen bis zur Börſe verplau-

dern könne, da man nur eine Viertel Stunde vor Anfang derselben auf der Börsenhalle seyn mußte.

Ganz vergnügt schritt der Vater neben dem Sohne, die breite Steintreppe, die mit einem schönen Brüsseler Teppich belegt war, hinan, und beide traten nun in das reiche Gemach, wo Madame Pöckmöser und Fräulein Wilhelmine, Sohn und Bruder sehnsüchtig erwarteten.

4.

Hier zuckts ein Wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch Alles! —

Mit Rührung erhob sich die Frau des Rheders, um dem eintretenden Sohne einige Schritte entgegenzugehen, während Wilhelmine im leichten Gewande und mit fliegenden Locken auf den Bruder zueilte und ihn mit herzlichen Küssen in die Arme schloß.

Ernst wie immer empfing Heinrich diese Liebkosungen und setzte sich an der Mutter Seite auf das weiche Sopha.

Sein Blick schweifte im Zimmer umher, und er musterte die bekannten Gesichter an den Wänden,

treue Abbildungen seiner häßlichen Verwandten von kunstgeübter Malerhand um hohen Preis ausgeführt. Die Mutter wußte ihm allerlei von den Originalen zu berichten, welche zu diesen Porträts gesessen hatten, denn in den drei Jahren seiner Abwesenheit hatte sich vielerlei in der Familie ereignet.

Er nahm diese Mittheilungen ziemlich gleichgültig hin, als plötzlich seine Augen auf zwei weibliche Porträts fielen, die ihn — obgleich er von der Malerei, wie von den Künsten überhaupt wenig verstand — wegen der lebensfrischen Wahrheit, die aus ihnen leuchtete, auf ganz eigene Weise ansprachen. Das Eine dieser Bildnisse war Wilhelmine wie sie leibte und lebte, mit dem rothen Vollgesichtchen, dem Stumpfnäschen, den großen, stieren, blauen Augen, und der reichen Fülle gelber, seidenähnlicher Locken, mit der weißen durchsichtigen Haut, worin die blauen Adern sich schlängelten, und Alles mit solcher Vorliebe wiedergegeben, daß man dem Maler mit vollem Rechte Schmeichelei vorwerfen konnte. Das Andere Bild, ebenfalls ein weiblicher Kopf, war mit mehr Nachläßigkeit ausgeführt, wenn

gleich eben solches Leben daraus athmete. Es war in allen Theilen ein Gegenstück zu Wilhelminens K[illegible]f zu nennen. Das Gesicht ein zierliches Oval, die Haut bräunlich, ein fein gezogener Mund, eine längliche Nase, große schwarze Augen von ziemlich starken Brauen und langen Wimpern beschattet, die Wangen wenig gefärbt, und um die hohe, leuchtende Stirn, das luftig wallende Haupthaar, von dunkeler Kastanienfarbe.

Der aufmerksamen Mutter entging es nicht, daß diese Bilder Heinrichs Blicke anzogen.

„Du kennst diese Porträts noch nicht in unserer Sammlung," sprach sie, „es ist Minchen und ihre Freundin Blanche, ein liebes Kind, das Du in unserm Hause kennen lernen wirst, ihr Bruder hat Beide gemalt."

„Die Schwester eines französischen Malers also?" fragte Heinrich.

„Nicht doch," versetzte die Mutter, „ihr Bruder ist der Chevalier Hippolyt von Clichette, ein liebenswürdiger junger Mann und die Seele unserer Gesellschaften. Er malt, singt, musizirt, Alles

zum Entzücken — und Niemand weiß Touren im Cottillon wie Er. —“

Wilhelmine hatte sich im Nebenzimmer zum Flügel gesetzt und suchte aus dem Gedächtnisse eine Romanze zusammen, die sie wie absichtslos zu spielen schien.

„Hörst Du?“ sagte, den Kopf hin und herwiegend, Madame Pöckmöser, „das ist jetzt in Hamburg die Favoritromanze, die hat er komponirt, sie hat Bertrand's Abschied ganz verdrängt.“

„Ei der Tausend!“ sagte gleichgültig Heinrich,“ bitten sie aber Minchen, daß sie für jetzt aufhöre. Und was ist dieser Chevalier denn eigentlich?“

„Er arbeitet unten auf dem Comptoir,“ erwiderte hierauf der Vater, „er führt die französische und italienische Correspondenz, und ich habe alle Ursache mit ihm sehr zufrieden zu seyn.“

„So, so,“ sprach Heinrich gedehnt und man konnte nicht deutlich abnehmen, was er mit dem sonderbaren Tone eigentlich ausdrücken wollte, womit er diese zwei Einsylbler aussprach. Aber das Augenglas aus der Westentasche ziehend, stellte er sich recht

dicht vor Blanchen's Bild, und es aufmerksam betrachtend, sprach er in einem Tone, der nicht im Geringsten zweifelhaft war: „Alle Wetter, es ist wacker gemalt.“

„Du wirst das Original heute beim Essen sehen und dann erst über die enorme Aehnlichkeit erstaunen,“ sagte die Mutter.

Aber Herr Pöckmöser Vater ergriff den geliebten Sohn am Arme, wie er solches stets zu thun gewohnt war und sagte: „Empfiehl Dich, mein Junge, wir müssen zur Halle!“

Hierauf verließ er mit seinem Sohne die Damen, nahm Hut und Stock und schritt stolz mit seinem Herrn Cargadór, durch die Gröninger Straße, der Börse vorbei, der Bohnenstraße zu, wo das weitläuftige und weltberühmte Etablissement des Herrn von Hostrupp gelegen ist, und wo bald ein dichter Schwarm von neugierigen jungen Freunden den langentbehrten, frischen Ankömmling umstand, während er nur halbe Auskunft gab, und mit Sorglichkeit auf Cours und Preise zu horchen schien.

5.

Siehst du die armen Kleinen dort marschiren?
Sie gehen Hand in Hand und sprechen nicht —
Sie hungern nicht — sind warm und gut gekleidet —
Und doch scheint jener Bettelknabe froher —
Denn Er hat Eltern . . . . .

Die Mittagstafel im Pöckmöferschen Hause war mit mehr Speisen als Gästen besetzt. Außer Vater und Mutter, Heinrich und Wilhelmine, waren der Kapitain Robinson, Chevalier Clichette und seine Schwester Blanche zugegen.

Das Gespräch führte ausschließend der Kapitain mit dem Chevalier. Jener nämlich erzählte Abenteuer, selbst erlebte oder überlieferte, und dieser unterstützte ihn aus seinem Gedächtnisse, das sich in wunderbarer Stärke entfaltete. Bald waren dem

redseligen Seemann Namen entfallen, bald mußte er sich auf kleine Umstände besinnen, und immer half ihm der Chevalier auf die Sprünge.

Herr und Madame Pöckmöser hörten während des Essens, mit einer eigenen Aufmerksamkeit, die fast wie Andacht aussah, dem wackern Robinson zu, denn sie verehrten in ihm den von Gott in sichtbaren Schutz genommenen Sterblichen, der durch Sturm und Wellen, durch Fährlichkeit und Mühseligkeit, durch Hayfische und wilde Völkerschaften, ihnen ihre reiche Habe und den Sohn, wohlbehalten zugeführt hatte.

Der Kapitain fühlte wohl seinen Werth, und das dadurch erlangte Ansehen, in dem Kreise worin er sich befand, denn während er mit beiden Backen kaute, und die dunkle Röthe seines Antlitzes durch ganze Fluthen Portweins noch steigerte, sprach er so laut und anhaltend und wählte so rücksichtslos seine Redensarten, daß jede andere Zuhörerschaft, als die ihm so sehr geneigte, sich wohl nicht ganz ohne Widerwillen, von ihm weggewandt haben würde.

Die Mädchen saßen indeß still vor sich, schielten vom Teller nur dann und wann in die Höhe, und flüsterten einander ein leises Wort zu, dem ein verstecktes Kichern folgte.

Von Heinrich kann der Erzähler eigentlich noch weniger berichten als von den Mädchen. Es ist schwer zu entscheiden, welchen Antheil er an dem Tischgespräche nahm. Er saß stumm, aß wenig, blickte oft nach Blanche und schien manchmal abwesend. —

Ich bin es meinen Lesern schuldig ihnen über Heinrichs Benehmen im väterlichen Hause so schnell als möglich einen Aufschluß zu geben, um keinen zu tiefen Schatten auf diesen übrigens nicht besonders eigenthümlichen Charakter zu werfen. Eine übergroße Sentimentalität wird man bei einem jungen Hamburger Kaufmanne, der bereits in einem Alter von drei und zwanzig Jahren, sechs Jahre zur See zugebracht hatte, vergebens suchen. Eben so wenig wird man in seinem Gemüthe Spuren von großer Neigung für Künste und Wissenschaften finden. Seinen Kopf füllen dafür Combinationen

im merkantilischen und Finanzfache, er schweift nicht wie andere junge Leute in Gedanken nach südlichen Gegenden, die er sich mit Harfenklängen, Romanzen und Poesien ausfüllt und mit lauter glücklichen Menschen bevölkert; er sieht jene Gegenden gesengt vom tropischen Sonnenstrahle, er weiß, daß die prachtvollste Blume dort Gifte haucht, daß Schlangen darunter brüten, und keuchende Neger, unter Streichen heulend, das Zuckerrohr zermalmen müssen, womit Madame Pöckmöser jetzt ganz gleichgültig ihre Mehlspeise versüßt.

In dem stets wachsenden Reichthume und dem daraus entspringenden Ansehen an der Börse, hatte Heinrich, fast noch Knabe, volle Befriedigung gefunden. Sein Ehrgeiz ging nicht weiter. Sein Glück ruhete, so dachte er sich's sonst wohl, in der freien Ungebundenheit, deren ein reicher Hamburger Kaufmann genießt, und die ihn die üppigsten Lebensgenüsse, einen fürstlichen Prunk, und die ehrerbietigste Huldigung, von freien Leuten aus freiem Antriebe dargebracht, überall zu Theil werden ließ.

Mit solchen Gedanken war Heinreichs Kopf

erfüllt gewesen, als er in einem Alter von zwanzig Jahren Hamburg verließ, um seine große Ostindienfahrt anzutreten, von der er jetzt eben zurückkehrte. Er betrat das väterliche Haus mit einiger Scheu, von einer innern Sorge belastet, die er nicht laut werden lassen durfte. Vergebens strebte er, wie wir bereits gesehen haben, durch äußere Geschäftigkeit sein Inneres zu betäuben. Wir sahen ihn kaum die ihm zu Theil gewordene liebevolle Bewillkommung von Vater und Mutter erwidern, und sich, von einer eigenthümlichen Lebendigkeit getrieben, mit Waarenproben, Facturen und Maklern abgeben. Wir wollen jedoch deshalb nicht Gefühllosigkeit dem armen Heinrich vorwerfen, sondern sein ganz eigenes Verhältniß zum älterlichen Hause in wenig Worten erörtern.

Wenn, wie es wohl manchmal zu geschehen pflegt, die Gesinnungen der Kinder in offenbarem Widerspruche mit denen der Eltern sind, wenn sich trotz vernachläßigter oder verwilderter Erziehung in dem Kinde bessere Einsichten, zartere Gefühle regen, wenn das Thun und Treiben der Eltern dem

Kinde verabscheuungswürdig erscheint, so mag es wohl im gerechten Unmuthe mit der Natur zürnen, daß sie eben durch solche Menschen ihm das Licht schenkte, und wie ein Fluch seines Daseyns, den ihm die Geburt schon an die Ferse heftete, wird es ihm sein ganzes Leben hindurch verfolgen: daß es dennoch an jenen Menschen hängen muß, von denen sein besseres Selbst, ihn bei reiferer Erkenntniß immer weiter entfernen sollte.

Wenn aber ein armes Wesen, das vielleicht den vortrefflichsten Menschen sein Daseyn verdankt, welche durch Unglück für ewig getrennt, es fremder Barmherzigkeit zur ersten Pflege überanworten mußten — wenn es wie im Würfelspiele zum Gewinnste, so zu seinen Eltern gekommen ist, die nicht im Stande sind, jene heiße Liebe in sein Herz zu pflanzen, die für die wahrscheinlich unglücklichen Unbekannten stets heimlich darin keimt; so ist dieses ein Fluch, der zu noch stärkerm Unmuthe, ja zu gänzlicher Verwilderung die Veranlassung werden kann. —

Es war im wonnigen Mai als in Hamburg,

nach althergebrachter Sitte, mit frühem Morgen sich die Thore des Waisenhauses öffneten, und mit frischen, von Gesundheit gerötheten Gesichtern ein Zug von Kindern, feierlich die Vorsteher, Provisoren und Lehrer an der Spitze, von den Stadtwachen gefolgt, hinausschritt, in die kühlen Straßen der Altstadt, um einen Rundgang zu halten, und sowohl der wohlthätigen Stiftung im Allgemeinen, als auch für Einzelne unter sich insbesondere, milde Spenden zu empfangen, die von den Einwohnern reichlich dargebracht zu werden pflegten.

Die verschiedenen Abtheilungen des Zuges führten kleine Hauptleute an, die schönsten oder fleißigsten Knaben, geschmückt mit den Farben der Stadt und volle Blumenkränze auf den Locken, die blanken Büchsen rechts und links hinreichend, um die Gabe hineinwerfen zu lassen, und nebenbei so manches blanke Silberstück für sich in Empfang zu nehmen.

Durch die Schlangenwindungen der Straßen, welche um Rathhaus und Börse sich erstrecken, von unzähligen Kanälen oder Fleeten durchschnitten,

hatten sich die Waisenkinder mehrere Stunden fortbewegt, als sie um die Frühstückszeit sich jenem Theile der Stadt naheten, wo damals die Reichsten des Kaufmannsstandes ihre stattlichen Wohnsitze hatten.

Sie kamen so eben vom großen Wandrahm und bogen in den Hürter ein. Ueberall standen die geputzten Stubenmädchen oder Haushälterinnen vor der Thüre, eine Tasche mit Silbermünzen am Gürtel hängend, wo sie in fortwährender Bewegung ein und auslangten. Aber an der breiten Steintreppe des Pöckmöserschen Hauses, die zu dem mit zierlichem Eisengeländer eingefaßten Beischlage führte, standen zwei Bediente in glänzender Livree, die sich bei Annäherung des Zuges den Führern desselben naheten und sie höflichst einluden, das für sie in Bereitschaft gehaltene Frühstück bei ihrer Herrschaft einnehmen zu wollen.

Dergleichen Einladungen waren nicht selten und wurden nie abgelehnt. Während nun die Lehrer, Provisoren, nebst den kleinen Hauptleuten, die Treppe hinauf in die prächtigsten Zimmer des Hauses

geführt wurden, wo eine reich besetzte Tafel ihrer harrte, und Herr und Madame Pöckmöser die freundliche Einladung wiederholten, wurden die übrigen Kleinen an langen reinlichen Tischen auf der räumlichen Diele bewirthet, und selbst die den Zug begleitenden Soldaten, erhielten Stücke Bratens, Wein und Schnaps, die Hülle und Fülle auf die Straße hinausgereicht.

Vor allen zog ein junger Knabe, Heinrich geheißen, die Blicke der damals noch jungen Frau des reichen Rheders auf sich. Er hatte ein so hübsches, klug dareinschauendes Gesicht, so wunderschöne Goldlocken, er wußte auf alle an ihn gerichtete Fragen so gescheut zu antworten, er aß mit so gesundem Appetite und die Lehrer wußten nichts als Gutes von dem Knaben zu berichten, daß in Madame Pöckmösers Busen sich ein ganz eigenes Gefühl regte, welches freilich einen tiefern Sitz hatte, als die Augen der Menschen zu erspähen vermochten.

Zehn Jahre war sie bereits verheirathet und es schien als ob der Himmel ihr die Mutterfreuden für immer versagt hätte. Diesen lieblichen Knaben

hatte er ihr, wie sie behauptete zu seinem Glücke, zugeführt. Sie erkundigte sich nach allen Umständen auf das Genaueste. Er war als Säugling von einer unbekannten Frau gebracht, und in das Waisenhaus aufgenommen worden. Von seinen Eltern war keine Spur zu finden gewesen.

Noch während des Frühstückes wurde so manches von der guten Absicht der Madame Pöckmöser laut, die sie mit dem armen Heinrich hatte, die Lehrer priesen den Knaben, daß die reiche Frau ihre Augen auf ihn geworfen hatte, und prophezeiheten ihm schon die glücklichste Zukunft. Heinrich selbst, der damals in seinem achten Jahre stand, begriff nichts von dem, was man mit ihm vorhatte. Reich beschenkt verließ er mit den Uebrigen das schöne Haus und setzte seine Wanderung bis am späten Abende fort, und als er ermüdet und matt sich in dem großen Schlafzimmer mit seinen armen Kameraden zur Ruhe legte, saßen Herr und Madame Pöckmöser beim Thee und besprachen sich darüber, daß sie den armen Heinrich an Sohnes Statt annehmen wollten, und als dieser am andern Tage

in der Morgenstunde aus der Schule zu dem Vorsteher gerufen wurde, deutete man ihm an, daß er seinen neuen Eltern folgen müsse und er stieg mit der geschmückten Frau in die Kutsche, als der Adoptivsohn der reichsten Leute Hamburg's und verließ das stille, friedliche Waisenhaus und seine alten Spielkameraden für immer, wiewohl mit schwerem Herzen, thränenvollen Augen und gänzlich wider Willen.

Er erhielt sogleich einen Hofmeister und jeden Unterricht, der ihm als Kaufmann einst nützlich werden könnte, denn dies war seine Bestimmung. Zur großen Freude seines Adoptivvaters machte er bedeutende Fortschritte. Aber wie durch eine sonderbare Schicksalslaune sollte Madame Pöckmöser nach zehnjährigem vergeblichen Harren schon in dem folgenden Jahre Mutterfreuden empfinden, denn im nächsten Mai war die kleine Wilhelmine da und spielte auf ihrem Schooße.

Heinrich genoß jedoch die ungetrübte Zuneigung der Eheleute, die ihn stets ihren Sohn nannten. Er trat in das Geschäft ein, worin er eine

bedeutende Umsicht und Thätigkeit zeigte und sich ganz unentbehrlich gemacht hatte. Dabei krönte stets der glücklichste Erfolg alle seine Unternehmungen und mit schlauem Lächeln pflegte Herr Pöckmöser wohl manchmal ganz im Geheim zu seiner Ehehälfte zu sagen: „Sprichwort, wahres Wort, die Kinder der Liebe sind gewöhnlich gescheut und glücklich.“

Und er war im doppelten Sinne ein Kind der Liebe, denn Vater und Mutter liebten ihn wie ihr eigenes, selbstgeborenes.

Heinrich wurde aber mit den Jahren stets verschlossener und kälter, Melancholie konnte man seine Stimmung nicht nennen, obgleich seinem Gemüthe die dazu erforderliche poetische Tiefe nicht zu gebrechen schien. Der Abgrund, worin vielleicht die Keime zu jener zerstörenden Gemüthsstimmung schlummerten, war von einer dünnen Rinde bedeckt, die der kleinste Zufall durchbrechen konnte. War es die Sehnsucht seine Entstehung zu kennen, war es eine geheime Neigung zu einem geliebten Gegenstande, die er zu bekämpfen gezwungen war, konnte

er vielleicht, wie ich fast vermuthen möchte, seine Eltern, die sich ihm aufgedrungen hatten, nicht recht von Herzen lieben? Noch wissen wir diesen Schleier nicht zu lüften. Gewiß aber ist es, daß er mit trüb umflortem Blicke, an dem Waisenhause vorüberging, dem ihn ein Geschick einst entrissen hatte, das die Menschen ein Glückliches nennen.

6.

Den ersten Blick in's wohlbekannte Land,
Trübt üble Laune, aufgereizt zum Zorn;
Und wie im Traume nahen sich Gestalten
Die einst er schaute, fern von diesem Ufer.

Das Wetter war für die Jahreszeit ungemein milde, der Mond stand in vollem Glanze am Himmel, und Madame Pöckmöser beschloß, ehe sie in's Theater fuhr, einen Umweg längs des Hafen-Quais zu machen, und das stolze Kauffahrteischiff zu bewillkommen, das neuen Reichthum ihrem Hause und ihr selbst außer einigen Shawls, und seltenen ostindischen Stoffen, ächte Japanische Meubel von papier-maché für ihren Gartensalon mitgebracht hatte.

Heinrich, Wilhelmine und Blanche

wurden aufgefordert sie zu begleiten, während ihr Gatte und der Chevalier sich beurlaubten, um den Posttag zu beenden, und Robinson sich empfahl, um noch einige Geschäfte zu besorgen.

Wenn gleich diese Einladung unserm Freunde nicht angenehm war, so fand er doch keinen schicklichen Vorwand sie abzulehnen.

Bald meldete der Diener, daß der Wagen vor der Thür sey, und die Damen stellten sich in Boa's und Shawls gehüllt, die Atlaskapuzen tief über die Locken gezogen, ein, und ließen sich von ihrem Begleiter in den bequemen Wagen heben.

Die herrlichen Pferde flogen wie der Blitz davon, und ehe noch ein gehöriger Gesprächsfaden angeknüpft war, zog sich die Straße bergan, der von den alten Elbstationen noch übrig gebliebenen Erhöhung zu, welche Stintfang genannt wird, eine schöne Aussicht nach der Stadt und dem gegenüberliegenden Harburg gewährt und deshalb ein Lieblingsspaziergang der Einwohner ist.

Man muß jedoch der Wahrheit gemäß gestehen, daß die Hamburger Börsenaristocratie in dieser

Jahreszeit und um diese Stunde den Stintfang nicht zum Vereinigungspunkte zu machen pflegte, und daß es einer ganz eigenen Laune der Madame Pöckmöser zuzuschreiben war, die ihr eingab, jetzt den Kauffahrer zu betrachten, da am andern Vormittage sich hiezu eine weit bessere Gelegenheit gefunden haben würde. Allein es schien ihr etwas ganz anders auf dem Herzen zu liegen als die Sehnsucht ein vor Anker liegendes Schiff aus der Ferne zu begrüßen.

Die Gesellschaft trat auf die runde Plattform, die über den Wasserspiegel hinausragt. In den, dem Stintfange zunächstliegenden Umgebungen, herrschte tiefe Stille. Es waren Steinkohlenlager, Werfte, Holzplätze, wo die Arbeit ruhte, und die nun von den treuen, zottigen Hunden, als Wächter ganz still umkreist wurden.

Nur weiter, vom Pinnasberge her, tönten verworrene Stimmen und Musiklärm aus erleuchteten Häusern, und oben auf der Straße zwischen Hamburg und Altona, rollten Wagen, wandelten Fußgänger, und der lebendige Verkehr zwischen den

beiden Städten wogte dort in seiner ganzen Regsamkeit vorüber. Hoch droben am Thore prangte mit seiner antiken Säulenhalle der Elbpavillon, und eine vollstimmige Musik erschallte gar anmuthig daraus hervor. Die Elbe aber, von silbernen Lichtern durchfunkelt, ruhig, nur in kleinen Wellen um die Meerkolosse plätschernd, schien damit zu spielen und sie in ihrem Fluthenschooß zu schaukeln. Jenseits hob sich ein durchsichtiger Duft von den Inseln, und aus den entblätterten Baumgruppen von Moorburg und Wilhelmsburg, blinzten Lichterchen auf und verschwanden schnell wieder, gleich als wären es Fackeln von Elfenhänden geschwungen, deren Träger auf lustigen Pferdchen dahinhuschten. Weiter landeinwärts spannte sich ein weißes Gezelt von der Erde zum Sternenhimmel auf, und vollendete so den Character der herrlichen Fernsicht: stille Erhabenheit. —

Während Wasser und Land diesen Anblick boten, standen die dunkeln Schiffe mit ihren weißen Masten, winterlich abgetakelt, in dicht geschaarten

Reihen, und schienen auszuruhen von ihren Mühen und Strapatzen.

Diese kühngeformten Gebäude lagen bewegungslos da, gebannt an der Stelle, im schützenden Hafen, umgewandelt zu traulichen Wohnungen des Schiffsvolks, das die Seinen am Bord empfing und sich freute an dem bläulichen Rauch der aus der Schiffsküche emporstieg; und wie der Landmann vor seiner Hüttenthür den lachenden Säugling auf dem Schooße wiegt, so saß hier der Seemann mit seinem Kleinen und zeigte ihm die grobgeschnitzte Puppe des Schiffs, deren Gold herrlich im Mondenstrahle glitzerte, und das Kind hatte daran seine Freude.

Abgesondert von der Masse der länger vor Anker liegenden Schiffe, ungefähr hundert gute Schritte vom Stintfang, schaukelte sich stolz die „Frau Margaretha", noch prangend im vollen Schmucke ihrer Wimpel und Takelage. Sie bildete den Vorgrund in dem großartigen Panorama des Mastenwaldes, der sich weit den Strom hinauf erstreckte.

Madame Pöckmöser richtete ihre Augen, mit

vortrefflichen Gläsern bewaffnet, dorthin und wendete sich immer dazwischen recht liebevoll an Heinrich, der ihr dies und jenes erklären mußte.

So hatte sich nach und nach ein Gespräch zwischen Mutter und Sohn entsponnen, welche allein, an das die Plattform umgebende Geländer lehnten, während die beiden Mädchen auf den hartgefrornen Kiespfaden, dem Elbufer zugewandelt waren, von dem Bedienten in einiger Entfernung gefolgt.

„Nun, Harry, wird dein Reisen wohl ein Ende haben," sprach Madame Pöckmöser, „Du hast mehr von der Welt gesehen, wie ich und der Vater, wo willst Du am Ende noch hin. Du bist ja sogar bis zu den Schwarzen hingekommen — es wird jetzt Zeit seyn, Dich nach einer Parthie umzusehen."

„Kommt Zeit, kommt Rath," entgegnete Heinrich ernst und trocken.

„Die Zeit ist gekommen, guter Harry," fuhr Madame fort, „und mein Rath soll Dir auch zur Seite stehen. Ich kenne unsere Hamburger junge Welt ganz und gar. Da wird wenig für uns zu holen seyn." —

Heinrich blickte ihr aufmerksam in's Auge.

„Betrachte Dir einmal die Schwester des Chevaliers," sagte Madame Pöckmöser, die seine Aufmerksamkeit sich günstig auslegte, „die niedliche Blanche wäre die nicht —"

Heinrich ließ sie nicht weiter reden, sondern sagte schnell und in seiner gewohnten Trockenheit: „mir scheinen die Leute Abenteuerer." —

„Abenteuerer?" wiederholte Madame, „ein voreiliges Urtheil über Menschen, die Du nur seit wenigen Stunden zu sehen Gelegenheit hattest. Wenn mir auch die Familie der Clichette nicht persönlich bekannt ist, so sind uns diese beiden Glieder derselben, die sehr viel Einnehmendes besitzen, von bester Hand empfohlen, und sowohl der Chevalier wie seine Schwester machten bis jetzt dieser Empfehlung alle Ehre." —

Heinrichs offene und kalte Züge erschienen mit einemmale seltsam bewegt, und in seinen Augen zog ein trüber Schleier empor, welches ihm ein sehr ungewohntes Aussehen gab. Sein klarer Verstand zeigte es ihm deutlich in diesem Augenblicke,

daß ihm — dem angenommenen Kinde von unbekannten Eltern — und wenn er gleich Fleiß, Einsicht, Reichthum und einen unbescholtenen Ruf in die Wage zu legen vermochte, die Börsenmatadore ihre Töchter verweigert haben würden, falls er um sie anhielte.

„Du scheinst nachdenkend, mein Sohn," sagte Madame Pöckmöser, „je nun, ich will Deine Entscheidung hier nicht abpressen." —

„Nicht hier und nicht zu Hause," sprach Heinrich seinen Gleichmuth ganz bei Seite legend, in heftiger Bewegung. „Meine Entscheidung wird von selbst und ganz aus eigenem Antriebe erfolgen. Ich bin kein willenloser Knabe mehr, der für jede Gabe sich höflich bedanken muß und sogar seine Eltern wie sein erstes Spielzeug, nicht dem Himmel, sondern barmherzigen Wohlthätern verdankt. Ich werde ein Mädchen mir erwählen, das eine gleiche Neigung mir verbindet, und dieser Wahl werden sie dann ihre Zustimmung sicher nicht versagen. Ich überhebe sie dadurch nur einer Sorge, es ist schwer für seiner Kinder Glück zu handeln, man betrügt

sich oft; und Ihnen bleibt ja noch eine Sorge für Wilhelmine. Mir gab der Himmel reife Einsicht und erforderliche Kenntniß des menschlichen Herzens."

Madame Pöckmöfer ward etwas bräunlich im Gesichte, mäßigte jedoch ihre Aufwallung sogleich und sagte: „Je nun, Du wirst Blanche kennen lernen, Harry. Vielleicht ist sie's denn doch, nach eigener Wahl."

Der Jüngling bereuete im Augenblicke, daß er sich hatte hinreißen lassen, und lenkte mit etwas mehr Bescheidenheit ein: „Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, werthgeschätzte Frau Mutter, daß mein Blut noch zu stark von der großen Seereise aufgeregt ist, und meine Gedanken zu sehr um den Ausgang der von mir eingeleiteten Geschäfte besorgt sind, als daß ich im Stande wäre, ein Gespräch dieser Art mit der gehörigen Ruhe und Ueberlegung zu führen. Lassen Sie mich über jenen Punkt für jetzt unangefochten. Mein Seyn ist zwischen Comptoir, Börse und Speicher getheilt, mein Geist schwelgt in Ziffern, und meine Gedanken sind in

den Kolonien, in den Kaffeeplantagen und Zuckermühlen. Eine Krise steht dem Handel bevor, ist diese glücklich überstanden, dann vielleicht — ja. —“

Hier unterbrach ein ängstlicher Schrei am Fuße des Hügels den Sprechenden. Zugleich sah man die Mädchen heraufeilen. Erschreckt ging ihnen Madame Pöckmöser, so schnell als es ihr möglich war, entgegen.

„Ach, mein Gott,“ sagte Wilhelmine, „was haben wir gesehen! Blanche ist an Allem Schuld, ich wäre nie am späten Abende dort hinunter gegangen.“ —

„Nun was ist's denn?“ fragte Heinrich, indeß die Mutter des hochaufathmenden Mädchens Hand ergriff.

„Dort unten auf der Bank saßen wir,“ setzte Blanche, den von ihrer Freundin begonnenen Bericht fort, „als plötzlich hinter uns sich etwas regte, wir blicken uns um, da gewahren wir ein Paar feuersprühende Augen, einen blutrothen Rachen mit

furchtbaren Zähnen, ein wildes Schnauben, ach! es bleibt kein Zweifel, ein wildes Thier war's — ein Tieger, der uns bedrohete.“ —

„Eine Dogge wahrscheinlich, o! über die Heldinnen,“ sagte Heinrich mit spöttischem Tone.

Der Bediente aber trat hinzu und versicherte, es sey der Indianische Jongleur, der in einer Bude auf dem Hamburger Berge, wilde Thiere und dabei seine Kunststücke zeige, und der Abends mit seiner trächtigen, zahmen Löwin einen Spatziergang machte, um ihr die, ihrer Gesundheit zuträgliche Bewegung, zu verschaffen.

In der That erblickte man unten am Wasser den weißen Turban leuchtend auf der dunkeln Gestalt, und das mächtige Thier aus Bengalens sumpfigen Wildnissen, die gelenken, sprunggewandten Glieder zum mäßigen Trabe herabstimmend, wie eine zahme Katze Schritt vor Schritt seinem Herrn folgen.

„Das sollte die Polizei längst verboten haben,“ sagte Madame Pöckmöser, und befahl, daß der Kutscher umwende. Sie war sichtbar verstimmt.

Doch plötzlich zog ein unerwartetes Schauspiel Aller Aufmerksamkeit auf sich. Ein Boot mit Laternen stieß von der „Frau Margaretha“ ab und steuerte nach dem Stintfang. Zu gleicher Zeit wurde die Puppe des Schiffs mit vielen Laternen beleuchtet, die Flagge wurde am Hauptmast gehißt, und Kapitain Robinson, in Begleitung des Hafenkapitains, stieg an's Land, um die Damen zu ersuchen, am Bord des Ostindienfahrers den Thee mit ihm zu trinken.

Dies heiterte die Damen auf, doch Heinrich's Gesicht zeigte noch Schatten. Man sah es ihm an, daß ihm diese Höflichkeit sehr ungelegen kam.

Man bestieg das Boot, in dem Bänke und Boden mit weichen wärmenden Teppichen belegt waren, und ließ sich nach dem Schiffe führen.

Am Ufer sah man einen Haufen halbbetrunkener Matrosen, die dem Jongleur mit seiner Löwin begegneten, und mit Entsetzen davon liefen, während das edle Thier ein dumpfes Gebrüll ausstieß, und einen kurzen Satz seitwärts wagte, sogleich

aber wieder auf einen ſtarken Zuruf des Gebieters, in den frühern, ruhigen Schritt kam.

Die Damen im Boote wie ſie dies ſahen, ergriff eine ſo ſtarke Bewegung des Entſetzens, daß das kleine Fahrzeug heftig zu ſchaukeln begann und ſich ſo dem Schiffe näherte, während die Pöckmöſer'ſche Kutſche, von dem zu Fuße daneben hergehenden Bedienten begleitet, in derſelben Richtung, am Ufer langſam dahinfuhr.

7.

Das lärmt, und qualmt, und stinkt,
und brennt —
Ein wahres Hexenelement!

In der Schenke „zur Hoffnung der Seefahrer“ hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft nach gewohnter Weise eingefunden. Matrosen und herrenloses Gesindel, Dirnen und Smuggler, Taschenspieler und Landstreicher aller Art saßen an langen Tischen und befeuerten den Fluß ihrer Rede mit Gin und Grog, während mit Mühe in der Mitte des Zimmers so viel freier Raum erhalten wurde, als nöthig war einen Long-Jack zu tanzen, wobei jedoch nicht vermieden werden konnte, daß die rüstigen Tänzer beim Hin- und Herschleudern ihrer Füße irgend einen unter dem Stuhle seines Herrn schnarchenden

Hund sehr unsanft berührten, der sein Geheul ganz unmelodisch in die Nasentöne der verstimmten Drehorgel, welche das ganze Orchester ausmachte, ertönen ließ. Bei einem nur mäßigen Sprunge stießen die Köpfe der Tänzer an eine Sammlung von Polypen, Fischen und andern Meerungeheuern, die unter der niedrigen Stubendecke aufgehängt waren, und dadurch nicht nur in klappernde Berührung untereinander geriethen, sondern eine Masse von Staub und kriechenden oder fliegenden Insekten, welche friedlich darauf nisteten, zur großen Unbequemlichkeit der Gäste mobil machten.

Beim Eintreten in diesen langen, weiten und dabei außer allem Verhältniß niedrigen Raum, machte es auf den Fremden einen beengenden Eindruck, in dicken Tabakswolken eingehüllt, die glühend rothen, ausgezeichneten Gesichter der Zechenden zu sehen, in deren Mitte die schlotternden, hin und her zappelnden Tänzer des wilden Long-Jack, von unzähligen dicken Wintersliegen umsummt, und über ihren Häuptern, die hin und herschwankenden, eingeräucherten Exemplare eines Hai's, „des Meeres Hyäne,“

oder eines Meduſenhaupts, eines langmäulichten Aligators, oder eines ſpitznaſigen Schwertfiſches. Einer Hexenküche ſah dieſes infernaliſche Kaffeehaus nicht unähnlich, und nun denke man ſich die Zoten, die hier unter wildem Gelächter, in den verderbteſten Mundarten des Holländiſchen, Engliſchen, Spaniſchen und Deutſchen, jeden Augenblick geriſſen wurden.

Unweit des Ofens ſaß in dem grellrothen Flanellhemde eines Schiffers, eine wollene ſchottiſche Mütze ſchief aufgeſetzt, die Cigarre zwiſchen den Wulſtlippen, und den Kopf in beiden Händen, Harms Hanſen, der Wirth, und ſchauete dem Treiben ſehr gleichgültig zu.

Da trat ein anſtändig, auf bürgerliche Weiſe gekleideter, Mann zu ihm, und ſetzte ſich mit vertraulicher Miene neben ihn.

„Gott zum Gruß!“ brummte Harms Hanſen, die Mütze rückend.

„Gleichfalls,“ erwiderte der Andere. „Muß doch einmal ſehen, was mein alter Kollege treibt. Wie ich ſehe, kannſt Du nicht klagen, Leben vollauf

in Deiner Seemanns-Schenke und gesund bist Du auch!“

„God dam!“ schrie Harms, „Scheererei vom Düwel! Ist das Kleinigkeit mit dem Kram fertig zu werden? Alle Nächte Messerstiche und Wache im Haus — wo bleibt am Ende der ehrliche Name? Der hochweise Herr Senator, unser Landherr hier draußen, und sein gestrenger Statthalter, der Sandvoigt vom Hamburgerberg, haben auch alle Minuten was zu zwacken und zu knurren — und versauern einem das Bischen Hundeleben! Slach un Düwel! wenn sie mir's zu bunt machen geh' ich in's Dänische, da hat man mehr Ruhe als in unserer freien Stadt, wo sie dem Bürger gern an's Fell zupfen — God dam!“ und diesen letzten Fluch ließ er dumpf aus dem tiefen Glase wiedertönen, woraus er eben einen tüchtigen Schluck nahm.

Lachend that der Andere mit dem üblichen „Ping“ Bescheid, das noch länger während des Schlucks tönte, als der Fluch des Wirths, und lachend setzte er wieder das Glas, mit den Worten, auf den Tisch:

„Nun nun, Master Hansen, Du thust ja gar als wenn Dir ein Ruf auf die Diele des Sandvoigts, oder eine vom Landherrn dictirte Strafe das Leben bis auf die Neige verbitterte! Sprichst gar davon diesen freien Grund und Boden zu verlassen, willst in's Dänische ziehen — he he! im Dänischen sind die Goldvögel nicht so dick gesät wie bei uns auf'm Hamburgischen Gebiet und die Goldvögel kehren oftmals auch in die Nester des Wiedehopfs und legen dort ihre kostbaren Eier!"

„Snakt der Kerl nicht wie ein Narr, und quatscht mir da sein dummes Zeug her, vom Goldvogel und vom Wiedehopf und von kostbaren Eiern! Halt's Maul und sauf' Deinen Grog! He, Mete, komm' hier! schenk' dem Jürgen Claaßen wieder voll!"

„Ich meinte nur," sagte bedächtig Jürgen Claaßen Holzmann, indem er den Arm um die hochstämmige Tochter des Wirths legte, die das heiße Wasser und den Rum mit beiden Händen zugleich in das leere Glas goß, „daß Du nicht allein von dem kleinlichen Profit leben darfst, den

Dir ein Paar hundert Gläser Punsch und Grog, ein Funfzig Beefsteaks, und ein halb Tausend Domingo-Cigarren alle Abend abwerfen, sondern daß Dir bei Deinem Gewerbe auch noch ein anderes Gewinnstchen blüht!"

„Mach', daß Du einmal fertig wirst, und scheer' Dich, Mete!" rief der Wirth und fuhr dann mit etwas gedämpfter Stimme fort: „Soll mich und meine Hoffnung der Seefahrer ein Blitzstrahl sogleich in den Abgrund schlagen, wenn ich einen Schilling von dem ganzen Höllentrödel ziehe. Molesten macht mir das Weibsvolk, nichts weiter. Wenn's die Matrosen hier weiblich geneckt hat, so läßt sich's nach Haus begleiten." —

„Das glaub' ich ja, und darauf wollt' ich auch gar nicht hinsticheln," brachte verschmitzt lächelnd, auf seine silberne Cigarrenspitze beißend, Jürgen hervor, „wirst Dich ja damit nicht abgehen — brauchst's ja nicht — sprechen ja Vornehme bei Dir ein." —

„Slach un Düwel!" brüllte Hansen, „glaubt das Seekalb etwa, daß meine Mete solche Besuche

annimmt?“ und schnell war der Alte aufgesprungen und nahm die Stellung eines englischen Gladiators an, der die Arme vor dem Bauch gekreuzt, mit geballten Fäusten und gekrümmten Mittelfingern, seinen Gegner schlagfertig erwartete.

„Ho, ho, ich denk' nicht daran Deine Tochter zu beschimpfen noch mit Dir zu boxen, alter Kamerad!“ sprach gelassen Jürgen Claaßen Holzmann, „komm', setze Dich her und lache einmal, denn sieh nur dorthin, wie sie Alle aufstehen, und herüber schielen nach uns, so scandallüstern, daß es nur noch eines lauten Worts bedürfte, um eine Höllenschlägerei herbeizuführen!«

Diese Worte wirkten; Hansen sah sich um, und in der That waren, durch den dicken Qualm, so viele brennende Augen und Nasen mit ihren rohen Gesichtern nach unsern Beiden gerichtet, daß er es für das Beßte hielt, mit einer lauten Lache, sich wieder zu setzen, worauf der Leyermann, dessen Arm sogleich von einem der Gäste festgehalten worden war, nun wieder freigegeben, sein eintöniges Lirumlarum erschallen ließ, und Alles seinen

gewohnten Zug mit Lärm, Tanz und Musik fortging.

„Nun, was willst Du denn mit Deinem dummen Gequatsche, Düwelskerl!“ sagte Hansen wieder gemäßigt. „Zeig einmal deutlich, wo Du eigentlich hinwillst? —

„Sieh nur wie Du Dich stellst, wohnen nicht droben in dem grünen Stübchen gewisse schöne Kinder,“ sprach Jürgen gedehnt.

„Aepfel und Zwiebeln, stinkende Waare, wenn Du willst, geh' hinauf und überzeug' Dich“ — brummte Hansen.

„Also schon fortgebracht!“ sagte der Andere bedächtig. „Na, da könnt ich's wohl wissen, wenn ich's eben wissen wollte. Ist mir aber gleich — wollt' nur von meinem alten Bruder etwas Näheres erfahren — nichts weiter! Laß noch einmal einschenken.“

„He, Mete!“ rief Hansen und deutete auf Jürgens leeres Glas, während er seines schnell

austrank und ihr unter den dampfenden Kessel hinschob.

„'s war gescheut vom jungen Herrn, daß er sich was Liebes mitgebracht hat, ist ja reich genug dazu, und hat sich an die schwarzen Schönheiten zu sehr gewöhnt — verstanden?“ sprach Jürgen weiter.

„Aber wie weißt denn Du schon davon?“ fragte der Wirth.

„I nu,“ sagte der Andre, „was ist denn Heimliches dabei? Kann der junge Herr denn wohl alle Wege selbst machen? Braucht er nicht einen Vertrauten? Na — und dieser Vertraute bin ich“ —

„Spitzbube! Hund!“ brach Hansen heraus „erhorcht hast Du was, und neugierig bist Du nun Alles zu wissen. Wenn Du des jungen Patrons Vertrauter wärest, hätte er Dir nicht gesagt, daß das kleine schöne Mädchen, mit der er gestern von hier an's Land stieg, nicht schwarz ist, sondern so weiß wie ich und Du?

„Na, dann wär' sie doch ziemlich Kupferfarben,“ lachte Jürgen in sich hinein.

„Und hätte er Dir nicht sagen müssen," fuhr der Wirth fort, der in seinem Eifer auf Jürgens Bemerkung nicht gehört hatte, „daß er sie heute Morgen ganz früh von hier mit sich fortnahm? Jetzt spür', Hund; wo er sie hingebracht hat, aber mich laß in Ruh, denn so wahr ich ein ehrliches Hamburger Kind bin, und mein Vater Faßzieher war, und auf dem Katrepel einen Saal bewohnte, von mir erfährst Du kein Wort mehr, selbst wenn ich noch etwas von der Sache wüßte." — Dabei stand er auf und ging zu einigen Everführern, die sich lustig getrunken hatten und sich mit Volkswitzen, unter dem Namen „Dönnchens," unterhielten. „Kannst mir so nichts mehr sagen, dummer Hans," zischte Jürgen leise vor sich hin und winkte Meta um seine Zeche zu machen. Darauf knöpfte er seinen Rock zu, drückte seine Mütze in die Augen, nahm seinen schweren, eisenbeschlagenen Stock zur Hand, und ging zur Thür hinaus.

Draußen im finstern Raume trat ein kleiner Kerl hart an ihn und brummte: „Na, Herr, hab' ich Euch nicht Wahrheit berichtet?"

„Zum Teufel ja," sagte leise Jürgen. „Na, ich sah's ja wohl vom Lager, wie er mit ihr eintrat, und dachte mir gleich, es ist etwas Heimliches, und da thu' ich vielleicht Jemanden in Pöckmösers Hause einen Gefallen, wenn ich's dem pfiffigen Jürgen Claaßen stecke. Na, ich wünsche, daß es Euch reichen Lohn eintragen möge! Vergeßt mich nicht!"

„Er hat sie schon wieder fortgebracht," sagte Jürgen, „und das ist das Fatalste dabei, doch es ist mir schon genug, daß ich nun weiß, er habe ein Schätzchen mitgebracht. Das Weitere wird sich finden. Hier Cay, mach' die Hand auf!"

Der kleine Kerl hielt ihm die schmutzige Hand dicht vor's Gesicht, und Jürgen legte ihm zwei blanke Drittelstücke hinein.

„Denkt an mich, Jürgen Claaßen," rief er dem Fortgehenden nach, „wenn ihr mich einem Capitain empfehlen könnt, bin für 'ne Wasserratte lang genug auf'm Trockenen gewesen."

Jürgen Claaßen schlug den Weg nach Hamburg ein, und Cay, der herrenlose Matrose, ging in

die Schenke zurück und ließ sich zur Verwundrung seiner Kameraden Glas auf Glas, bis am hellen Morgen einschenken.

Der spionirende Bote, der eigentlich die Aufsicht über die Speicher des Pöckmöser'schen Hauses führte, ging aber noch an demselben Abende, ehe er sich in seine Wohnung verfügte, zu dem Chevalier Clichette, der unruhig seiner wartete.

8.

C'estoyt ung chevallier sans bannière, lequel n'ayant pas hérité sur son fief, assez de bois pour se faire mesme ung cure-dent, et ne se cognoissant pas de plus beaulx bieus que la riche beaulté dont sa défuncte mère l'avoyt garni fort à propous, conceut d'en tirer rente et prouffict — —

Hippolyt, Chevalier de Clichette, deſſen nähere Bekanntſchaft wir jetzt zu machen gezwungen ſind, war der Sohn eines Einwohners von Montpellier, der früher — als die Hand des Uſurpators ſchwer auf Hamburg ruhete — einer der Finger derſelben geweſen war. Er hatte nämlich eine bedeutende Stelle bei der Verwaltung inne, und man kann ſich wohl denken, daß ſein Name in Hamburg nicht zu den Beliebteſten gehörte. Daher hatte er nach der Wiedereinſetzung der Bourbons, den Namen Belfort, der ihm eigentlich zukam, mit dem

de Clichette vertauscht, welchen er von einer erkauften kleinen Herrschaft angenommen hatte, um seine Kinder, auf dem Schauplatze seiner frühern Siege, mit Ehren auftreten lassen zu können. Denn, was er auch sein ganzes Leben hindurch gewagt und unternommen hatte, so war er Einer derjenigen, die nichts vor sich bringen konnten, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke der Leute.

Hippolyt hatte seine Jugend in Paris zugebracht, und dort mit der seinen Landsleuten angeborenen Leichtigkeit, sich eine Bildung erworben, die ganz dazu geeignet war, in der feinen Gesellschaft jener Hauptstadt zu glänzen, um wie viel mehr aber von unsern ehrlichen Landsleuten, die nun einmal das Fremde gern überschätzen, angestaunt zu werden. So geschah es, daß selbst jene Hamburger, die sich noch in finstern Stunden, jenes Drucks, jenes Hohns, jener tyrannischen Geisel, jener politischen Vernichtung recht gut erinnern konnten, die sie einst von den Franzosen zu erdulden hatten, sich nun ergötzten an dem bunten Glanze Pariser Modemenschen und sie als Zierde in ihren wohlanständigen,

ehrbaren, häuslichen Kreisen gern sahen. Unbegreiflicher jedoch ist es, daß sie selbst von der „großen Nation“ mit Begeisterung sprechen und den Namen „Napoleons“ preisen und erhöhen konnten, da es doch nur erst wenige Jahre waren, daß eines Satrapen rohe Willkühr über ihr Eigenthum und ihre Rechte schaltete, und daß fremde Libertinage ihr häusliches Glück zerstörte.

Hippolyt, oder der Chevalier, wie wir ihn im Verlauf dieser Erzählung oft nennen werden, war sich einer gewissen Ueberlegenheit bewußt und rechnete mit gutmaskirter Anmaßung auf die Anerkennung derselben. Er war mit einem einnehmenden Aeußern ausgestattet, musicirte, tanzte und malte, und wußte sich in seiner schmieg- und biegsamen Muttersprache mit überschwellender Geläufigkeit geistreich zu unterhalten. Dabei fehlte es ihm auch an der Kenntniß fremder Sprachen nicht, und selbst das Deutsche hatte ihm der Elsaßer Professor Braun in Paris beibringen müssen, weil sein Vater schon lange den Plan gemacht hatte, ihn einst nach Deutschland zu schicken.

Von Seiten des Herzens und der Gesinnungen, wonach deutsche Leser doch gern zuerst fragen, wenn ihnen eine fremde Person vom Autor vorgeführt wird, kann wenig Zufriedenstellendes berichtet werden. Wer die junge Welt des heutigen Frankreichs kennt, wird das sehr begreiflich finden.

Die Wissenschaft ist es allein noch, welche die Schüler den Lehrern gestatten, ihnen beizubringen; die Bildung des Herzens, die Richtung ihrer Gesinnungen, überlassen sie Ihresgleichen, und so wie sie sich von diesem oder jenem Kameraden angezogen oder abgestoßen fühlen, diesem oder jenem eine Ueberlegenheit aus freiem Antriebe zugestehen, so modeln sie sich hienach ein System und nennen das, ihre politische Erziehung. In extravagantem Uebermuthe umfassen sie daher oftmals das Verkehrte, das in ihrer Ummodelung zum Verkehrtesten, zum Abgeschmacktesten, zum Verabscheuungswürdigsten werden kann. Es wird ein gährendes Meer der engherzigsten und selbstsüchtigsten Triebe, die sie äußerst praktisch finden, und obschon darin auch das Edelste, wie Liebe, Freundschaft, Patriotis-

mus und Freiheitsgefühl, auftaucht, so findet sich die Liebe doch nur in einer verflüchtigten Sinnlichkeit vor, die Freundschaft findet ihre Nahrung im wechselseitigen Vortheil, der Patriotismus in einem unbegränzten und ungerechten Nationalstolze, und das Freiheitsgefühl, in einer vagen und rücksichtslosen Partheiwuth.

Aus dieser Schule war der Chevalier hervorgegangen, deren schicklichster Repräsentant er genannt werden durfte. Mit einer glühenden Einbildungskraft, die nicht selten — wenn eine begünstigende Konstellation es zuließ — bis zum Uebersspannten streifte, war er der Sinnlichkeit frühe zum Opfer geworden. Alle jene ungezügelten Lüste, die in Paris als geweihete Mysterien der Wollust, einen unheiligen Opferdienst erhalten, zählten in ihm ihren eifrigsten Priester. Alle andern Genüsse ekelten ihn bereits an, als seine Jahre ihm erst ein Recht gaben, sie kennen zu lernen. Er war als Jüngling schon übersättigt an Allem, und zählte sich selbst mit einer Art von Stolz zur Klasse der „Ennuyeux;“ die wir nach dem Obengesagten nicht mit dem ent-

sprechenden Worte der „Langweiligen," viel eher mit dem der „Ueberdrüssigen" übersetzen werden.

Was war diesem jungen Franzosen, häusliches Glück, ein wackeres Weib, Kinder — eine Familie! was war in seinen Augen ein schönes Mädchen! was der ehrliche Erwerb, die bürgerliche Betriebsamkeit! Der Dienst auf Ruderbänken, das Leben im Bagno, schienen ihm ein eben so wünschenswerthes Loos, als den langweiligen Weg zurückzulegen, um zu solch' nichtigem Ziele zu gelangen.

Nur Eines fachte noch seine Thatkraft an, wenn es nicht Versündigung ist, den Impuls so zu nennen, der ihn dazu trieb, die Karte zu ergreifen. Es war die Sucht nach Geld. Sehr viel zu haben, um sehr viel verschwenden zu können, um sich jeden Genuß, und sey er vom unerhörtesten Wunsche erzeugt, zu gewähren, — dies schien ihm das elende Leben erträglich zu machen, und einem Daseyn ohne allen Werth für ihn, einen kleinen Reiz zu verleihen.

Aber der Himmel, der ihm so manches gewährt hatte, wonach Andere gegeizt haben würden, und das ihm so ganz nichtig erschien, hatte ihm Reich-

thum versagt. Bei seiner Zurückkunft nach Montpellier sah sein weltkluger Vater nicht ohne Sorge den Seelenzustand seines Sohnes. Gräßliche Verbrechen, die sich zu jeder Zeit in dem südlichen Frankreich zugetragen haben, folgten sich damals grade, mit so grausenerregender Fruchtbarkeit, daß es schien, als ob Eines das Andere zeuge und in die Welt setze.

Die riesenhafte Verworfenheit des jungen Menschen war dem Vater zu fürchterlich für seine nächste Umgebung. Er sann hin und her sie abzuleiten. Nicht fehlte es an Vorschlägen, in fremden Welttheilen sein Glück zu suchen. Das freie, helle Amerika, der mährchenhafte, üppige Orient, der kalte Norden, mit seinen reichen, gastfreundlichen Bewohnern, Alles wurde der Reihe nach gemustert, um dorthin seine Unternehmungen zu verlegen. Aber Alles wurde verworfen — der leidige Ueberdruß an Allem war Schuld daran.

Endlich erhielten des Nordens reiche, gastfreundliche Bewohner Gnade vor den Augen des jungen Abenteurers.

„Waren Sie nicht in Ihrer Jugend auch dort, Papa, und glücklich?“ fragte er den alten Belfort. „Die Rückerinnerung jenes Glückes malt sich in diesen vom Alter fast erloschenen Augen und belebt sie mit einem heiligen Feuer der Begeisterung. Ich erlasse Ihnen die Beichte, braver Militär, es wäre zu viel verlangt und widerspräche auch alten Vorurtheilen, wollte der Sohn hierin Aufrichtigkeit vom Vater begehren. Wir sind nun einmal durch Ihre Schuld nicht reich. Wäre meine Jugend in Napoleons Zeit gefallen, ich hätte mein Glück dauerhafter gezimmert, mindestens so gut wie die Herzöge und Marschälle, die ihren jungen Stammbaum mit Millionen statt mit verrosteten Schildern schmücken können. Doch immerhin! lassen Sie's mich versuchen und übergeben Sie mir zugleich meine Schwester Blanche, — ich will mir Deutschland erwählen — das Land des Aberglaubens, der Zigeuner, der Phantasten, der Mährchenkrämer und der Philosophen! Hahaha! Ich habe Deutsche in Paris kennen gelernt — die Menschen sagen mir zu. Aber sie haben kein Geld — werden Sie mir

einwenden! Doch — einen Ort glaube ich zu kennen, wo das meiste Geld des europäischen Kontinents zusammenfließt — Sie selbst haben mir oft eine lockende Schilderung davon entworfen. Sie müssen dort Bekannte haben, wenn Sie sich dort auch nicht gut nennen dürfen. Doch das ist gleichviel. Ihre Localkenntniß wird mir von Nutzen seyn! An Empfehlungen wird es auch nicht fehlen — ein Sümmchen geben Sie mir mit, um für die erste Zeit meines Aufenthaltes einen anständigen Aufwand zu machen — und ich wette, daß ich in einem Jahr für mich und Blanche eine reiche Parthie geschlossen habe. Für das Uebrige lassen Sie mich dann sorgen" — so endigte er mit einer abstoßenden Frechheit diese Rede, dann setzte er jedoch noch hinzu: „es kann ihnen kein Räthsel seyn, daß ich Hamburg meine." —

Dem Vater kam dieser Plan ganz erwünscht, und da er seit Jahren Wittwer war, so entschloß er sich zwar nicht leicht dazu, seine einzige Tochter Blanche, dem Bruder mitzugeben, doch mußte er den dringenden Zumuthungen des Sohnes endlich

weichen. Blanche war eine junge Französin aus der südlichen Provinz, von einem höchst reizbaren Nervensystem, leicht zu erregen und von jugendlich froher Gemüthsstimmung, die bis jetzt nur Festtage kennen gelernt. Das Leben hatte sie angeweht wie die milden Lüftchen unter den Oel- und Mandel-Bäumen ihres Vaterlandes. Die Aussicht, die Fremde zu sehen, und vielleicht an der Seite eines geliebten, reichen Mannes in ihre Heimath zurückzukehren, war ihr erfreulich. Ihren Bruder, dem sie der Vater anvertraute, kannte sie nicht. Sie liebte ihn als Schwester, und wenn sie ihn selbst öfter zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte, so wär's ihr dennoch nicht möglich gewesen den Abgrund zu entdecken, den er in seinem Innern verbarg, und vor dem sie mit Entsetzen hätte zurückschaudern müssen.

Die Abreise wurde beschleunigt, Empfehlungen bedeutender Handelshäuser waren verschafft worden, denen der alte Vater noch Eines hinzufügte, das er mit einer eigenen geheimnißvollen Weisung dem Chevalier einhändigte, dann wurde die Summe nicht versäumt um den täuschenden Schimmer von Reich-

thum um sich verbreiten zu können, und mit diesen friedlichen Waffen ausgerüstet, sehen wir unsere jungen Abenteurer in Marseille sich einschiffen, den Mündungen der schönen Elbe zu, die Deutschlands Fleiß fernen Welttheilen bekannt macht, und so manches Verderbliche dafür dem Vaterlande zuführt und deren Gestaden sich auch jetzt ein Menschenpaar nahte, das für die Ruhe irgend einer deutschen Familie verderbliche Elemente in sich trägt.

Wir aber trafen Beide, den Bruder und die Schwester, am Eingange dieser Erzählung, in Pöckmösers Hause an, wo sie sich die allgemeinste Anerkennung erworben hatten.

Der Chevalier, dem es bei seiner Ankunft in Hamburg nicht an den besten Empfehlungen fehlte, machte dabei einen so anständigen Aufwand als nöthig war, der Hamburger Kaufmannschaft keinen Zweifel über auslangende Mittel zu lassen und ihr dabei jeden Argwohn über Verschwendung, Glücksritterschaft und Abenteuerlichkeit zu rauben. Seine angenehme Persönlichkeit, seine Kenntnisse und gesellige Talente hatten ihm Zutritt in die ersten Häu-

ser verschafft, und, als man sich gar bald überzeugte, daß die Geschwister alle jene Eigenschaften besaßen, um die Seele jeder Gesellschaft zu werden, und man zu entbehren schien, wenn die liebenswürdigen Fremden in einem Kreise fehlten, so verlangte es der gute Ton, kein Fest ohne den Chevalier und die holde Blanche zu veranstalten, und endlich machte es die strenge Tyrannei, die Mode, zum unerläßlichen Gebot, die liebenswürdigen Gäste überall einzuladen, wo feine Sitte, Luxus, höhere Geselligkeit, kurz die geistreichsten Elemente eleganter Vereinigungen Statt finden sollten. Wer in Hamburg war, weiß wie sehr sich die dort herrschende Gastfreundschaft darin gefällt, solche Gesetze zu dictiren, und sich durch deren Aufrechthaltung im schönsten Lichte zeigt.

Das Geschwisterpaar, obgleich von einer in Hamburg dem Namen nach fast nicht gekannten Familie in Montpellier abstammend, da man den bekannten Namen: Belfort, weislich verschwieg, war an das reiche Haus Johann Lauritz Pöckmöser ganz besonders und angelegentlich empfoh-

len; und da der junge Chevalier seinen Wunsch zu erkennen gab, dem Handel sich zu widmen, so zeigte sich Herr Pöckmöser bald bereit ihm einen Platz in seinem Comptoir anzuweisen, und zu gleicher Zeit die liebenswürdige Schwester des Chevaliers in's Haus, und in die Gesellschaft seiner Gattin und Tochter zu nehmen. So war bereits ein Jahr in diesem Verhältnisse hingeschwunden. Die Zufriedenheit mit dem Betragen der beiden jungen Franzosen war allgemein. Die Erscheinung war so selten, daß sie Aufsehen erregen mußte, denn nicht eine einzige Stimme des Neides oder des Hasses regte sich gegen den Chevalier. Er verstand es ungemein geschickt Alles zu seinen Gunsten zu vereinigen, ohne deshalb irgend eine Schwäche in seinem Charakter zu offenbaren, oder ein ihn sehr wohl kleidendes Selbstgefühl zu verhehlen. Daß eine junge Französin, voll Leben, Temperament, Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, die nie in Gesellschaften erscheint, als wenn sie vollkommen heiter, gesund, und aufgelegt ist keinen Tanz zu versagen, und in ihrem häuslichen Kreise eine ganz besondere Beugsamkeit, des

Willens und Willfährigkeit zeigt, sich keine Feinde machen kann, liegt klar am Tage.

Heinrichs Rückkehr sollte jedoch dem Chevalier endlich die Früchte dieser ewig langen Verstellung, die ihn so sehr drückte, verschaffen. Wie oft schon hatte er es bereut nach Deutschland gegangen zu seyn, wie sehr verwünschte er das nüchterne, alltägliche Leben, und wenn er sich manchmal, die Feder in der Hand, am Pulte, im Spiegel sah, so konnte er sich eines recht erbitterten Lachens nicht erwehren. Nur dann und wann wenn der Zufall einen Franzosen gleicher Gesinnung und Abenteuer suchend, des Weges führte, erschloß er ihm sein Inneres zum Theil und ergoß sich in Schmähungen über sein erbärmliches Loos, welches der Handelsgeist eines sehr strengen Vaters ihm dann bereitet haben sollte.

Daß ihm die Hand der Tochter des Hauses gewiß sey, davon war er ganz überzeugt; das war ihm aber noch nicht genug, er wollte, daß Heinrich der Mann seiner Schwester werde, um so auch diese zu versorgen. Seine Zuversichtlichkeit, womit

er dies seinem Vater verheißen hatte, machte diese Negoziation für ihn zu einer Art von Ehrensache und es kann nicht geläugnet werden, daß er hiezu einen gewissen Grad von Tüchtigkeit besaß. Heinrichs Ankunft, welche er so sehnlich erwartet hatte, entsprach jedoch keineswegs den von ihr gehegten Erwartungen. Des jungen Deutschen Charakter, ernst und zurückhaltend, gewiegt in Geschäften, abgehärtet in den Stürmen des Oceans, und unter dem Stiche der tropischen Sonne, konnte sich nicht zu dem Ideale eines Freundes fügen, wie es Clichette sich ausmalte.

Dort war ein Leben aus Sturm und Drang hervorgegangen, in vollster Kraft der Mannheit blühend, praktisch gestählt im wahren Sinne des Wortes und tauglich zu jeder tüchtigen Unternehmung; während hier ein überspannter, gereizter Zustand sich auf Höhen träumte, die von ihm nie zu erreichen waren, und voll Hohn und Verachtung gegen die Welt, sich die Selbstvernichtung bereitete.

Daß keine Annäherung zwischen Beiden Statt fand, kann man leicht voraussetzen, und wenn dies

bei Heinrich, gleich keine angenehme Empfindung hervorrief, so war sein gerader Sinn doch nicht im Entferntesten geneigt, dem Fremden im Hause seines Pflegevaters deshalb übelzuwollen. Der Chevalier sah nunmehr in Heinrich einen Widersacher, der sich allen seinen Planen, die er mit der Familie hatte, entgegensetzen würde, wie denn schon der Umstand von Heinrichs Geliebten, die ihm durch seinen Vertrauten Holzmann, verrathen worden war, zu schnellen Anstalten antrieb.

Holzmann, den wir schon kennen, war dem Chevalier seit seinem Erscheinen im Hause Pöckmöfers so ergeben, als Leute seines Schlages es seyn können. Er hatte sich sogleich mit Gewandtheit dem jungen Franzosen zu nähern gewußt, und dieser, der alsbald den Fuchs in Holzmann entdeckte, zog es klüglich vor, ihn ganz für sich zu gewinnen, um ihn nicht als ein Werkzeug gegen sich und seine Plane, Andern zu überlassen.

Es war fast eilf Uhr, und der Chevalier hatte bereits in unruhiger Hast vor dem Spiegel hundert Mal seinen Backenbart in das Gesicht hineingekämmt,

hundert Mal die Halsbinden gewechselt, den Lockenbau auf der Stirne bald so, bald anders gerichtet, kurz alle jene Toilettenkünste vollendet und wieder zerstört, um sie dann auf's Neue zu beginnen, und so eine tödtlich lange Stunde ermüdenden Wartens hinzubringen. Es war überdies die Zeit, welche ihn zu seiner gewöhnlichen Parthie Ecarté rief. Doch war ihm die Botschaft noch wichtiger, die er durch seinen nach Hannsens Schenke Abgesandten erwartete.

Er hatte nunmehr, von dem vergeblichen Warten ermüdet, seinen Secretair geöffnet und in einigen Schriften zu kramen angefangen. Er legte verschiedene Pakete mit Briefen, die er mit seinem Vater gewechselt hatte, bei Seite, und ergriff ein mit fünf Siegeln verschlossenes Couvert, das die Adresse an Madame Pöckmöser trug, von seines Vaters Hand geschrieben. Es war dasselbe, das er ihm beim Abschiede mit der geheimnißvollen Weisung übergeben hatte, falls er in bedrängter Lage sich befinden sollte, von diesem Schreiben Gebrauch zu machen. Lachend warf er es wieder hin. „Mein alter Papa," so sprach er, „mißt diesem Schreiben

die Kraft eines Talismans zu, den ich in irgend einer Verlegenheit zu meinem Heile gebrauchen soll. Ich fürchte mich wahrlich lächerlich damit zu machen! — Wahrscheinlich sind es einige aufgewärmte Jugenderinnerungen, ein Herzensragout voll ranziger Empfindungen, ein Fricasse verrosteter Gefühle, verrauchte Seufzer, zerschmolzene Baisers, und ein ganzer Küchenzettel übriggebliebener Waare der Verliebten. Und das sollte mir nützen können? Doch er hat es gut gemeint — und darum heb' ich den Brief noch auf, sonst — wahrhaftig! hätt' ich nicht übel Lust, ihn zu erbrechen, um mir durch die Lectüre einen Spaß zu machen. — Mein Spiel stünde verdammt schlecht, wenn dieser antiquarische Liebesbrief, zusammengelegt und versiegelt wie ein Zauberbann, mir es gewinnen könnte! — Bin ich erst der Sohn des Hauses und ist Blanche des deutschen Bären Weib, dann mache ich mir vielleicht den Spaß, und dem Papa die Freude, unserer Schwiegermutter das Schreiben einzuhändigen — jedoch wie einen Scherz — als nichts weiter. — Hollah! Wer ist draußen? Herein!" —

Er hörte ein Geräusch auf dem Gange vor seinem Zimmer, verbarg schnell das Päckchen, schloß den Secretair und erwartete den Eintretenden, der sich durch ein leises Klopfen angemeldet hatte.

Es war sein getreuer Bote Holzmann. „Nun, ohne Komplimente, hingesetzt und rasch rapportirt," sagte der Chevalier, mit seiner gewohnten leutseligen Art, indem er ihm einen Stuhl zum Ofen schob, worin ein dunkeles Steinkohlenfeuer glimmte, und sich traulich ganz dicht zu ihm rückte.

„Es ist richtig," sagte Holzmann, „er hat Eine mitgebracht, eine Schwarze oder Braune, kurz eine Indianerin. Aus der Kneipe hat er sie aber bereits entführt, wohin? weiß der Himmel, aber morgen sollen Sie's auch wissen, Herr Chevalier. Er hat ihr ein Zimmerchen gemiethet, wo nun eben solche Dirnchen einquartiert zu werden pflegen. Weit her wird's damit nicht seyn. Vom Heirathen ist bei solch einem Wesen die Rede nicht, und ich denke, es ist eher Vortheil als Nachtheil daraus zu ziehen. Ich darf wohl nicht mehr hinzufügen, es würde sich auch nicht in Gegenwart des Herrn Chevaliers schi-

cken, wenn ich von Dero Herrn Schwager eine Unziemlichkeit nur zu denken mich erkühnte."

Hier hielt Holzmann inne, wie ein Uhrwerk, das plötzlich abschnappt, und glotzte mit seinen von Natur blanken Augen, welche durch den in der Schenke genossenen Grog ein glasartiges Ansehen erhielten, seinen französischen Gönner anhaltend an.

Dieser saß eine Weile stumm da, hielt die zierlichen Füße zur Gluth hin, warf sich in die Lehne des Sessels und pfiff ein Vaudeville zwischen den Zähnen. Wie ein Schatten flog es über seine Augen und seine Stirne zeigte ein tiefes Nachdenken. Fast eine Viertelstunde war so vergangen, dann sprang der Chevalier plötzlich auf, zog eine Börse, gab dem Boten zwei Napoleons, mit den Worten: „Für Eure gemachten Auslagen! verfolgt mit Feinheit Eure Nachforschungen, und seyd des Lohnes gewiß. Jetzt, seyd so gut und holt mir einen Fiaker."

Holzmann eilte hinaus und Clichette ging indeß mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, zu sich selbst sprechend: „Ein Mädchen mitgebracht — aus Indien vielleicht — irgend eine Amazilly,

oder wie die Dinger heißen mögen. Dieſem Verhältniſſe muß man näher rücken. Man muß die Bekanntſchaft der Indianerin machen. Die neuen Romane unſerer Schriftſteller haben eine große Neigung für dieſe Art von Geſchöpfen in den Herzen der eleganten Welt aufgeregt. Sie ihm abwendig machen — Bah! das kann ſo ſchwer nicht ſeyn — und während, daß dieſe Intrigue ſich hier anſpinnt, müſſen Blanchens Reize den jungen Bären zum Tanzen bringen, wie die Flöte Tamino's in ihrer faden Oper, les mystères d'Isis, die Affen und Löwen. Mein Gott was hat die Erziehung nicht für Wunder gewirkt! Wie hat Franconi ſeine Pferde dreſſirt und wie vortrefflich manövrirt der alte Bär Martin im Jardin du Roi! Was Güte nicht thut, müſſen Schläge thun! — und peinigen ſoll ihn mein pikantes Schweſterchen mit der Miene voll Geiſt und den Augen voll Schelmerei!“ — —

Gerade bei dieſen ſehr erbaulichen Betrachtungen trat Holzmann ein und meldete, daß der Fiaker unten halte.

Die Sonne schwand — es spannt die stille
Nacht
Wie eine riesengroße Fledermaus,
Die weichen Flügel Kühlungfächelnd aus —
Und hält mit tausend Feueraugen Wacht;
Ruht unbesorgt, die Ihr den Lauf vollbracht —
Schlaft, Kinder, schlaft! . . . .

Dies waren die Ereignisse des ersten Tages nach der Ankunft der „Frau Margaretha," denn es ist Mitternacht und ich kann als gewissenhafter Erzähler, den Tag nunmehr als beschlossen betrachten. Das Theater ist längst beendigt, das Comptoir längst geschlossen, das Souper eingenommen und Herr und Madame Pöckmöser ruhen bereits seit einer Stunde, sanft gewiegt von einem gesunden Schlafe, und nur die Pariser Nachtlampe spielt den Schlummernden den argen Streich, daß sie durch die schweren grünseidenen Vorhänge, einen misfarbenen Schein auf

die dicken, stark gerötheten Gesichter der Eheleute wirft und den unschönen Zügen ein leichenhaftes Ansehen dadurch verleiht. Würden die Schläfer sich so sehen können, sie sprängen erschreckt auf, und schliefen ohne den luxuriösen Apparat, der ihnen den trügenden Schein des Todes, den sie Beide fürchten, in's Antlitz malt.

Auch Wilhelmine und Blanche schliefen in zwei nebeneinander liegenden, heitern Gemächern, deren Verbindungsthür geöffnet war. Wenn es erlaubt wäre, einen Blick in dies von Männeraugen unentweihte Heiligthum der Jungfräulichkeit zu werfen, so könnte ich berichten, daß Minchen von allen Ereignissen des Tages nichts in die Traumwelt hinüberbegleitete, als der Vorfall mit dem lustwandelnden Löwen und seinem Herrn, dann durchkreuzte die Gestalt des Chevaliers dieses Bild, der nun einmal allnächtlich ihr im Traume seinen Besuch abstattete. Heute war sein Erscheinen jedoch nicht so erfreulich wie sonst. Der Löwe, der ihr so nahe gewesen war, der Rachen, der sich so dicht hinter ihr öffnete, die glühenden Augen, die sie zu durch-

bohren schienen, Alles das ängstigte sie noch immer und dann stellte sich auf einen Augenblick der Chevalier dar, und dann träumte sie von ihm, von seinem Munde, von seinen Augen, die ihr so nahe waren, wie sie noch nie gewesen, und wie sie sich wohl schon gewünscht haben möchte, aber plötzlich war es wieder das Raubthier, die Riesenkatze, und so, unruhig bewegt, von wollüstigen Gefühlen und von Schrecken geschaukelt, flirrten Chevalier und Raubthier ewig vor ihren innern Blicken, und sie athmete hoch auf, und seufzte schwer im Schlafe. Blanche lag seitwärts, das Köpfchen auf den zierlichen Arm gestützt, ihr liebliches Gesicht von dem Scheine der Lampe beleuchtet, welcher durch ein schönes Hautrelief von Biscuit fiel, und dadurch magischer geworden war. Sie schien zu lächeln im Schlummer. Ein angenehmes Gefühl hob ihren Busen, die langen Wimpern zuckten leicht und der große Augenstern schoß mitunter einen Blitz über ihre Züge, den zu belauschen die jungen Herren, welche sie gewöhnlich umschwärmten, große Summen bezahlt hätten. Denn ein Jeder würde sich

als den Gegenstand gedacht haben, der diese holde Unruhe in der Schläferin erzeugte. Und in der That hatte wohl ein Jeder einigen Antheil daran; die kleine kokette Französin träumte von Allen, denen sie vorgesungen, oder mit denen sie getanzt hatte, an den Löwen dachte sie nicht mehr im Entferntesten, und von dem heutigen Abende hatte nur die erste Erscheinung des jungen rückgekehrten Pöckmösers einen Eindruck auf sie gemacht, und da sie sich deutlich bewußt war, welche Absichten man mit ihr und ihm im Hause hegte, und sie dadurch in eine glückliche Zukunft voll Reichthum und Vergnügen blicken konnte, so glaubte sie, daß seine Kälte doch wohl nur seiner Schüchternheit zuzuschreiben sey, und streckte sich recht behaglich und wickelte ihre feinen Glieder in die seidene, weiche Decke, indem sie im Traume sprach: „en attendant, dormons!“

Doch weit vom Hürter, in einer breiten Straße, die keineswegs zu den Verrufenen gezählt wurde, ziemlich einsam und still, in dem reinlichen Hause einer alten, gefälligen Wittwe, wurden jetzt zwei schöne Augen vom süßesten Schlummer geschlos-

sen, und Lieder senkten sich darüber hin, die noch vom Abschiedskusse des Geliebten erglühten. Zwei schönere Augen waren dies, als die von Minchen und Blanche, Augen, in deren tiefen Nacht alle Zauber des Orients glüheten, auf deren Strahl die Düfte von Hindostans Blüthenwelt einherschwammen, deren Thräne jeder der dreißigtausend Gottheiten Indiens eine Lieblichkeit geweiht hatte, deren Liebesblitze jedesmal von dem Bogen des indischen Amors ein süßstechendes Bienchen mit sich führte. Gadsalúnahs Augen waren es, die von den rabenschwarzen Locken des Köpfchens fast bedeckt waren, sie athmete ruhig; die kleinen, mit vielen Ringen bedeckten Finger lagen ausgestreckt auf der Decke, auf der entblößten Brust glänzte ihr Amulet, ihre Glieder waren mit der Hülle von Nesseltuch bedeckt, wie sie es in ihrem Vaterlande gewohnt war, sie konnte die schweren Decken nicht ertragen. Nur ihn träumte sie, den einzig Geliebten, und kein holderer Ausdruck läßt sich denken als der in ihren so beredten Zügen; sie lag da wie ein kleines, zierlich geschmücktes Götzenbild, der reinsten, heiligsten Anbetung wür-

dig. Einem Kenner indianischer Gebräuche, der ein wenig dem Aberglauben ergeben gewesen wäre, hätte bei ihrem Anblicke der Gedanke aufkeimen können, als sey sie eine zum Verbrennen geschmückte Leiche, und selbst Heinrich, hätte er sie so gesehen, er würde sie mit Entsetzen geweckt haben, jetzt aber durfte sie ruhig fortschlafen, und wahrlich sie that es. Die Natur forderte ihre Rechte und die Ermüdung hatte sie eingewiegt.

Heinrich war Abends noch auf einen Augenblick bei Gadsalünah gewesen, nachdem er die Damen vom Bord des Schiffes in das Theater begleitet hatte. Er fand sie, ein heimisches Liedchen singend, und recht zufrieden mit ihrem Loose, wie sie es denn stets war, mit dem was er über sie verhängte. Er versprach ihr, in den nächsten Tagen mehr um sie zu seyn. „Wenn es seine Geschäfte zuließen," fügte sie selbst liebevoll hinzu. An eine pünktliche Ordnung von Jugend auf gewöhnt, ging er, ehe das Thor im väterlichen Hause geschlossen wurde, von ihr. Ohne an Schlaf zu denken, saß er vor seinem Schreibtische und überdachte seine

Lage. „Nein,“ waren seine stillen, heimlichen Gedanken, „länger kann ich mich den Zwecken dieser Menschen nicht hingeben. Doch wie soll ich mich ihnen entziehen? Soll ich ferner dazu beitragen einen Reichthum zu vergrößern, worauf der Fluch so vieler Tausend Menschen ruht, der groß ward unter Thränen der Gequälten, dessen Blüthen sich erschlossen unter dem Geheul der Unglücklichen, dessen Früchte ich aber nicht pflücken will! Nein, es ist nicht möglich, daß Gottes richtende Allgewalt nicht diesen Glanz in Nacht stürze, nicht diese Reichthümer wie Spreu zerstiebe! Seitdem ich davon weiß, ist meine Ruhe hin — und ich werde sie nicht wiederfinden, bis ich mich aus dieser Verwickelung, worin das Schicksal mich Willenlosen warf, gerettet haben werde. Mein durch ehrlichen Fleiß, durch kaufmännische Einsicht und treues Glück, das Niemanden beeinträchtigt, erworbenes Vermögen, soll nicht länger in diesen Pfuhl der Hölle strömen. Möge mir der Himmel einen Lichtstrahl senden!“

Und unter diesen Gedanken entkleidete er sich, löschte das Licht und warf sich in sein knarrendes

Feldbett, worin er von Jugend auf schlief, da er gegen die üppigen Ruhelager des Hauses, eine angeborene Abneigung hegte.

Von dem Chevalier, der beim Spiele wachte und seine ganze Aufmerksamkeit nur dahin wandte, so wie von Holzmann, der in dumpfiger Stube neben seinem häßlichen Weibe und seinen sieben Kindern schnarchte, habe ich eben so wenig zu berichten, was von Interesse wäre, als von dem herrenlosen Matrosen Cay, der mit anbrechendem Morgen in Hannsens Schenke betrunken unter den Tisch fiel, und somit wünsche ich meinem Leser, sollten ihm nicht bereits die Augen zugefallen seyn, daß eine Gestalt wie die der kleinen Gadsalúnah ihm seinen Traum beleben möge.

10.

Da ist die Sonne wieder hell und klar —
Doch neue Lust und neue Müh'n bescheint sie. —

Ganz munter und vergnügt saßen Herr und Madame Pöckmöser beim Frühstücke, und genossen ihres Reichsthums mit leichtem Herzen. Nicht im Entferntesten quälte sie einer jener trüben Gedanken, wie sie Heinrich in voriger Nacht gehegt hatte.

„Also Dein Wille geschehe, Bianca," sagte er zu ihr, „wo sollten wir auch höher mit Wilhelminen hinaus? es ist ja gerade kein Besserer am Platze, der preiswürdiger wäre, als der Chevalier. Seine Empfehlungen sind alle vollwichtig wie unbeschnittene Ducaten; in Marseille, Cette, Montpellier ist sein Name bekannt genug, und wie ich bereits Erkundigungen eingezogen habe, so hat sein

Vater ein artiges Vermögen, das sich zwar mit dem Unsrigen nicht messen kann, jedoch keinesweges verachtet zu werden verdient. In der Handlung gebe ich ihm einen Antheil, ein tüchtiger Arbeiter ist er, und somit bliebe von dieser Seite gar nichts zu wünschen übrig."

„Und Minchen kann ihn gut leiden, wie mir's scheint," fügte Madame hinzu.

„Darauf kommt's gar nicht an," bemerkte er, „hast Du mich leiden können, Bianca? war das nicht eine Säure in Deinem Gesichte, wenn Du, lieber Lauritz, sagen solltest, und konntest Du mich küssen ohne Dir den Mund abzuwischen?"

Madame lächelte seufzend.

„Du warst zu romantisch gesinnt, und ich war damals nicht von dem romantischen genre à la Mode, ich war nur ein ganz gewöhnlicher bürgerlicher Twisthändler," fuhr Pöckmöser fort, „ja wenn ich Capello statt Pöckmöser geheißen hätte, da wäre ich Dir schon recht gewesen, dann wärst Du durch mich zur Bianca Capello geworden." Er lachte über den Witz, daß er zu husten begann.

„Sieh, sieh, wie bewandert in den romantischen Gehegen," sprach die Dame mit Selbstzufriedenheit, indem sie ihre Gorge stolz aufblies, „Bianca ist freilich ein schöner Name und klingt besser als Blanche, obgleich er dasselbe bedeutet. Um nun von der kleinen, netten Blanche zu sprechen, so wüßte ich in der That nicht, welche Parthie sich besser für unsern Harry schickte? Sie ist die Schwester seines Schwagers und besitzt alle Vorzüge ihres Bruders" —

„Ei, das versteht sich! Es giebt eine Doppelmariage und ich nehme Heinrich als zweiten Compagnon, und ändre die Firma in „Pöckmöser und Söhne." Die ganze Börse weiß es ja gar nicht Anders" — sagte der Mann.

„Wenn der junge Herr nun aber nicht will?" erwiderte Madame.

„Wird schon wollen" — sprach er.

„Glaube nur, lieber Mann, daß ich schon auf den Busch geschlagen habe, und daß er mich anlaufen ließ," sagte sie.

„Und was denkt denn der Musje?" rief Pöckmöser sich erhitzend, „wo will er denn hinaus? Weiß

er nicht, daß es mit seinem Taufschein hapert? Ein gelegtes Kind und will vielleicht gar in eine Senatorenfamilie, meint vielleicht selbst in den Rath zu kommen! Hochmuth kommt vor den Fall — er soll sich hüten."

Hier konnte man bemerken, daß Madame Pöckmöser unruhige Blicke nach allen Seiten schoß, sich heftig hin und her rückte, und den Schweiß abtrocknete, bis daß ihr Mann geendet hatte.

„Wie Du doch gleich so heftig wirst," sprach sie endlich, ihre innere Bewegung mühsam niederdrückend, „willst Du's ihm nicht gar vorwerfen, was wir an ihm Gutes gethan haben? Kann er dafür, daß er gelegt wurde," fügte sie mit leiserer Stimme hinzu, die ein wahrlich überraschendes Zartgefühl verrieth, „kann überhaupt Jemand für sein Schicksal, sind wir nicht die Spielbälle in der mächtigen Hand des Fatums, Lauritzchen?"

„Das ist mir Alles gleich," rief er, „ich kann mich nur über den arroganten Musje erboßen. Weil wir ihn zu etwas gemacht haben, ist ihm das Mädchen zu schlecht, das wir ihm bestimmen!"

„Mit Deinem Jähzorn wird nichts ausgerichtet — ich dächte vielmehr, wenn wir das Ganze ignorirten und auf eine energische Weise zu Werke gingen“ — sprach Madame.

„Nun — und wie denkst Du das anzufangen?“ fragte er.

„Wenn Harry gleich einen eisenfesten Kopf zeigt,“ fing sie nun mit kluger Miene wohlbedächtig an, „so ist nicht in Abrede zu stellen, daß ihn das Gefühl der regsten Dankbarkeit an uns kettet, und daß er um keinen Preis uns wahrhaft betrüben wird. Von dieser Seite kenne ich ihn. Der Chevalier hat schon mehrmals seinen Wunsch von fern zu erkennen gegeben, daß es sein höchstes Glück sein würde, Minna's Hand zu besitzen. Der blöde, junge Mensch wagte noch nicht förmlich darum anzuhalten. Es ist Deine Pflicht, ihm darin entgegenzukommen. Mache ihn mit unsern guten Absichten für ihn und seine Schwester bekannt, und fordere ihn auf, daß er sich gegen unsere Tochter erkläre. Unterdeß will ich schon das Mädchen instruiren, wie sie sich zu benehmen hat. Wir setzen den Tag der

Verlobung fest und laden einen auserwählten Kreis unserer nächsten und reichsten Bekannten dazu. Dann will ich Blanche zu Heinrich führen, und ihm einige mütterliche Worte dabei sagen, Du trittst auf, und sprichst ihm zum Herzen, wie es unser Wunsch wäre ihn glücklich zu sehen, und wir diese herrliche Wahl für ihn getroffen haben, proclamirst zugleich Harry und den Chevalier als Deine Compagnons, Alles wird mit Glückwünschungen über ihn zusammenstürmen, und es ist nicht leicht zu denken, daß Harry dem hübschen Mädchen vor den Leuten einen Korb giebt und uns zu Schanden werden läßt, wir legen ihre Hände schnell ineinander und geben unsern Segen, und haben die Sorge vom Halse; denn Sorge bleibt es immer! Mit einer Vornehmen ist es nichts, und wer weiß, was er uns für Eine noch einmal in's Haus setzt!"

„Herrlich ausgedacht!" sagte der Mann, „noch heute will ich mit dem Chevalier sprechen. Ein Paar tüchtige Leute sind es. Harry an der Börse, der Chevalier im Comptoir, ich ziehe mich bald ganz

zurück, denn mein Blutandrang nach dem Kopfe nimmt immer mehr überhand.“

Es wurde geklopft und herein trat ein vertrauter Freund des Hauses, der Colonial-Makler Trietsch.

„Gratulire schönstens! Gratulire!“ rief er dem Ehepaar mit wichtiger Miene zu.

Dieses glaubte, er habe das Gespräch behorcht und zog ein verlegenes Gesicht.

„Die Wahl ist durchgegangen, und Ihr, Freund Johannes, seyd nunmehr statt des dahin geschiedenen Senators Ruschbrand, hochweiser Rathsherr unserer guten freien Stadt,“ setzte der Makler gleich hinzu.

„Ist es möglich!“ rief Madame Pöckmöser. „Also wirklich!“ ihr Gatte.

„Wie ich Euch sage,“ fuhr Trietsch fort. „Ihr seyd es, und im Comptoir unten steht schon ein ganzes Heer von Gratulanten.“

„Nun meinetwegen, wie Gott will!“ sagte hierauf Pöckmöser.

„Werdet nur nicht zu stolz, hochweiser Herr,“

scherzte der Makler, „und laßt Euch bei Euern Aufträgen, Euern alten Trietsch empfohlen seyn.“

„Bleibt Alles beim Alten,“ rief der neue Senator und schüttelte seinem Freunde die Hand. „Nun ist's aber Zeit in's Comptoir zu gehen und auch Du, Frau, wirf Dich in's Zeug, um die Gratulationsvisiten zu empfangen. Nächsten Freitag werd' ich dann wohl in die Sitzung eingeführt werden, und an diesem feierlichen Tage soll Verlobung seyn.“

„Verlobung?“ schrie Trietsch, „nochmals Gratulation! Vivat! Heil und Segen! Ihr seyd glückliche Leute! das muß wahr seyn! Und sicherlich, wie es allgemein heißt, der liebe, scharmante Kerl, der Clichette, mit Fräulein Wilhelmine, und der prächtige Zahlenmensch, der Waarenkenner, der Börsenkönig, Büsch secundus, ich meine Niemand Anders als Euern Pflegesohn, mit der liebenswürdigen Blanche!“

Bei diesen Worten, die er in verschiedenen Absätzen vorbrachte, hatte er seinem vor dem Spiegel stehenden Freunde die nöthigen Handreichungen bei dessen Toilette geleistet.

„Doch haltet darüber noch reinen Mund, mon cher ami!“ sagte der Senator, „ich mag nicht, daß Familiengegenstände früher im Publikum besprochen werden.“

„Wenn's die ganze Stadt nicht schon wüßte,“ sprach Trietsch. „Gestern biete ich fein Havannah dem alten Krautkrämer an der Ecke vom Bäckerbreitengang an, da sagt er zu mir: „ist's denn wahr, daß der reiche Pöckmöser seine Kinder verheirathet?“ — Von dort geh' ich in Böhling's Austernkeller, und wie er mir ein Dutzend Holsteinische aufmacht, wovon spricht er? von der Doppelmariage bei Pöckmösers. Auf dem Börsensaal ist eine Blumenauction, ich stehe neben einem Bekannten, und wir sehen, wie Deiner Frauen Oheim, der alte Doctor Schaale, eine große Menge Blumen kauft. Nun ist das bei dem alten Botaniker nicht zu verwundern, mein Bekannter flistert mir aber zu: „das ist Alles zu den Festivitäten im Pöckmöser'schen Hause — die Parthien sind richtig.“ Wie ich Abends in der Theaterschenke mein Butterbrod und mein Glas Grog, wie gewöhnlich, ver-

zehre, kommt der Chevalier und kauft eine Düte voll Süßigkeiten: — „sicher für das Fräulein Braut," spricht der Wirth, indem er ihm die Düte übergiebt, und Alle sehen nach dem jungen Menschen hin, der gar verschmitzt dabei gelächelt haben soll."

„Es ist doch ein Krähwinkel!" sagte Pöckmöser, welcher nun angekleidet war, „also auf dem Freitage wird Verlobung gehalten, darauf richte Dich ein Bianka" —

Ein reitender Diener wurde gemeldet. Diese Garde des regierenden Senats versieht einen dreifachen Dienst und verändert demnach auch nach ihren verschiedenen Functionen ihre Kleidung. Zunächst erschienen sie in ledernen Kollets mit Silber, großen dreieckigen Federhüten, Stulphandschuhen und Cuirassiersäbeln, in martialischer Haltung zu Pferde, als Stadtdragoner, und begleiten die Bürgermeister und Senatoren in die feierlichen Sitzungen; dann dürfen sie bei vornehmen Hochzeiten und städtischen oder bürgerlichen Festlichkeiten nicht fehlen, wo sie in einer blauen Livrey reich mit Silber, Escarpins und weiß seidenen Strümpfen, den Degen an der

Seite, gekleidet sind; endlich sieht man sie in alt spanischer Tracht von schwarzem Tuche, in kurzen, in tausend Falten gelegten Aermelmänteln, in ungeheuer weiten Beinkleidern und weißen Lockenperücken auf den Köpfen, die Leichen vornehmer Bürger zur Erde bestatten, wobei sie noch versilberte Zweizacke, ähnlich dem Attribute Pluto's, in den Händen tragen, um welche schwarze Flöre gewunden sind.

Einer von diesen chameleontischen Erscheinungen trat jetzt in das Zimmer, er hatte einen großen hellblauen Mantel, reich mit breiten Silbertressen verbrämt, umgeworfen, und machte seine Meldung der neuen Standeserhöhung mit unterwürfiger Miene, wofür ihm der Herr Senator vorläufig einen halben Portugaleser, nach altem Schrot und Korn, in die Hand drückte.

Die Männer verließen das Zimmer, und Madame Pöckmöser machte eine schnelle Toilette. Vor allen Dingen ließ sie einen jungen Doctor herbeirufen, um bei ihm ein Festspiel zu bestellen, das die Feier des Freitags erheben und dem Glanze

ihres Hauses entsprechen sollte. Denn so ward es bei den reichen Hamburger Kaufleuten zu jener Zeit gehalten. Während sie den gewandten Gelegenheitsdichter erwartete, ließ sie die Tochter kommen, um sie von ihrem Glücke in Kenntniß zu setzen.

11.

Die wilde Seemannsschenke ist ein Ort,
Der sich zu einem rauhen Treiben schickt; —
Doch diese Gäste — die hier heimlich nahen —
Sie sollte Hansen fort mit Hunden hetzen,
Denn mehr als Trunkenheit und Wollust schändet,
Der listige Betrug sein nied'res Dach.

Abends bei heftigem Schneegestöber hielt ein Kabriolet vor der bekannten Schenke zur „Hoffnung der Seeleute."

Holzmann springt heraus und geht in's Haus.

Cay, der alte Matrose, tritt ihn an, und fragt, ob er ihm gute Nachricht bringe von einem abreisenden Kapitain, und eine Handvoll Piaster als Darangeld.

Holzmann stößt ihn bei Seite und eilt mit drängender Hast auf den Wirth zu, den er in der

gewöhnlichen Stellung an seinem Platze findet. „Sag, Bruder Hansen," fängt Jener an, „kannst Du mir nicht für ein halbes Stündchen Dein grünes Erkerstübchen ablassen, es ist etwas dabei zu verdienen?"

Hansen, welcher glaubte, Holzmann fange wieder auf seine Weise zu sticheln an und sey gewillt das Gespräch des letzten Abends fortzusetzen, drehte ihm den Rücken, stützte den weggewandten Kopf auf den Ellenbogen und würdigte ihn keiner Antwort.

„Vertrakter Grobian," rief Holzmann, indem er zwei Ducaten auf den Tisch warf, „ich weiß ja schon, daß das Nest leer, und das Vögelchen ausgeflogen ist" —

Hier wandte sich der Wirth um, da der tonlose Fall der Geldstücke ihm das Metall verrathen hatte, woraus sie bestanden.

„Ei, zwei Füchse," sagte er, „blank und neu, thut mir aber leid, Deine Nachrichten, Jürgen Claaßen, sind eben so unrichtig wie neulich. Damals war das Nest leer, jetzt ist's aber besetzt."

„Laß Deinen Scherz bei Seite!" sprach immer dringender der Andere, „ein vornehmer junger Herr,

kurz — eine wichtige Person aus unserm Hause, vor der Du allen Respect hegst, hält draußen im Wagen, vor Deiner Thür, — und will einen Augenblick hier abtreten, um unbelauscht mit Jemand eine Unterredung zu haben" —

„Geht ja nicht an," schrie Hansen, und wenn's der hochweise Herr Senator Johann Lauritz Pöckmöser selbst wäre. Hab' keinen unbelauschten Winkel in der ganzen Hoffnung — und im grünen Stübchen, wo das Obst liegt, hat der Capitain Robinson, von der Frau Margaretha, sein Absteigequartier" —

Kaum daß er diese Worte geendigt hatte, so trat ein junger Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, zur Thür der Schenkstube herein und rief laut: „Wo ist der Wirth?"

Holzmann, welchem die Stimme bekannt war, eilte dem Eintretenden entgegen.

„Eine verwünschte Wirthschaft!" sagte er leise, „das grüne Stübchen ist besetzt."

„Und der Mann wird bald hier seyn," sagte der Andre.

Hansen hatte den Eintretenden sogleich erkannt und war ihm entgegengegangen. „Gott zum Gruß, Herr Chevalier," fing er an —

„Nennt mich nicht," fiel ihm dieser schnell in die Rede, „sondern zeigt mir vielmehr den Weg, wie ich in diesem Augenblick, einen Mann, der mich hier aufsuchen wird, ungesehen und unbelauscht sprechen kann."

„Also doch sicher ein Mann?" forschte grinzend der Wirth, nicht etwa" —

„Wie ich Dir sage, mein Wort darauf!" sprach der Chevalier, denn Niemand Anders war es, den Holzmann zur Schenke begleitet hatte.

„Nun denn," sagte darauf Hansen, „so treten Sie gefälligst nur hier in meiner Tochter Kammer, da wird Sie Niemand stören."

Und damit öffnete er eine Seitenthür und führte die Beiden in Meta's Heiligthum ein.

„Befehlen Sie Licht?" fragte er.

„Nein, wir bleiben im Halbdunkel, das Schneegestöber hat nachgelassen, und der Mondstrahl durch Wolkenrisse erleuchtet die Kammer zur Genüge," erwiderte der Chevalier.

Hansen ergriff die Klinke der Thür. „Und wenn der Fremde nach Ihnen verlangt, so werd' ich ihn herschicken," sagte er noch, indem er sich zurückziehen wollte.

Aber Holzmann, der die Gelegenheit sehr gut zu kennen schien, hatte eine andere Thür geöffnet, die auf die Diele führte und rief zurück: „Ist gar nicht vonnöthen. Ich warte draußen auf den Fremden und führ' ihn selber her" —

„Aber es ist doch sicher ein Mann," brummte noch einmal der Wirth, doch der Chevalier hatte ihn hinausgeschoben, und die Verbindung der Kammer mit der Wirthsstube durch einen tüchtigen Riegel gehemmt. Der Raum, in dem er sich befand, war nur klein und mit dürftigen Meubeln versehen. Auf dem Tische am Fenster lag eine unvollendete Handarbeit, womit sich Meta während des Tages wahrscheinlich beschäftigt haben mochte, Abends hatte das Mädchen nicht Zeit dazu. Drei Thüren waren in dem Gemach, die eine nach der Gaststube war von dem Chevalier selbst verriegelt worden, die andere nach der Diele, aus welcher Holzmann dem Fremden

entgegengegangen war, und eine dritte kleinere, wahrscheinlich in's Innere des Gebäudes führend.

Der Chevalier ging mit starken Schritten auf und ab, und schien in widerstreitenden Gedanken versunken, oftmals schüttelte er den Kopf, dann und wann murmelte er ein Wort vor sich hin.

Da kam Holzmann mit dem Erwarteten. Es war ein bräunlicher Mann, mit einem weißglänzenden Turban auf dem Kopfe, sonst aber nach europäischer Weise gekleidet.

„Sie sind entschlossen, mir in der bewußten Sache zu dienen?“ fragte der Chevalier den Eintretenden auf Englisch.

„Ich bin ganz zu Ihren Diensten,“ erwiderte der Andere in derselben Sprache.

„Ich werde Ihnen sehr dankbar seyn,“ nahm hierauf wieder Clichette das Wort.

„Doch die Summe, mein Herr,“ sagte der Fremde.

„Sie haben es mit keinem Knauser zu thun,“ entgegnete der Chevalier, „ihre Bemühung schon, soll reichlichen Lohn finden, doch wenn sie zu einem glück-

lichen Resultat führt, so wird Ihre größte Erwartung in dieser Hinsicht befriedigt werden.“

„Sie sind zu gütig,“ nahm der Fremde wieder das Wort, indem er ein rauhes Lächeln hören ließ, „aber Sie geben mir Versprechungen und ich muß denn doch sogleich handeln. Auch werde ich einige baare Auslagen machen müssen, des Kostümes wegen, wie mir Ihr Diener hier bereits sagte.“ Hier wies er auf Holzmann.

Clichette sagte nicht ohne einige Verlegenheit: „Eine Verschreibung kann in dieser Sache von mir nicht wohl gegeben werden, ein Papier ist schon oft verloren worden — man kann nicht wissen, wie wir am Ende der Geschichte zu einander stehen und dann hätten Sie eine Waffe gegen mich in Händen —

„Das ist es eben, mein Herr, das ist der rechte Punkt,“ fiel ihm der Andre in die Rede, „mit einer Verschreibung wäre mir auch nicht einmal gedient, in einem Weigerungsfalle ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, müßte ich klagen — ich, ein Fremder, der sich zu einer Schurkerei brauchen ließ, gegen Sie,

einen Einheimischen, der den Schurken brauchte. Die Erfahrung belehrt uns hierüber deutlich genug, was ich mit meiner Klage ausrichten würde. Daher wünschte ich nichts als einen baaren Vorschuß, eine Abschlagssumme auf die Hand, und sogleich sollen meine Bemühungen beginnen und Sie werden treue Dienste von mir erhalten."

Der Chevalier war in diesem Momente gerade nicht Herr, über eine nahmhafte Summe zu schalten, da das Ecarté ihn bedeutend mitgenommen hatte, er zögerte daher einen Augenblick, nicht aus Mistrauen, sondern um zu überlegen, wie er sich aus dem Handel ziehen solle.

Der Fremde stand stumm, seinen Entschluß erwartend, ihm gegenüber.

Endlich sagte Clichette: „ich war auf diese Forderung nicht vorbereitet, und man trägt, wie Sie wohl selbst einsehen, bei Abenteuern, die uns in Matrosenkneipen nach dem Hamburger Berg führen, nicht hundert Pfund Banknoten bei sich. Mir bleibt daher nichts übrig, als Ihnen ein Kleinod von bedeutendem Werthe anzuvertrauen, um Sie von der

Aufrichtigkeit meiner Versprechungen hinlänglich zu überzeugen.

Somit nahm er ein kleines Medaillon an goldener Kette vom Halse, das ein Portrait verbarg, und mit großen citrongelben Brillanten eingefaßt war.

„Sie werden mir diese kostbare Reliquie wie ein Heiligthum aufbewahren, bis ich sie auf eine schickliche Weise aus Ihren Händen einlöse," setzte er hinzu, „einstweilen glaube ich Ihr Mistrauen beschwichtigt zu haben, und rechne auf Ihre getreue Anhänglichkeit."

Der Andre ließ die Steine im Mondenstrahle funkeln, steckte sie in seine Brusttasche, legte dann seine braune Hand in die dargebotene des Chevaliers und sprach feierlich dazu, indem er die andre an seine Stirn brachte, wo einige Zeichen mit Farbe und Gold eingeätzt erschienen: „ich diene Ihnen treu!"

„Vor allen Dingen," sagte der Chevalier, „begeben Sie sich zu Ihrer Landsmännin, deren Wohnung Ihnen mein Diener hier anzeigen wird, und suchen Sie sich in ihr engstes Vertrauen zu stehlen."

„Dazu habe ich den Schlüssel," sprach der Schwarze, „ich nahe mich ihr als reisender Bramin, deren jetzt einige den ungeheuern Versuch gewagt haben, nach Europa zu kommen, um den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern."

„Wenn sie aber schon zum Christenthume übergetreten wäre?" bemerkte Clichette.

„Und wenn auch," sagte der Indianer, „ich kenne die Macht der Priester auf ein weibliches Gemüth. Sie in den Schooß unserer Religion zurückzuführen, sie dem Kreuze abtrünnig zu machen, wird mir eine leichte Mühe seyn. Sie ließen mir durch Ihren Diener sagen, daß ein junger Europäer sie hieher gebracht habe" —

„So ist es," versetzte der Chevalier, „und über dieses Verhältniß wünsch' ich eben die genaueste Auskunft zu erhalten. Das Glück meiner Zukunft hängt davon ab. Ein glücklicher Zufall läßt Sie eben hier im Orte anwesend seyn, und Ihre Bereitwilligkeit, sich als Mittel gebrauchen zu lassen, ist in der That so unschuldig," setzte der Franzose fein hinzu, „daß Sie die gehässige Benennung, womit

sie sie vorhin selbst belegten, wahrlich nicht verdient, darum" —

„Schon gut, mein Herr, schon gut, nichts weiter davon!" sagte der Andre. „Wir verstehen uns. Für heute ist's schon zu spät noch einen Schritt zu machen. Morgen werden meine Bemühungen ihren Anfang nehmen und Abends erfahren Sie, was ich ausgekundschaftet habe. Es ist jedoch nicht mehr nöthig, daß Sie sich hieher bemühen, ich werde in den Vormittagsstunden in meiner Bude auf dem Berge stets für Sie zu sprechen seyn. Meinen Namen sagt Ihnen übrigens der Anschlagezettel meiner Kunststücke, ich heiße Kirtam-Balaja, oder wie man mich in der Taufe genannt hat, Christoph Beauleau."

Er empfahl sich hierauf dem Chevalier und wurde von Holzmann gleich wie bei seinem Eintritte begleitet. Nach einer Weile kam dieser wieder zurück: „ich habe ihm das Haus wo die kleine Indianerin wohnt, ganz deutlich beschrieben, er kann nicht fehlen, und morgen um diese Zeit, oder besser übermorgen früh, werden wir das Nähere wissen, Herr Chevalier."

Dieser hüllte sich wieder in seinen Mantel und ging mit Holzmann aus der Kammer, ohne von dem Wirthe Abschied zu nehmen.

Nach einer Weile entstand jedoch in der Wirthsstube ein lautes Rufen nach Meta. Sie hatte sich seit einer Stunde nicht blicken lassen und es war vollauf zu thun. Hansen selbst durchzog fluchend und schreiend das Haus, und machte auch endlich, sich so fein entschuldigend, als er es nur vermochte, die Kammerthür auf, weil er den Chevalier, und das Mädchen vielleicht bei ihm, darin vermuthete.

Es war aber Alles leer und finster. Doch die dritte kleine Thür wurde nun von innen aufgeschlossen, als der Alte sich entfernt hatte, und zwei Menschen traten mit einer Lampe daraus hervor, wovon der Eine, kopfschüttelnd und die Worte: „Hunde und Schurken," brummend, nach der Diele schlüpfte, von wo er die Treppen hinan, zum grünen Zimmerchen stieg, der Andere jedoch, mit ziemlich verstörter Miene sich in das Gedränge der Gaststube mischte, und ehe noch der Wirth von seiner Haussuchung zurückgekehrt war, bereits mit Gläsern

und Tellern klapperte, und nach Allem rüstig sah und regsam hanthirte.

Was aber der brave Capitain Robinson von der Frau Margaretha, bei Jungfer Margaretha Hansen, der Tochter der Hoffnung der Seeleute, verschlossen, neben der Schlafkammer der Letztern zu schaffen hatte, wird der weitere Verlauf der Geschichte dem geneigten Leser nicht vorenthalten.

Geflügelt gleich dem Amor — doch nicht Pfeile
Mit scharfer Spitze in die Herzen sendend,
Ist hier sein Bogen schwankes Zuckerrohr,
Und dessen Sehne — honigtrunk'ne Bienchen
Was schießt mit solcher Waffe man? — Nur Blumen —
Ja — und von Blumen schwillt sein Köcher über —
Die fallen aus den Lüften reichlich nieder,
Wo er den Weg nimmt, dieser holde Gott!
Auf schillernd farb'gem Pfittich froh hinschwebend,
Der Sohn des Himmels und der Täuschung, den
Man Kamadewa, nennt: den Herzgebornen! —

Fern von der stets schmutzigen Altstadt, voll reger Lebendigkeit, nach den Straßen der Neustadt zu, wo freundlichere Behausungen, von Baumgruppen beschattet, in geraden Reihen, breite Straßen bilden, wo der Handel schweigt und fleißige Ge-

werbsleute oder reiche Nichtsthuer ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, finden wir das reinliche Häuschen der Wittwe, wo Heinrich seine Gadsalúnah hingebracht hat.

Ich belausche meine Freunde am Liebsten des Abends und zeige sie dann meinen Lesern. Der Tag bringt uns gewöhnlichen Erdensöhnen nur stets das gleiche Geschäft. Jedoch wenn Abends, in trüben Herbsttagen, die Sonne den frühen Abschied nahm, und nun ein trauliches Helldunkel sich überall verbreitet; wenn wir da sitzen im fremden Stübchen, weit weg von der Heimath, wo uns der Mutter Schooß wiegte, uns Jugendträume lächelten, uns wohlwollende Lehrer entgegenkamen, und wenn wir nun, ein langes Leben hinter uns, rüstig vorwärts klimmen, ohne ein Ziel unserer Mühen zu finden, dann labt dies zweifelhafte Halblicht, diese heimliche Dunkelheit wunderbar unser Herz. Mit der Puppille, die sich nach und nach erweitert, öffnen sich die innern Augen unserer Phantasie, und Gedanken ziehen herauf aus dem Jugendlande, und verkörpern sich, und sind. Wir sitzen im halbwachen

Träume. Es ist die Stube im väterlichen Hause, es sind die altmodischen Vorhänge, die Bilder an den Wänden, es naht der alte Onkel mit den strotzenden Taschen, der Abends zu kommen pflegte, und Zuckersachen mitbringt; auf der Straße an den dunkeln Häusern gehen alte Weiber und Männer, leise mit Laternen vorüber, drüben erhellen sich bei dem reichen Grafen die Fenster, wo die geschmückten Herren und Damen stets herauszusehen pflegten, ach! wer nur einmal mit ihnen in den glänzenden Gemächern auf und abwandeln könnte! Hier endet der Traum. Es wird Licht gebracht, und wir finden uns wieder — wir sind seitdem schon in den glänzendsten Gemächern gewesen — sind darin mit edeln, herrlichen Gestalten auf- und abgewandelt — und sehnten uns nur nach jenem stillen Kinderleben, nach jenem Chiaroscuro unsers Bewußtseyns, nach jenen wohlthuenden Düften der Vergangenheit. Nur der eitle Thor hofft von der Zukunft, der kalten, fremden, die Befriedigung seiner Unersättlichkeit; nur der Egoist lebt in der Gegenwart und setzt den sinnlichen Genuß über Alles; der gemüthvolle Mensch

bleibet treu der Vergangenheit, wie eine wohlthätige Amme nährt sie die abnehmenden Kräfte, sie enthielt ja das Paradies des Lebens, im Glücke wie im Unglücke ist es süß in ihr zu schwelgen, und ihr allerfernstes Gebiet hüllt sich für uns in das liebliche Licht der Wunder.

Nun denke man sich Gadsalúnah! — Nur wenige Monden trennten sie von der wundervollsten Umgebung, und ihre feurige morgenländische Phantasie holte sie ihr lebendig herbei. Sie sah den Ocean vor sich, dunkelgrün und leise bewegt, seinen fernsten Saum bestrahlte die untergehende Sonne und ließ ihre Lichter in den Wellen wiederscheinen, und in der glühenden Röthe wie Fata Morgana schwammen die Palmen der Heimath, die luftig leichten Hallen, die bunten Thiere, die reichgekleideten, phantastischen, geliebten Menschen.

Sie erblickte den Hof der Tempel wo sie ihre Tänze mit den Schwestern zu üben pflegte, wo die gläubigen Hindu mit einer Mischung von wollüstiger Erhebung und sinnlicher Andacht ihnen zuschauten. Sie fühlte, wie die Palmen einen kühlen

Schatten verbreiteten, sie hörte das Rieseln der Wasser, das Murmeln der Pilger, welche die Klüfte der Eisgebirge, die Uferbrüche der heiligen Flüsse, Persiens Wollheerden, und die leichten Gezelte der Wüste verlassen hatten, um hier der Gottheit näher zu seyn, und sich eben so an den entsetzlichen Peinigungen der Fakire, wie an den mystischen Tänzen der Dewadoschis und den heiligen Opfern der Brahminen zu erheben.

Sie dachte einer Nacht, es war die schönste ihres kurzen Lebens, alle Sterne der Schöpfung leuchteten in ihr, und alle Düfte der indischen Blumenwelt belebten sie. Die Mythen der tausendjährigen Sänger erwachten neu, Duschmanta, der Göttliche, durchzog den priesterlichen Hain und schenkte seinen Ring der schlanken Blume Sakontala. Pryamwada, die Liebliche, sang ihr in die Seele, die sich wie ein Lotoskelch dem Mondenstrahle öffnete. Und es zogen Düfte und Melodien ihr durch Brust und Herz, die sie sonst geathmet und gesungen, deren Quelle die alte Wüste war, wo das Menschengeschlecht gewiegt wurde, wo alle Wunder und Sa-

gen ruhen und manchmal wach werden, und hinüberklingen in die nachbarlich verwandte Welt Hindostans, die alt ist wie die Schöpfung und von ewiger Jugend wie sie.

Da sah sie ihn. Sie wollte tanzen und sie flog, sie rauschte auf mit glänzendem Gefieder, sie schwebte und wußte nicht wohin? Aller irdischen Bande los, stieß sie mit dem goldbesohlten Fuße den Erdball zurück und Wolken hoben sie zu Wolken. Ein Taumel, wie nie zuvor, hatte sie ergriffen, und als sie daraus zu sich selbst kam, war es noch dieselbe Nacht, derselbe Vorhof, aber alles Leben schwieg, die Zelte der Pilger waren geschlossen, nur eine Araberin tönte eine wehmüthige Weise aus einem fernen Winkel, und die Tänzerin Gadsalúnah lag in den Armen eines blonden Mannes, aber die ewigen Sterne strahlten ruhig und mild auf Beide herab . . . . . .

Unwillkührlich stand das liebliche Mädchen auf, und bewegte Arme und Füße im Takte, der ganze Körper folgte bald in den ebenmäßigsten Wendungen, und sie führte, ohne es zu wollen und zu wis-

sen, einen jener begeisterten Tänze auf, wovon unsere armselige, kalte Kunst keinen Begriff giebt, und unsere todte Sprache keine Beschreibung zuläßt.

Die alte Wittwe nebst ihren häßlichen, langen und dürren Töchtern kauerten draußen an der Thür und blickten durch Schlüsselloch und Ritzen, und unterdrückten ein heiseres Gekicher nur mit Mühe, als sie den Göttertanz der Bajadere im Zwielicht sahen, den ihre stumpfen Sinne nicht zu fassen vermochten. Der Besuch eines Fremden störte die Scene.

Die ältere Tochter trat mit einer Lampe ein, die sie auf den Tisch stellte, und meldete in englischer Sprache, daß ein Landsmann der Dame gehört habe von ihrer Anwesenheit und gekommen sey, sie zu begrüßen.

Gadsalúnah war überrascht und hatte noch keine Antwort in Bereitschaft, als schon der Gast eintrat und sich die Tochter der Wittwe entfernte. Der Mann war in der Tracht der Braminen, und Gadsalúnah empfing ihn mit stummer, doch froher Verwunderung.

„Ich bin," sagte der Bramin in der Landes-

sprache des Volks zu ihr, „im Gefolge des weisen Ramohun-Roy nach Europa gekommen und heiße Schalikram. Ich erfuhr von Schiffern im Hafen Deine Ankunft und darum bin ich hier, Dir den Gruß der Göttin Bhavani zu bringen, und zu erforschen Deinen Wandel und zu vernehmen Deine Klagen, wenn Dich vielleicht schnöde Sklaverey hier zurückhalten sollte. Ich würde Alles aufbieten Dich daraus zu befreien.“

„Weiser Mann,“ erwiderte Gadsalúnah, „Dein Anblick macht mich froh, weil er mir die Heimath vergegenwärtigt, in deren Erinnerung ich eben schwelgte. Was jedoch Deine Tröstungen betrifft, die Du mir zu bringen wähnst, so muß ich Dir gestehen — doch zürne mir nicht heiliger Mann! — daß ich abgeschworen habe der Lehre Brahmas im Herzen, daß ich die Gattin bin eines Europäers, und hier die Taufe empfangen werde, die mich zur Christin machen und bis auf den Namen meinen Ursprung vertilgen soll.“

„Ich beklage Dich, armes Mädchen,“ sprach trüben Blickes der Bramin, „ein Heer von Leiden war-

tet Dein, Du wirst dahinsterben in der unfreundlichen Oede, nicht Indiens Luft wird einst Deinen letzten Schmerzenshauch zu den Göttern tragen, nicht Indiens geweihter Boden Deine Asche empfangen, nicht die heilige Flamme Deinen Leib verzehren. Und wofür hast Du dies Alles geopfert? Für Schmach und Elend."

„Ich liebe meinen Gatten unaussprechlich — ich werde mit ihm glücklich seyn," rief Gadsalünah.

„Deinen Gatten?" sprach der Bramin, „wo ist er? Kennst Du die Satzungen dieser grausamen Europäer? Wähnst Du des Geliebten Gattin zu seyn, wenn Du sein Weib bist? Du eine Hindu, er ein Christ" —

„Aber er wird mich zur Christin machen," sprach, in ihrer frommen Einfalt die Händchen faltend, das liebliche Geschöpf. „Weiß ich auch gleich noch nicht, worin dieses besteht, denn mein Heinrich hat mich darin nicht belehrt, so hat er mir doch versprochen, daß einer der Braminen seiner Religion, mir ihre Lehren hier offenbaren soll."

„Hat er das?" sagte der Bramin," und indeß

Du darauf warteſt, weißt Du wohl in welche Kaſte Dich die Europäer hier werfen?“

Die Miene, womit er dieſe Worte ausſprach, war ungemein ernſt und drohend geworden, und Gadſalünah wagte kaum, mit ihren ſtarr auf ihn gehefteten Augen, eine Frage auszudrücken.

„Zu den Paria's wirſt Du hier gezählt, zu den verworfenſten Weſen, unwerth von der Sonne beſchienen zu werden,“ ſetzte der Bramin dumpf hinzu. „Keiner ihrer Prieſter wird ſich Dir nahen, an Dir das Werk der Erbarmung zu üben, verloren für ewig biſt Du in der Mitte dieſer Menſchen!“

„O Brama, Allerhalter, ſchütze mich!“ rief ſie aus.

„Nach unſerem milden Geſetze iſt das Weib nicht verdammt, daß ſich den Umarmungen des Mannes hingiebt, des Bramins heilige Perſon ſelbſt entweiht ſich nicht durch ihre Berührung, aber wie ſo andere Lehren gaben die Götter, von ihren wolkigen Thronen dieſen Europäern. Es ſind nicht unſere milden Blumen- und Waſſergötter, die auf Flammenſtrahlen reiten, in duftenden Dolden thronen,

wie befruchtende Saamenstäubchen die Sommernacht durchdringen, und belebend mit der Fluth über das Erdreich rauschen, es sind nicht die heiligen Elemente der Natur, die sie anbeten, es sind Wunder aus Schmerzen, Heilige durch Qualen und Pein. Ihre Tempel sind finstre Gewölbe von Stein, voll Moder und Dunst, die künstlicher Wohlduft vertreiben soll, es ist endlich ein Himmel, den sie sich träumen, da kein wirklicher sie freundlich beschützt.“ Mit diesen Worten ergriff der Bramin die zusammenschauernde Gadsalúnah bei der Hand und riß sie zum Fenster: „Blicke hinauf zu diesem Himmel,“ rief er, „und hole Dir Trost von ihm.“ Die Geängstigte hob ihr Auge empor, und in der That zeigte der nordische Weihnachtshimmel, der guten alten Hansestadt, eben nicht sein festlichstes Antlitz. Es waren graue und schwarze Wolken, die im raschen Fluge dahinzogen, gleich phantastischen Gestalten unserer alten Götterlehre, eine ossianische Nebelwelt, und der bleiche Vollmond warf, je nachdem es ihm der Wolkenzug gestattete, grelle Lichter auf die Gegenstände umher.

So beleuchtete er auch Gadsalúnahs Züge, und der Bramin, welcher bis jetzt im Zimmer, bei dem Schein der Lampe, nur unstät seinen Blick auf sie geworfen hatte, sah ihr jetzt zum ersten Male ganz nahe in das große, milde Auge. Wie mit einem elektrischen Schlage durchzuckte es ihn, er ließ ihre Hand fahren, trat einen Schritt zurück und fragte:

„Wie nennt man Dich?“

„Gadsalúnah.“

„Du bist Dewadosche.“

„Wie? Du kennst meinen Stand, frommer Mann?“

„Ich sah Dich einst bei den Festen im heiligen Thale von Jagernaut.“

Hier schlug es acht Uhr. Es war ein Posttag und Heinrich verließ in einer halben Stunde das Comptoir. Dies konnte mit Bestimmtheit angenommen werden.

„Ich verlasse Dich, Gadsalúnah,“ sprach der Bramin, der Tamtam melde die achte Stunde nach europäischer Weise, es ist die Zeit der Abendreini-

gung nach der unsrigen. Ich gehe in meine Herberge. Doch wirst Du mich bald wiedersehen und meine Lehren, so wie mein Trost sollen Dir zu Theil werden."

Plötzlich nahmen seine Züge den Ausdruck einer innern Freude an: „Du trägst noch Deinen Talisman, wie ich sehe," sprach er schnell, indem er auf die Kapsel zeigte, die an ihrem Halse an einem goldenen Kettchen hing. „Nun wohlan, so lange Du dies bewahrst, bist Du geborgen. Lege es nie ab, Mädchen!" Er wandte sich zum Weggehn.

„Und werde ich Dich bald wiedersehn, mein Bramin?" fragte sie.

„Wenn Du mir versprichst, dem Europäer meine Besuche zu verschweigen," erwiderte er.

Gadsalúnah stutzte einen Augenblick. „Es könnte mich bei den Braminen seines Glaubens Verfolgungen aussetzen," fügte er schnell hinzu, „und ich hätte nicht Lust in diesem Lande schmählich unterzugehen."

Gadsalúnah sagte fest: „So schwer es mir wird — so muß ich doch Dein Vertrauen zu ehren

— schweigen. Ich werde Niemanden, auch ihm nicht sagen, daß Du mich besucht, aber die Andern, die mich umgeben?“

„Die werde ich durch Geschenke zum Schweigen bringen,“ erwiderte der Bramin. Er grüßte sie hierauf nach hergebrachter Sitte und verließ das Zimmer.

Gadsalúnah warf sich in einen Sessel, und schloß die Augen. Hatte sie geträumt, so wollte sie den Traum weiter fortspinnen. Aber vergebens. Ihre Phantasie brachte ihr nichts wieder von jener Bildergallerie, die sie eben erst durchschwelgt hatte, die Erscheinung des Braminen war Wirklichkeit gewesen, und das Zaubernetz der Träume zerrissen, und sie sah nichts als Nordlands Himmel, und Sturm und Schnee, die sich erhoben hatten und an die kleinen, festverschlossenen Fenster schlugen, und sie hörte die knisternde Flamme im Ofen, und fühlte sich verlassen, gestoßen in den Pfuhl der Verworfenheit, sie — die angebetete Dewadosche, die reine Priesterin der Natur, eine elende Paria, deren Mund gräuelhafte, zauberwirkende Flüche emporschickt, zu dem

Menschen, dessen Fuß sie mit Entsetzen von sich stößt, und die verdammt ist, mit dem Gewürm des Schlammes zu leben.

In einer eben so trüben Stimmung wie die ihrige, trat nun Heinrich zu ihr ein. Die Vorbereitungen zu dem Verlobungsfeste des Chevaliers mit Wilhelminen, die fragenden Blicke von Mutter und Vater, welche ihn zu verfolgen schienen, die Erhebung des Rheders in den Rath, und die vermehrten Besuche, kurz das ganze lebendige Tableau, worin auch er berufen zu seyn schien, Platz und Stellung einzunehmen, dies Alles lastete schwer auf ihm. Umsonst gab er sich nach seiner Gewohnheit den Geschäften ganz hin, immer wieder mahnte es ihn tausendfach, daß Alle eigentlich in diesen Tagen nicht an Geschäften dachten, und daß nur er es war, der sich damit abmühete, um sein Inneres zu betäuben. Er erschien den Comptoiristen wie ein Plagegeist, wie ein Despot, der der Plackereien nie satt werden konnte, und es kam dahin, daß, wenn seine zornigen Ausbrüche über ihre Köpfe dahinfuhren, der alte Prinzipal ihn selbst, hinter seinem Rücken,

einen Sonderling schalt und sie mit freundlichem Zureden wieder beschwichtigte.

Gadsalúnahs dumpfes Brüten fand in dem seinigen Nahrung und sie saßen lange stumm neben einander.

„Morgen wird meine Schwester mit einem jungen Franzosen verlobt," sprach er endlich, „ich bin gezwungen, dieser Feierlichkeit beizuwohnen, und Du wirst mich nicht sehen, Gadsalúnah."

Sie seufzte: „da bin ich denn so ganz allein."

„Das sollst Du nicht," setzte er hinzu, „morgen wird Dein Unterricht beginnen, ein würdiger Geistlicher wird Dich besuchen. Wenn Du seinen Lehren Aufmerksamkeit schenkst, werden sie Dich genugsam beschäftigen, und Du wirst meine Abwesenheit gar nicht merken."

„O doch," sagte sie, und blickte ihn an.

„Ist Dein Unterricht dann vollendet," sprach er weiter, „so sollst Du getauft werden und Catharina heißen, weil ich Dich am Catharinentage zuerst gesehen habe, und dann wirst auch Du mir verlobt, wie meine Schwester dem jungen Franzosen."

„Ist denn auch Deine Schwester des jungen Franzosen Weib?“ fragte Gadsalúnah rasch.

„Sie soll es werden,“ sagte hocherröthend der Jüngling, indem er sie nicht ansah.

„Und bin ich es nicht schon?“ fragte unbefangen Gadsalúnah.“

„Ja, Du bist es!“ sprach nun, den Blick erhebend, von einem seltenen Feuer durchglüht, Heinrich.

Gadsalúnah athmete hoch auf und warf sich ihm an das Herz.

„Nicht wahr?“ sprach sie leise, „Dein Weib dürfen sie nicht verachten? nicht mit Füßen von sich stoßen, wie die Radschah's und Braminen den Paria's thun?“

„Wer sollte das wagen?“ sagte Heinrich, indem er sie umschlang. Nur noch eine kurze Zeit diese Heimlichkeit unserer Liebe, dann mein Weib vor allen meinen Mitbürgern, und geachtet und geliebt von ihnen, wie Du es verdienst.“

Diese Worte, mit einer männlich freundlichen Milde ausgesprochen, erheiterten das Gesichtchen der Hindu, eine Thräne perlte in dem großen Auge,

während der liebliche Mund lächelte, und dieser holde Widerspruch machte auch auf Heinrich einen freundlichen Eindruck.

Die Einsylbigkeit entwich und sie sprachen traulich von kommenden Tagen, die alte Wittwe brachte Thee, und bei der dampfenden Tasse überhörte unser Hamburger, Stundenschlag und Wächter, und trennte sich erst spät von seiner Geliebten. Glückliche Stunden verrinnen schnell. Auch diese waren vorüber wie ein Traum. Gadsalúnah sah sich plötzlich wieder allein, aber nichts von dem ganzen Abende war ihr mehr gegenwärtig, als Heinrichs Worte: „Ja, du bist es!“ und sie stets wiederholend, und seinen Ton dabei in Gedanken hörend, schlief sie ein. —.

13.

Dieselbe Glocke läutet heitern Festen,
Die auch der Trauer ihre Klänge leiht.

Mit der Morgensonne des Freitags strahlte nichts als Glanz und Freude im Pöckmöser'schen Hause wieder.

Am Vormittage sollte der alte Herr in den Senat eingeführt werden, und am Abende war große Gesellschaft gebeten, um das Verlobungsfest zu feiern.

Wir übergehen das steife Ceremoniel bei der Einführung eines neuen Senators, da dergleichen Schilderungen bereits von so manchem meiner Vorgänger ohne besonderes Glück versucht worden sind.

Der neue Rathsherr stieg eine Straße weit von der Curie aus dem Wagen, und begab sich, von seinen nächsten Verwandten, mit den seidenen Bürgermänteln angethan, begleitet, zu Fuße dahin. So

wollte es die altherkömmliche Sitte. Beim Nachhausefahren sprengten reitende Diener in Galla neben seiner Kutsche.

Ein interessanteres Fest wurde im Pöckmöser'schen Hause für den Abend bereitet. Die großen Prunk- und Besuchzimmer wurden abgestäubt und erwärmt, die Thee- und Spieltische gestellt, ein Blumenflor aus den Gewächshäusern des Landhauses hereingebracht und in die reichen Gemächer vertheilt, und als am Abende die Kronleuchter und Lampen angezündet waren, zeigte sich den Blicken der geladenen Gäste eine Reihe von Sälen und Kabineten, worin ein mehr als europäischer Luxus mit dem was die Britten Comfort nennen, vereinigt war, wie man es auf dem Continente Europa's wohl nur in den Häusern der reichen Hamburger Kaufleute antreffen kann.

Während dieser Vorrichtungen und Ausschmückungen, welche die Hände aller Diener des Hauses in Anspruch nahmen, saßen die Hauptpersonen des Festes bei der Toilette. Allem Anscheine nach waren dies die beiden Freundinnen: Wilhelmine

und Blanche; wenigstens wurden sie von aller Welt dafür erkannt.

Sie steckten selbst einander Blumen in die Locken und halfen nach, wo die Kunst des französischen Haarkräuslers, eines Schülers von Mr. Plaisir in der Richelieustraße zu Paris, nach ihrer Meinung nicht ausgelangt hatte. Sie richteten und schoben an ihren Kleidern, an den ungeheuern Ermeln, ohne Unterlaß, sie kamen sich so außerordentlich schön vor, und doch nicht schön genug, sie wollten an dem heutigen Abende Alles verdunkeln.

Dabei hoben sich die Busen der beiden jungen Mädchen so zagend, es wurde in ihrem Herzen eine leise Frage wach, die sie nicht zu beantworten vermochten; sie wußten, daß sie ihrem unvermeidlichen Geschicke entgegengingen, und der Augenblick war schon so nahe.

„Wilhelmine," sagte Blanche, indem sie den Trümeaux schief stellte, um ihren kleinen Fuß im weißen Atlasschuh darin zu besehen, „noch ein Stündchen und Du bist Braut — glückliches Mädchen!" „Und wirst Du nicht auch die Braut mei-

nes Bruders seyn?“ fragte Wilhelmine. „Bist Du etwa minder glücklich?“

„Ja wohl, so heißt's — aber —“ Blanche sprach diese Worte mit erstickter Stimme, und drückte die Hand auf die Augen. Sogleich war Wilhelmine zu ihr hingesprungen. Sie sah ihr mit den frischen, von keinem Kummer noch berührten Zügen recht treuherzig in das bleiche Gesichtchen. „Ei, was ist denn das? Du bist verstimmt,“ sagte sie.

Blanche athmete tief auf — doch plötzlich war es, als ob ihre Zunge gelöst würde, und als habe sie lange diesen Augenblick ersehnt. „Und warum sollte ich Dir's verhehlen, da Du nun einmal meine einzige Freundin in diesem Lande bist. Zu welchem Spiele muß ich mich hergeben? Glaubst Du, daß es mir gleichgültig seyn kann, in dem entscheidendsten Augenblicke meines Lebens gänzlich mich der Willkühr Anderer zu überlassen? Du bist Hippolyts Braut, ihr Beide seyd's zufrieden, ihr habt Euch erklärt, Deine Eltern veranstalten ein Fest, um es ihren Freunden bekannt zu machen. Doch in welchem Falle befinde ich mich? Gab es je eine seltsa-

mere Grille? je eine tollere Eigenmächtigkeit? Man nennt auch mich Braut, und weder ich noch der Bräutigam wissen so eigentlich etwas davon. Man bezeichnet als meinen Bräutigam einen jungen Mann, den ich nicht kenne, der mich nicht kennt, den ich vielleicht hassen müßte, wenn ich ihn ganz kennen würde, der mich vielleicht verabscheute, wenn er mich näher kennte? Und auf welche Weise sollen wir von dem Vorhaben, das man mit uns hat, in Kenntniß gesetzt werden? Vor aller Welt, vor einem glänzenden Kreise, der mit gespitzten Lippen dasteht, um zu gratuliren. Man will uns so eigentlich überrumpeln. Was werde ich sagen können, wenn man ihn mir zuführt? Meinen Blick werde ich senken, vielleicht seinen Namen lispeln, das ist Alles — heißt das nicht meine Einwilligung auf ganz eigene Art erzwingen? Und er — was kann er Anders thun, als meine Hand ergreifen — sie drücken — zum Munde führen? und wenn es auch wider Willen geschähe — wie aber — wenn er — nein, nein! das ist wohl nicht möglich! dieser Fall ist nicht zu denken.“

Freilich mußt Du so etwas nicht denken," sagte Wilhelmine, die gar nicht verstand was Blanche mit ihrem letzten Zweifel wollte. „Einstweilen sind wir Beide Bräute, und Du wirst noch überdies meine Schwägerin, liebste Blanche! Ich werde die Frau Deines Bruders, und Du die Frau des meinigen — denn obgleich es Heinrich nicht so eigentlich ist, so liebe ich ihn doch als ob er es wäre" —

„Du liebst ihn wirklich?" fragte Blanche hastig." Sprich, Mädchen, Du kennst ihn ja, ist er so liebenswerth, als ihn der erste Anblick scheinen läßt?"

„Ich weiß nicht, was Du darunter verstehst," sagte Wilhelmine, „ich liebe ihn aber wie einen Bruder, wir sind ja zusammen aufgewachsen."

„So," sagte Blanche kalt.

„Und wird er nicht glücklich seyn, wenn er erfährt, daß Du seine Braut bist? Du, die schöne, liebenswürdige Blanche! ich kenne kein Mädchen, daß Dir gleichkäme. Alle jungen Männer drängen sich um Dich, wo Du Dich blicken läßt," sprach gutmüthig Wilhelmine.

Blanche hatte unverwandt in den Spiegel

geblickt, und es schien als ob sie halb auf diese Worte gehört habe, — aber es schien nur so. — „Wer kennt die Launen dieser Deutschen?“ sagte sie endlich unmuthig, „und wenn er mich verschmähte? nein! es wäre nicht zu ertragen!“ —

Hier sprang sie plötzlich auf und klingelte. „Ich muß Hippolyt sprechen, so kann es wahrlich nicht geschehen, er muß sich mir darüber erklären,“ rief sie, indem sie sich ungeduldig die Lippen biß, und dabei auf- und abging.

Aber Wilhelmine trat ihr in den Weg und sagte mit ungewohnter Heftigkeit: „Was willst Du thun? Hippolyt in diesem Augenblicke auf mein Zimmer rufen lassen?“

„Und warum nicht?“ entgegnete Blanche, „ist er uns fremd? ist er nicht mein Bruder und Dein Bräutigam?“

„Nein, nein,“ rief Wilhelmine ängstlich, „das geht nicht an, das läuft gegen den Anstand“ —

Blanche lächelte, und wollte noch einmal schellen, aber der Bediente trat ein und meldete den Chevalier.

Wilhelmine stand in ängstlicher Verlegenheit da, dem auf Antwort harrenden Diener gegenüber.

Aber Blanche nahm spöttelnd das Wort: „Da Du zu keinem Entschlusse kommen kannst, thörichtes Mädchen, so erlaube denn, daß ich den Bruder hier spreche, während Du Dich in das Nebenzimmer zurückziehst.“

Sie winkte, der Bediente ging hinaus, und Wilhelmine schlüpfte ohne ein Wort zu sagen, durch die Seitenthür.

Gleich darauf trat der Chevalier ein und sah sich verwundert im Zimmer um. Er war ganz schwarz gekleidet, bis auf die weißen Handschuhe, sein Gesicht war bleich, und das schwarze Haar bildete eine dicke Locke hoch droben auf der glänzenden Stirne, über dem brennenden Augenpaar.

„Wo ist Wilhelmine?“ fragte er leise in französischer Sprache.

„Sie hat das Zimmer verlassen, um vor der Verlobung Dir kein Rendezvous darin zu geben,“ sprach lächelnd Blanche.

Der Chevalier zuckte die Achseln und setzte sich.

„Diese Deutschen sind Leute von Grundsätzen,“ fuhr Blanche spöttisch fort, „und sie sind schwer zu bekämpfen, diese Grundsätze. Glaubst Du denn wohl, daß eine kleine Französin, von meiner Taille, nicht häßlicher als ich, und eben so geistreich, dazu gemacht sey, deutsche Grundsätze zum Wanken zu bringen?“

„Allerdings,“ sagte der Chevalier, „ich muß Dir selbst huldigen, Du siehst in dieser Toilette unwiderstehlich aus. Aber Alles wäre gescheitert, wenn ich nicht die letzte Mine hätte springen lassen.“

„Dacht' ich's doch!“ sagte plötzlich, die schäkernde Laune zum finsterſten Ernst herabstimmend, die Schwester. „Alles gescheitert? und ich, Deine arme Schwester, wäre ohne Rettung verloren gewesen! Und sind denn jetzt wirklich die drohenden Felsen gesprengt, durch Deine letzte Mine? dürfen wir ruhig segeln?“

„Wir dürfen es!“ entgegnete Hippolyt, „ich hatte erfahren, daß Heinrich ein Verhältniß mit einem Mädchen gegen den Willen seiner Eltern un-

terhalte. Ich machte in diesem Augenblicke die Mittheilung davon der Mutter bekannt, die im höchsten Grad darüber entrüstet schien. Der junge Mensch verdankt den Leuten hier Alles, er ist von unbekannter Herkunft, im Findelhause aufgewachsen, und aus Mitleid an Kindes Statt angenommen. Ziemt es einem solchen Menschen, den Planen zu widerstreben, welche die wohlwollendsten Leute mit ihm haben? Kann er einer flüchtigen Liebschaft wegen, das Glück seines Lebens mit Füßen von sich stoßen? denn das würde er — wie nun die Sachen stehen. Er müßte das Haus zur Stelle verlassen, wenn er es wagen sollte, Deine Hand auszuschlagen."

„Und wenn er es dennoch thäte?" sprach seufzend Blanche. „Der Augenblick entscheidet über mein Schicksal, wenn auch nachher ihn das größte Elend treffen sollte. War denn auf keine Weise die Oeffentlichkeit zu umgehen?"

„Ich habe jeder möglichen Widerwärtigkeit den Paß abgeschnitten," sagte der Chevalier. „Unser Vater hatte mit mir in der letzten Nacht, die unserer Abreise vorausging, eine wichtige Unterredung —

aber wir sind doch allein, Blanche? Wilhelmine ist hier nirgend versteckt?“

Blanche hüpfte zur Seitenthür, und nachdem sie durch's Schlüsselloch geguckt hatte, erwiderte sie, indem sie ihren vorigen Platz einnahm: „die sitzt vor dem Spiegel, die Hände im Schooße, und blickt unverwandt hinein. Also erzähle!“

„Er sagte mir nämlich,“ fuhr nun der Bruder fort, „daß seine Vermögensumstände nicht von der Art seyen, uns eine glänzende Zukunft zu bereiten, obgleich dieses das Streben seines langen Lebens gewesen. Ich weiß selbst nicht, ob ich den Schein retten kann, wenn ich noch lange das lecke Schiff durch Sturm und Wellen führen muß, setzte er am Schlusse der Schilderung seiner Verhältnisse, mit einem Tone hinzu, der noch in meinem Innern widerhallt. Ich sende Euch nach Hamburg, fing er dann nach einer Pause wieder an, während er sich gesammelt hatte. Dort verlebte ich einst eine freundliche Jugend. Mit Napoleons Siegesfahne, unter einem Namen, den ich jetzt nicht mehr führe, war auch ich bis zur Elbe gedrungen. Meine Wunden

hatten mich zum fernern Kriegsdienst untauglich gemacht, und ich erhielt eine Anstellung bei der Behörde, welche das Departement der Elbmündungen regierte. Ich lebte dort in einer sehr angenehmen Umgebung. Die Gastfreundschaft der Einwohner, die reichsten Leute des europäischen Continents, kam mir überall entgegen. Nun werdet Ihr dorthin reisen, mit Empfehlungen versehen, und die reichsten Häuser werden Euch geöffnet seyn. Ihr tragt einen vornehmern Namen, als den, worunter ich damals bekannt war, und den ich gewisser Rücksichten wegen, dort nicht nennen darf. Seyd nunmehr schnell bemüht, Euch zu versorgen. In dem Hause des bekannten Kaufmanns Pöckmöser, dem ihr empfohlen werdet, sind zwei Bündnisse zu schließen, wie ich durch zuverläßige Freunde erfahren habe. Er hat einen Sohn und eine Tochter. Ich werde für Euch werben, und von der Eltern Seite wird Euch nichts im Wege stehen. Sollten jedoch wider Vermuthen Hindernisse sich zeigen, die schwer zu beseitigen sind, so nimm diesen Talisman hier aus meinen Händen, mein Sohn! Du übergiebst ihn

im entscheidenden Augenblicke der Dame des Hauses, er berührt geheime Familienverhältnisse, und alle Hindernisse werden beseitigt seyn. Sobald ihr am Ziele steht und mit den reichen Erben verbunden seyd, mögen dann meines Vermögens letzte Trümmer zu Grunde gehen, die ich mit Aufopfrung meiner letzten Lebenskraft nicht zu retten im Stande wäre, — Euer Glück kann Euch der Unstern des Vaters dann nicht mehr rauben. Bei diesen Worten händigte er mir ein Schreiben ein, das fünf Siegel verschlossen, und welches die Aufschrift an Madame Bianca Pöckmöser von seiner Hand trug. Der entscheidende Augenblick schien mir heute gekommen. Heute noch mußte das Schreiben abgegeben werden, sollte sein Inhalt, der Verheißung des Vaters zufolge, uns Glück bringen. Und in diesem Augenblicke komme ich von unserer Schwiegermutter her. Sie saß geschmückt zum Feste auf ihrem Sopha, ich überreichte ihr das Schreiben. Die fünf Siegel überraschten sie, die Aufschrift schien eine Erinnerung in ihr zu erwecken. Sie erbrach das Papier und las. Du wirst mir gestehen, daß es

schwer ist, in dem fetten Gesichte unserer lieben Schwiegermutter zu lesen. Aber eine Unruhe mahlte sich darin, das ist gewiß, die Lippen zuckten seltsam, und die großen, hervorstechenden Augen füllten sich mit einer Feuchtigkeit, die ich für Thränen hielt. „Und warum geben Sie mir das eben jetzt?“ fragte sie nach einer Pause, mit einem leisen, zitternden Tone. Ich wollte ihr antworten, da trat der Bediente herein und meldete Heinrich. Zur glücklichen Stunde, dachte ich und eilte fort, ohne mich beurlaubt zu haben. An der Thür begrüßte ich höflich den Eintretenden, der eben so dankte. Nun bin ich hier um Deine Hoffnung zu beleben. Du gehst nicht leer aus, die Unterredung der Mutter mit Heinrich ist in diesem Augenblicke entscheidend. Das Schreiben des Vaters erschien mir wie eine Arzenei eines geschickten Heilkünstlers, welche eine Krise herbeiführt. Doch jetzt will ich zur Gesellschaft gehen. Lasse Dich nicht lange erwarten und folge mir bald mit Wilhelminen. Die nächste Stunde wird alle Deine Besorgnisse gehoben sehen.“

Hier endete der Chevalier seine Rede und ließ

den Blick lange auf seiner Schwester verweilen. Er erkannte die Wichtigkeit des Momentes und wünschte sie in einer Verfassung, um alle ihre Reize zu beherrschen und sie mit Ruhe in den Kampf zu führen. Darum legte er selbst dem Briefe eine Wichtigkeit bei, die er in seinen Augen gar nicht hatte, blos um die heftige Gemüthsbewegung seiner reizbaren Schwester zu beruhigen. Darum vertraute er ihr die Worte des Vaters mit einem Ernste, obgleich er sich heimlich darüber lustig machte. Er hatte den Brief übergeben, in dem alltäglichen Sinne: hilft es nichts, so schadet's nichts! und erst als er die Wirkung auf Madame Pöckmöfer's Gemüth, die augenscheinlich war, bemerkte, hatte ein leises Vertrauen zu dem Talisman, in seinem Herzen Wurzel gefaßt.

„Und was denkst Du, das in dem Briefe stand?“ fragte Blanche nach einer Pause.

„Worte, die vielleicht für ein zartes Mädchenohr unserer Tage nicht passend sind. Ein Liebhaber jener kriegerischen Zeit, ein siegender Franzosen-Jüngling unter Napoleons Fahnen, sang andere

Weisen den Hamburger Schönen vor fünfundzwanzig Jahren vor; da handelte es sich nicht darum, versiegelte Schreiben mit diplomatischer Schlauheit den Müttern in die Hände zu spielen, um zum Ziele zu gelangen, da hieß es, nach Cäsars Wahlspruch: kommen, sehen, siegen! Kurz unser Vater hat langverjährte, vielleicht heilige Rechte geltend gemacht, was weiß ich? Madame Pöckmöser sah mich unter dem Lesen einmal lange an, aber, wie ich Dir schon sagte, man kann eben nichts aus diesen Zügen entnehmen, denen das Fett alle Beweglichkeit geraubt hat."

„Sie ist richtig vor dem Spiegel eingeschlafen," sprach hier Blanche, die wieder durch das Schlüsselloch geblickt hatte.

„So wecke sie!" rief der Chevalier lachend zurück, indem er das Zimmer verließ.

Blanche jedoch weckte ihre Freundin nicht sogleich. Sie blieb eine Weile stehen, legte den Zeigefinger an die Lippen, und dachte über Alles nach, was ihr der Bruder gesagt hatte. Ihre Sache stand nicht schlechter, sagte sie sich, als vor der Einhändi-

gung des Schreibens, was aber die Lösung dieses Räthsels zu ihrem Glücke beitragen sollte, konnte sie nicht erklügeln. Sie stellte sich noch einmal vor den Spiegel, um ihre Reize der Reihe nach zu durchmustern. „Man muß ein wenig Muth besitzen," sagte sie hierauf selbstgefällig, und ging in das Nebenzimmer, die schlafende Braut zu holen.

Wilhelmine sprang auf, denn die lose Blanche hatte sie durch einen Kuß geweckt. Dieser Kuß mit einem der jungen Braut wohl zu verzeihenden Traum in Verbindung gesetzt, hatte eine Gluth über das Gesicht des armen Mädchens gegossen, die von ihrer schäkernden Freundin, am Arm genommen, und die Treppe hinab, zu den Gesellschaftszimmern geführt wurde. In der That suchte Blanche selbst, durch diese erzwungene Lebhaftigkeit eine innere Unruhe zu verbergen. Die Mädchen waren durch einen Seitencorridor, der mit einem weichen Teppich belegt war, zu der Mahagonythür gehüpft, die in den Versammlungssaal führte, aus dem ihnen ein dumpfes Gemurmel zutönte. Hier hielt Blanche einen Augenblick, schlug die Augen empor und that einen

hörbaren Athemzug aus tiefster Brust. Beide Mädchen wären wahrscheinlich noch länger stehen geblieben, aber ein Bedienter öffnete von innen die Thür, und sie traten ein in den blendend erhellten Saal, und in das Getümmel der Gäste, die sich sogleich zu beiden Seiten reiheten, um die schönen Königinnen des Festes vorbeizulassen.

Herr Pöckmöſer empfing ſie freundlich und führte ſie in den Damenkreis, der in lautem Geſpräch um den großen Theetiſch ſaß. Einige Unzufriedenheit wurde an ihm bemerkbar da er von keiner Seite ſeine Gattin nahen ſah.

Jetzt öffneten ſich die Flügelthüren und unter erwartungsvollen Mienen und dem Ach! der Gäſte, ſprang der Colonialmakler Trietſch, mit Flügeln an den Füßen, als Gott Merkur gekleidet, in den Saal, gefolgt von acht bis zwölf Perſonen in verſchiedenartigen Maskencoſtümen. Dieſe Perſonen hatten über Hals und Kopf das Feſtſpiel des jungen Doctors einſtudirt, das Madame Pöckmöſer bei dieſem zur Verherrlichung des Abends beſtellt hatte. Des jungen Mannes Arbeit war nicht zu verwer-

fen, besonders wenn man die geringe Zeit in Anschlag brachte, die er darauf verwenden konnte. Aber die Spielenden befanden sich in einer jämmerlichen Lage. Sie waren so wenig Meister ihrer Parthieen, daß sie erbarmungslos stecken geblieben wären, wenn nicht eine höhere Macht sich in's Mittel gelegt hätte.

Nach kurzem Komplimente fing Trietsch in des Himmels Namen an seine Reime herzusagen, unbekümmert um das, was um ihn vorging. Wie ein losgelassenes Wehr in die Schaufeln eines Mühlrads, warf er sich zügellos in das poetische Getriebe und klapperte mit den Versen ganz prächtig im rhythmischen Takte. Was er sagte, oder vielmehr was man davon verstand, mußte gefallen, denn der artige Dichter hatte dem wackern Merkur, der hier nur als Götterbote und Schutzherr des Handels erschien, mit den Dieben aber nichts zu schaffen haben wollte, ganz vortreffliche Komplimente für Hamburg und des Senators Haus in den Mund gelegt. Lag ja in der Erscheinung, so alltäglich sie auch war, ein Kompliment; dies fühlten auch Alle sogleich.

Man war sehr aufmerksam auf des guten

Trietsch Rede, und musterte dabei die hübschen jungen Herrn und Damen in zierlichen Kleidern, die zum Festspiel gehörig, rings im Kreise den Sprecher umgaben, und in ängstlicher Gespanntheit auf ihr Stichwort harrten. Es waren einige Genien mit Rosen geschmückt, ein hagerer Hymen und ein kleiner Amor, ein Paar Vierlander Bauerdirnen mit Blumenkörbchen, die Elbe mit Haaren und Bart von grünen Atlasstreifen, welche Schilf bedeuten sollten, und die Hammonia mit einem Füllhorn in der Hand und einer papiernen Mauerkrone auf dem Kopfe. Man konnte schon aus der Zusammenstellung dieser Personen des Dichters ganze löbliche Intention abnehmen, und ihm keinen Unsinn dabei vorwerfen, daher riefen auch mehrere Kenner, einmal über das Andere, mit gedämpfter Stimme: „sehr sinnig! o wie sinnig!“ — Die Scene hatte bereits ein Weilchen gedauert und Trietschen begann schon Athem und Gedächtniß treulos zu werden, als mit einemmale ein Gemurmel entstand, das ihm offenbar zu Hülfe kam.

Man sah die Köpfe hin- und herfahren, man

hörte ängstliche Fragen, die Unterbrechung war allgemein, und Merkur mußte innehalten.

„Madame Pöckmöser ist bedeutend erkrankt!“ Dies waren die inhaltschweren Worte, welche sich dem Gemurmel verständlich entwanden, und sogleich Alles erklärten.

Die Personen des Festspiels traten aus Reih' und Glied, Merkur wollte vor lauter Theilnahme umkommen, Herr Pöckmöser und Wilhelmine hatten sogleich den Saal verlassen.

Der Chevalier und Blanche standen stumm und bleich da in der Versammlung, und ließen den Schwall der Glückwünschungen, frostig und kalt an sich abgleiten. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte grell um Blanche's schönen Mund, indeß der Chevalier alle seine Feinheit und Fassung zusammennahm, um zu verbergen, was sein stierer Blick zu verrathen drohte. Da erschien Heinrich in der Versammlung. Seine Kleidung war modisch elegant, wie immer, doch zeigte sie durchaus nichts Festliches an. Seine Miene war heiter, wenn auch die Bläße der Wangen, der Glanz der Augen und

das unordentliche Haar, die Spuren einer so eben erlebten großen innern Bewegung verkündete.

Er näherte sich einigen Bekannten und bedauerte die Unterbrechung der Festlichkeit auf so unangenehme Weise.

„Ich glaube nicht, daß die Krankheit meiner Mutter Folgen haben wird," sagte er, „ein plötzlicher Schreck hat sie ihr zugezogen, und es wird bald vorübergehen."

Er näherte sich dann dem Chevalier und sagte mit freundlichem Ernste zu ihm: „Die Störung des heutigen Abends möge ihnen von keiner schlimmen Vorbedeutung seyn. Ich hoffe, daß sich nunmehr auch zwischen uns manches freundlicher gestalten werde. Sehen Sie jedenfalls in mir keinen Menschen, der ihre Interessen durchkreuzen will, und lassen Sie mich still und ungestört meines Weges ziehen. Unsere Ziele sind wahrlich eben so verschieden, wie die Wege, die wir dahin einschlagen, daher fordern Sie mich nicht unnöthig zum Kampfe heraus." Die letztern Worte hatte Heinrich so leise gesprochen, daß sie von Niemand als dem Che-

valier verstanden werden konnten. Dieser, mit einer nur solchen Weltkindern zu Gebote stehenden Macht, jede unangenehme Regung unterdrückend, erwiderte: „Obgleich ich Sie nicht ganz verstehe, so begreife ich doch die Drohung genugsam, die in ihren Worten verborgen liegt. Ich bekümmere mich nicht um Ihr Ziel, noch um den Weg, den Sie dahin einschlagen, weil sich Beides nicht schicken würde. Unser gemeinsames Ziel scheint mir zu seyn, mit rüstiger Kraft dem ehrenwerthen Hause, worin wir als zwei gänzlich Fremde, an Sohnesstatt getreten sind, unser Streben zu weihen. Hierin, glaube ich, begegnen sich unsere Interessen.“

Heinrich neigte ein wenig den Kopf, als stimme er stillschweigend dieser Meinung bei.

„Was die engern Familienbande betrifft, die uns nun umschlingen,“ fuhr mit affectirter Wärme der Chevalier fort, „so sehe ich nicht ein —“

„Lassen wir diesen Punct,“ fiel ihm Heinrich schnell in die Rede. „Sie heirathen die Tochter des Hauses, und ich wünsche Ihnen Glück dazu —“

„Und wenn das allgemeine Gerücht nicht log, wenn es wahr ist, was mir meine Schwiegereltern versicherten, kurz wenn es dem Bruder erlaubt ist, etwas von den ihn so nahe angehenden Verhältnissen seiner Schwester zu wissen, so sind Sie es, den ich als den Bräutigam meiner Schwester betrachten darf," sagte ruhig und gemessen der Franzose.

„Alle Ihre Voraussetzungen in Ehren," erwiderte Heinrich kalt, „so hat man dabei vergessen, die beiden Hauptpersonen Heinrich Pöckmöser und Blanche de Clichette zu fragen."

„Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie dem unbescholtenen Rufe meiner Schwester etwas anhaben werden. Ihre Weigerung wäre eine Beschimpfung meines Namens," sagte rasch der Chevalier.

„Davon kann hier nicht die Rede seyn," entgegnete mit immer gleicher Kälte der Andere —

„Sicher nicht," sprach leiser, doch mit innerer Bosheit und sprühendem Blicke der Franzose, „denn der namenlose Findling kann das Haus der Clichette nicht beleidigen."

„Doch“ rief jetzt Heinrich mit schneidendem Tone, „dieser Name ist Euch so fremd als ihm. Wollte Gott, daß es der Name der Belfort auch wäre!“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Chevalier erblassend, der das Geheimniß seines Vaters verrathen sah.

„Wir wollen das Gespräch hier abbrechen,“ sprach gemäßigt Heinrich, „man umspäht uns mit neugierigen Augen und Ohren. Was den Namen betrifft, den ich so eben nannte,“ setzte er sehr leise hinzu, „und der Sie stark zu erschüttern schien, so ist es der Ihres Vaters, wie mir meine Mutter sagte, und der eben nicht sehr geliebt von meinen Mitbürgern wurde, das ist Alles, was ich Ihnen darüber zu sagen weiß — ich bitte Sie übrigens, keinen Feind in mir zu sehen.“

Nachdem er dies mit Ruhe und Nachdruck gesagt hatte, wandte er sich von dem Chevalier und dessen Schwester weg, welche unfern davon, halb versteckt durch einen faltigen Fenstervorhang, diese Unterhaltung behorcht hatte.

Bleich und verstört ging sie jetzt an ihrem Bruder vorüber, der wie festgebannt an seinem Platze stehen geblieben war, und auf Rache sann, und heftete ihren fragenden Blick auf ihn.

„Ich zernichte alle seine Vorhaben," flüsterte ihr dieser vor Wuth bebend zu, „und der heimathlose Abenteuerer wird noch betteln um die Gunst, die er jetzt von sich zurückweist."

„Sein Benehmen war edel," sprach die Schwester leise, „o daß er mein Herz kennte."

„Fasse Dich, Blanche," rief ihr finster der Bruder zu.

„Wie kann ich's — da ich ihn liebe!" sagte mit unterdrückten Thränen das Mädchen, indem sie ihre Hand aus der Seinigen riß, und zur Thüre hinausstürzte.

Da trat Trietsch, mit schlaffen Fittigen und umgekehrtem Schlangenstab, gleich einem Genius des Todes, zum Chevalier mit trüber Miene hin: „Aus ist's mit Spiel und Tanz und jeder Lust für heute. Madame Pöckmöser hat die heftigste Migraine und wird nicht erscheinen. Die Gäste ver-

lieren sich nach und nach. Ihre Braut ist auch nicht sichtbar — Ihr Schwager hat kuriöse Launen — Ihr Herr Schwiegervater allein ist oben im Saale und spricht mit einigen alten Herren über das Budget unserer Stadt. Sie müssen gestehen, daß das für einen Merkur wie ich bin, kein Terrain ist. Ich wollte Ihnen daher nochmals meinen herzlichen Glückwunsch abstatten und mich Ihren geneigten Aufträgen auch für die Zukunft empfehlen — aha! da ist meine Gesellschaft, die Elbe, eine Vierländerin, und der Amor, die sich Ihnen auch empfehlen wollen.“ Und somit verließen alle Vier den Saal.

Hippolyt forschte nun nach seiner Braut; sie befand sich noch immer bei der kranken Mutter.

Seine Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke. War alles gescheitert? War es Heinrich gelungen, das Herz der Mutter so für sich zu gewinnen, daß sie in Alles gewilligt, was er von ihr gefordert hatte? Er eilte zu seiner Schwester, die er weinend am Busen seiner Braut, fand.

Plötzlich und mit unbezwingbarer Macht war die Liebe in Blanche erwacht, und daß das Un-

glück die Wiege, die Trostlosigkeit die Amme der jungen Leidenschaft waren, daß ein Thränenbad sie nehrte, vermochte nicht ihr Wachsthum zu hemmen, sondern wie ein Polyp schwoll sie an in dem kleinen Herzen, und umklammerte mit tausend zerstörenden Armen seine Lebenskeime.

„Vernichtung! Elend!“ rief das Mädchen dem eintretenden Bruder entgegen. „Wie konnte ich's denken, daß ich ihn einst so lieben würde, ihn, der mich verstößt und der nie mein werden kann!“

Ihre Aufregung war zu stark, unter Thränen stieß sie die Worte einzeln heraus, der Chevalier wandte sich daher an Wilhelmine, um Aufschluß zu erhalten, „die gute Mutter gab mir ihren Segen zu dem Bündnisse mit“ — hier machte die Sprechende eine kurze Pause, und setzte dann leiser: „Dir,“ hinzu, „aber Heinrich sagte sie, könne nie Blanche's Gatte werden. Es solle nie wieder davon die Rede seyn.“

„Nun beim Himmel!“ rief außer sich der Chevalier, „so ist es denn doch seiner glatten Zunge geglückt, das Herz der guten Dame zu seinen Gun-

sten zu stimmen. Wie er dies im Stande war, bleibt mir ein Räthsel. Aber sie soll Alles erfahren. Sie sehe Dich verzweifeln um des Unwürdigen willen — folge mir, Blanche, sogleich! — wie Du jetzt vor mir dasitzest, mit diesen aufgelösten Locken, diesen überströmenden Augen, diesen zerdrückten Schleifen — ein wehmüthiges Bild der gebrochenen Hoffnung eines jugendlichen Herzens."

Er hatte seiner Schwester Hand ergriffen, die willenlos sich von ihm in die Höhe reißen ließ.

„Sie soll Dich sehen und des Vaters gedenken, dessen Schreiben ich ihr vertrauenvoll in die Mutterhände legte. Nicht gab er uns diesen Talisman mit, um uns zu vernichten."

„Was willst Du thun?" rief außer sich Wilhelmine.

„Zur Mutter wollen wir — Du — ich — und sie — sie möge sich weiden an unserm Schmerz — sie möge sehen, welch Opfer ihrer Schwäche fällt — um der jämmerlichen Leidenschaft ihres Lieblings zu fröhnen."

Er zerrte, außer sich wie er war, die halbohnmächtige Blanche hinter sich her, indeß Wilhelmine in stummer Besorgniß Beiden folgte. So waren sie in das Vorzimmer gekommen, woraus

man in das Schlafzimmer der Madame Pöckmöser gelangte. Auf das Geräusch, das die Eintretenden verursachten, kam die Wärterin leise heraus.

„Es dürfe Niemand vorgelassen werden," sagte sie, „der Arzt habe es verboten!"

„Nun wohlan, so möge denn die Rache walten!" sprach dumpf der Chevalier. Er ließ seiner Schwester Hand fahren, und stürzte aus dem Zimmer. Blanche stieß einen Schrei aus und fiel besinnungslos in die Arme ihrer weinenden Freundin. Die ganze Gesellschaft hatte sich bereits entfernt. Die Zimmer waren von der aufräumenden Dienerschaft eingenommen worden. Der Chevalier strich durch die Gänge und suchte sein einsames Gemach, wo eine halb heruntergeschraubte Nachtlampe ein trübes Licht verbreitete.

Indem er zum Tische trat und die Schraube drehte, und sich nun der Raum freundlich erhellte, gewahrte er am Ofen, das häßliche Gesicht Holzmanns.

„Was willst Du noch hier?" rief ihm Clichette zu.

„Ich bin zu Ihren Diensten, Herr Chevalier," antwortete Jener. „Ich dachte wohl daß nach dem heutigen Feste für mich etwas zu thun seyn dürfte."

„Du spottest! ein schönes Fest das!“ murmelte der Chevalier.

„Ich weiß Alles — Alles — und muthmaße noch mehr,“ sprach Holzmann, „aber ich habe auch Viel zu berichten. Unser Bramin hat die Indianerin gehörig bearbeitet. Sie ist noch nicht einmal Christin — nun denken Sie einmal, wenn man das nun der Madame verriethe, würde sie dann wohl auch ja dazu sagen?“

„Von dieser Seite haben wir keine Hoffnung mehr. Weiß ich's womit er die Alte sich gewonnen hat?“ rief unmuthig Clichette. „Jetzt liegt mir nur Eins am Herzen. Seine Hoffnung will ich ihm so zernichten, wie er mir die Meinige zernichtete. Diese Indianerin muß ihm untreu — darf nie Christin werden — er soll sie nie besitzen und mit Schmach bedeckt dies Haus verlassen müssen, wo ich jetzt größere Rechte habe, ich der Schwiegersohn — als er der Findling.“

„Das Alles ist — wenn gleich schwer — doch nicht unmöglich“ — sagte Holzmann.

„Unmöglich?“ — rief wild lachend der Andre. „Nichts ist unmöglich! doch auf Deine Treue muß ich mich verlassen können.“

Holzmann gab eine betheuernde Versicherung.

„Sattle mir mein Pferd," sagte der Chevalier.

Ueberrascht blieb Holzmann einen Augenblick auf seiner Stelle, als Jener den Befehl noch einmal wiederholte.

„Ich will meinen Gedanken nachhängen," fügte Hippolyt hinzu, „die Morgenluft wird meinen wirren Sinn erfrischen und der Zufall wird mi. ein Mittel zeigen."

Es währte nicht lange, als der Diener die Nachricht brachte, daß der Braune gesattelt unten stehe.

Der Chevalier schwang sich auf und Holzmann führte einen Schimmel vor, und bat um die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen.

„Meinetwegen," sagte der Chevalier, „störe mich aber durch keine Anrede."

Das Hausthor war die ganze Nacht nicht geschlossen worden, des Festes wegen, war der Portier auf seinem Platze geblieben. Treppen und Corridors waren noch erleuchtet, Alles trug seltsam festliche Zeichen, aber kein Ton der Freude war vernehmbar, und die Gäste fehlten; dies gab dem Hause ein unheimliches Ansehen, das nun die zwei finstern Männer, die stumm hintereinander auf die Straße hinausritten, noch vermehrten. Sie durch-

zogen die weite, stille Stadt. Am Jungfernstieg hatte der Winter sein reinliches Gewand über Bäume und Bassin gebreitet und von der glänzend erleuchteten Façade eines Hotels tönten Freudenklänge über die Straße. Clichette zog den Mantel dichter, ein Schauer durchrieselte ihn, er glaubte, es sey der Morgenwind, es war aber die Freude, welche hier herrschte, und die Heiterkeit der Gegend. Ueber den stillen, schmutzigen Kamp, den Dragonerställen vorbei, zogen unsere Reiter, wo hin und wieder ein schlaftrunkener Gast sein feiles Liebchen verlassend über die Straße taumelte. Sie näherten sich nun dem Thore. Der Morgen war angebrochen, und die Flügel öffneten sich, den davor harrenden Landleuten.

Seitwärts bogen unsere Reiter. Die Sonne war nicht freundlich heraufgestiegen. Ein Gefolge von dichten Nebeln senkte sich auf das Feld. Clichette ritt in Gedanken immer stumm vor sich hin, es mochten wohl einige Stunden darüber verstrichen seyn.

Plötzlich hielt er sein Pferd an. Verwundert blickte er auf. Vor ihm lag ein weitläufiges, düsteres Gebäude, unheimlich und unfreundlich, das vom nebligen Morgen noch mehr solcher Reize entlehnte.

Er wendete sich im Sattel und fragte seinen Begleiter, was dies für ein Gebäude sey.

„Eine Räuberhöle, ein Unkennest!“ erwiederte dieser, indem er zu seinem Herrn heranritt. „Und doch wohnt hier ein recht naher Verwandter von Ew. Gnaden.“

„Vielleicht“ — sprach zögernd Hippolyt.

„So ist es“ — fiel schnell der Andere ein, der nun sogleich begriff, daß der Chevalier den Bewohner kenne. „Es wohnt hier der alte wahnsinnige Jude, der Erzwucherer, der Blutsauger — Ew. Gnaden verzeihen schon, daß ich von Ihrem Herrn Onkel mich solcher Ausdrücke bediene, aber die ganze Stadt spricht so von ihm.“

Clichette hörte nicht auf den Schwätzer, sondern war über die verfallene Brücke von Holz, zu dem schwarzen Eingangsthore geritten, das schon sehr lange nicht geöffnet seyn mochte, da eine Menge Unrath und Schnee davor aufgehäuft lag.

„Ich möchte dem alten Herrn einen Besuch machen,“ sagte Hippolyt, „ich befinde mich gerade in der rechten Stimmung dazu.“

„So müssen wir uns einer List bedienen, die mir recht wohl bekannt ist,“ rief Holzmann. „Fremden verweigert er sonst den Eintritt.“

Und somit lenkte dieser sein Pferd zu einem kleinen Thürchen, welches an dem einen Ende der Mauer hervorragte, stieg ab, ergriff den alten Drahtring und zog, worauf eine helle, langtönende Glocke vernehmbar wurde. Nach einer Weile guckte ein alter, schwarzer Kopf durch eine Art von Schießscharte auf unsere beiden Leute herab.

Holzmann, der lange Zeit in Amerika gewesen war, und spanisch sprach, rief dem Alten zu: „Zwei reuige Sünder mit blutenden Herzen wollen dem Morgensühnungsopfer beiwohnen.«

Im Hui flog der Mohrenkopf zurück und ein kleines, kahles Greisenhaupt, mit einer gelben, ganz krausen Haut bedeckt, fuhr nun auf langem Halse zur Schießscharte heraus. Die matten Augen waren nach den beiden unten haltenden Männern gerichtet.

„Reuig? Sünder? Blutend?“ kreischte der Kopf hernieder, „hui! drauß ist's kalt — drinn heiß! Will doch lieber in der warmen Höll', als auf der kalten Haide seyn. — Seyd Ihr auch keine Häscher? Wollt Ihr mir auch nichts anhaben? Ich, armer Mann, habe ja Alles dabei verloren — weil nichts versichert war! könnt mir's glauben — könnt mir's sicherlich glauben!“ —

„Laßt uns ein, Señor Don Pedro, habt Erbarmen! Wir erfrieren!“ rief Holzmann immer spanisch redend.

Da zog sich der scheußliche Kopf des Alten zurück.

„Um Gottes Liebe! wer war das?“ fragte entsetzt Clichette.

„Der alte Herr Peter Pöckmöser, der früher in Mexico etablirt war, und den die Leute deßhalb Don Pedro nennen,“ erwiederte Holzmann schnell, „von dem nun eben der große Reichthum des Hauses herdatirt, der aber hier trotz seiner großen Leibrente, seine alten Tage elend im Wahnsinn hinbringt, und armen Leuten, die Courage haben, sich ihm zu nähern, Geld auf wucherische Zinsen leiht.“

Da öffnete sich das Thor knarrend. Der Chevalier schien Anstand zu nehmen, aber Holzmann sprengte vor, indem er leise zu seinem Herrn sagte:

„Herr und Diener sind hier gleich. Lassen Sie mich einmal den Herrn vorstellen, und folgen Sie mir nur.“

Sie ritten in den weiten, öden Hof und das Thor schloß sich hinter ihnen wieder.

1906.1058

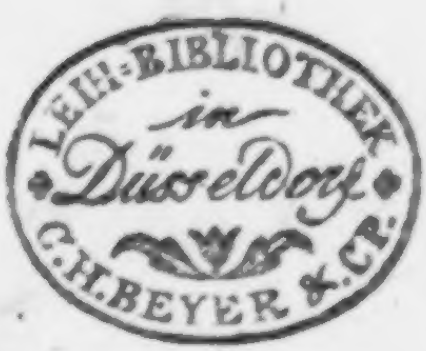
Gadsalünah.

Von

August Lewald.

Zweiter Theil.

München.
Druck und Verlag von George Jaquet.
1833.


LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C. H. BEYER & CP.

Die indische Wittwe.

„Es leuchtet die Sonne
„Ueber Bös' und Gute,
„Und dem Verbrecher,
„Glänzen, wie dem Besten,
„Der Mond und die Sterne."

Göthe.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

1.

Wo der Winter Rosen sah,
Sieht der Frühling bleiche Lilien;
Leben ist oft nur ein Sterben —
Und im Tode blüht erst Leben.

Die Sonne schien bereits wärmer, der Elbe Wellen trieben ihr Eis im lustigen Tanze, und im Hafen begann das gewohnte Treiben.

Auf Pöckmösers Comptoir ward es lebhafter mit der wieder offenen Schiffahrt. Auch die „Frau Margaretha," von der langen Reise erholt und ausgebessert, nahm in ihrem weiten Bauche Waaren ein, um sie an fremden Küsten abzusetzen. Es war noch zweifelhaft ob Heinrich diesmal selbst als Cargadör die Reise mitmachen würde.

Seit dem gestörten Verlobungsabende herrschte eine sonderbare Stimmung im ganzen Hause.

Madame Pöckmöser hielt sich sehr zurückgezogen, und wenn gleich ihre Krankheit vorübergegangen war, so gab sie doch immer vor, leidend zu seyn, und in der That bezeugte es ihr Aussehen. Dabei war sie sanfter als je zuvor, behandelte ihren Mann mit einer ungewöhnlichen submissen Aufmerksamkeit, welche man eben sonst nicht an ihr zu bemerken Gelegenheit hatte und war liebevoll gegen Wilhelmine, Heinrich und Blanche. Den Chevalier vermied sie gern, und sah sie sich ihm gegenüber, so ward eine Beängstigung, eine Befangenheit an ihr sichtbar, die sich Niemand zu erklären wußte. Man kann nicht daran zweifeln, daß der inhaltschwere Brief, den ihr der junge Franzose an jenem Abende eingehändigt hatte, diese tiefe Wirkung auf sie hervorbrachte, und daß seine Erscheinung schon, ihr so manches vergegenwärtigte, was sie gern mit dem Schleier ewiger Vergessenheit gedeckt zu sehen wünschte. Am merkwürdigsten blieb jedoch immer dabei die entschiedene Abneigung, die sie gegen die Verbindung Heinrichs und Blanche's äußerte. Die Sache schien nun für

immer beseitigt zu seyn, und Niemand sprach mehr davon. Herr Pöckmöser nahm von jeher nur so viel Antheil an dem Familiendepartement seines Hauses, als des Anstandes wegen nöthig war. Da ihn seine Ehehälfte jetzt darüber völlig in Ruhe ließ, so kümmerte er sich auch nicht weiter darum, weil ihn der neu erwachende Frühling in ein geräuschvolles Geschäftsleben versenkte. Er sah nicht die blühenden Blümchen, er fühlte nicht den lauen, belebenden Hauch, der die Natur durchzog, aber er sah Wimpel flattern und Segel schwellen, ihm dufteten große Gewürzballen des fernen Indiens und eine Ladung Blauholz war ihm lieber als alle Veilchen der ganzen Schöpfung. So sind die Lenzgenüsse eines ächten Kaufmanns beschaffen!....

Wilhelmine war Braut. Das konnte nicht in Abrede gestellt werden. Ob sie in dem neuen Stande sich besonders glücklich fühlte? Wer kann's wissen? Sie hatte keine zärtliche Busenfreundin, der sie sich mit aller Offenheit anvertrauen wollte, oder vielmehr keine, die ihr die kleinen Geheimnisse ihres Herzens abgefragt hätte. Wo sie erschien,

war sie geputzter als sonst und wurde von ihrem Bräutigam begleitet, den alle Welt, mit Ausnahme eines einzigen Menschen, schön und liebenswürdig fand. Dieser Einzige war Heinrich. Und in der That hatte der Chevalier bis jetzt gegen Jedermann seinen angenommenen Character behauptet; bis auf Heinrich. Diesem gegenüber war er aus der Rolle gefallen; und wie er seit der Zeit auch wieder einzulenken bestrebt war, so wollte es ihm doch nicht gelingen, eine Annäherung mit Heinrich zu Wege zu bringen. Dieser war zu sehr ernster Mann, um einer frivolen Unterhaltung wegen, ein loses Verhältniß zu schürzen, welches den Schein einer tiefen Vertraulichkeit zu leicht annahm, ohne ihre wahre Bedeutung zu haben.

Ueberdieß war Heinrich, die Hauptperson unsers Dramas, jetzt zurückgezogener als je. Seine Kälte war in Schroffheit, seine Bedächtigkeit in Bekümmerniß übergegangen. Er lebte nur in seinem Geschäfte und unterhielt nur noch solche Verbindungen, die damit in Beziehung standen. Dem äußern Anscheine nach war er ein Kaufmann durch

und durch. Den ganzen Tag sah man ihn in Papieren und Büchern vergraben, Rechnungen durchsehen, Briefe schreiben, Proben untersuchen, und Aufträge ertheilen, oder deren Ausführung anhörend. Und wahrlich, diese Welt voll Thätigkeit und Leben war wohl im Stande sein Herz abzukühlen, das warm schlug und voll Liebe war, und seinen Gram zu beschwichtigen, der daran nagte, und nun nur sich fühlbar machte in den stillen Stunden der Nacht.

Noch Jemand war im Hause, der seit jenem verhängnißvollen Abende ein stilleres Leben führte. Es war dieses die reizende Blanche, welche nicht mehr wie sonst die Sonne aller Cirkel war, die Alle erwärmte und belebte. Durch eine seltsame, doch nicht ungewöhnliche Bizarrerie des weiblichen Herzens, ward sie von der Liebe mächtig berührt, in dem Augenblicke da Entsagung von ihr gefordert wurde. Die wenigen Worte Heinrichs, sein festes Benehmen, Alles was sie an jenem Abende belauscht hatte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz. Das Gefühl, von diesem Manne ver-

schmäht zu werden, ward ihr unerträglich, unerträglicher noch, da sie wohl einsah, daß dieser durch keine jener Künste, die sich ihr als eine so ergiebige Quelle neuer Eroberungen bewährt hatten, gewonnen werden konnte. Ihr Stolz war gebrochen. Sie verbarg nicht ihren Gram, der immer größere Veränderungen in ihrem Gesichte vornahm, aber sanftere Reize darauf zum Vorschein kommen ließ, indem er den Rosenglanz des Frohsinns und die Gesundheit daraus verwischte. Ihre Blässe, ihr festgeschlossener Mund, ihr dunkelbrennendes Auge, waren anziehender als je. Sie vermied es, Heinrich zu sehen, so viel solches von ihr abhing. Sah er aber manchmal in ihr Auge, verweilte sein Blick länger als gewöhnlich auf ihren Lippen, als erwartete er, sie sollten sich öffnen zur Klage, dann tobte das Blut ungestümer in dem armen Herzen. Eine Frage nur, dachte sie, ein Bedauern — und der gebrochene Stolz hätte sich in ihrer Brust wieder mächtig erhoben, und sie hätte ihm die offene Wunde gezeigt, aber den Arzt und jede Hilfe mit Hohn fortgewiesen.

Heinrich sah sie jedoch manchmal theilnehmend an; sie war die Einzige, die diese Aufmerksamkeit, wenn man seine Blicke so deuten will, erregte; nie aber kam der ersehnte Augenblick für Blanche, ihr wundes Herz schnell verbluten zu lassen. — Am unbegreiflichsten erschien der Chevalier. Seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen Jedermann hatte sich auf eine auffallende Weise gesteigert. Er kannte jedoch sein Publikum und wußte, daß dies Benehmen ihm nur Freunde machte. Als zukünftiger Schwiegersohn des Hauses genoß er der allgemeinsten Achtung. Der Gram seiner Schwester schien keinen Eindruck auf ihn zu machen; er fügte sich dem Anscheine nach gehorsam in den Willen seiner Schwiegermutter, und der war es ja, wie wir wissen, welcher sich der Verheirathung Heinrichs und Blanches widersetzt hatte. Er war sichtlich bemüht eine andere Verbindung mit einem angesehenen Hause für seine Schwester zu suchen. Diese ruhige Oberfläche deckte aber eine innere Glut, die wie die Lava in den Klüften des Vulcans tobte. Rache an dem, der seinen Plan vernichtet, der ihn persönlich belei-

digt hatte, war sein Hauptgedanke. Sich dann in den Alleinbesitz des unermeßlichen Vermögens zu setzen, war sein Zweiter. Wie viele Wege er auch einschlug, wie viele Fäden er auch anknüpfte, immer war kein gewisser Erfolg zu berechnen, immer noch kein Ziel zu erspähen. Heinrichs Kälte und Felsenfestigkeit trotzte jeder Schlangenlist, jeder ohnmächtigen Wuth. Aber unermüdet war des Chevaliers Bestreben dahin gerichtet, Heinrich zu vernichten, und was wäre dem unermüdeten Bestreben nicht zu erreichen möglich?

Zeigt uns nicht der fallende Tropfen, der den harten Stein hölt, die beredte Wahrheit dieses Satzes? Und wenn gleich der Tropfen nichts dabei gewinnt, wenn ihm dadurch nicht die geringe Festigkeit eines Sandkorns zu Theil wird, — wenn der erste Sonnenstrahl ihn auffaugt, ein einziger scharfer Luftzug ihn wegtrocknet, — der schöne harte Marmor hat ihm doch weichen müssen, und dessen glatte Oberfläche trägt die traurigen Narben davon.

2.

Dieses Toben nennt Ihr Feste?
Die Vermummten dort sind Gäste?
Mit den starren Leichenzügen,
Augen, die in Hölen liegen,
Stimmen die so dumpf erschallen —
Und Ihr habt daran Gefallen? —

Heinrich saß an Gadsalúnahs Seite. Einige seltsame Kleidungsstücke lagen in bunter Unordnung vor ihnen auf dem Tische, welche früher der Kleinen Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt hatten, nun aber von ihr nicht mehr betrachtet wurden, da sie ihre großen Augen unverwandt auf Heinrich ruhen ließ.

„Nun, Gadsalúnah!“ sagte dieser endlich, „es wird bald Zeit seyn Dich anzukleiden und mit mir zum Feste zu fahren. Du mußt doch auch ein-

mal sehen wie die Europäerinnen tanzen.“ „Welcher Gottheit zu Ehren tanzen sie?“ fragte sie.

„Wir ehren die Gottheit nicht durch Tanz,“ erwiderte Heinrich. „Das wüßtest Du längst, wenn der Geistliche, der Deinen Unterricht schon beginnen wollte, nicht plötzlich erkrankt wäre, in einigen Tagen jedoch wird seine Herstellung erfolgt seyn.“

Gadsalünah seufzte tief. —

„Du bist betrübt“ — sagte der Jüngling. „Welch ein Gram drückt Dich nieder?“

Gadsalünah schüttelte den Kopf: „Und Du kannst noch fragen? Verläßt Du mich nicht?“

„Auf einige Tage nur,“ sprach Heinrich in beruhigendem Tone. „Ich mache eine kleine Reise in der Umgegend.“

„Wohin gehst Du?“ fragte sie.

„An den Ufern der Elbe hinab, bis zum Meere,“ erwiderte er, „dann jenseits des Stromes durch einen öden, wüsten Landstrich, den man die Lüneburger Haide nennt.“

„Eine Wüste?“ schrie Gadsalünah auf, welche dabei an die Schrecken dachte, die ihr von

den Wüsten ihres Vaterlandes erzählt worden waren. „Du ziehest durch die Wüste? o nimm mich mit! ich will alle Gefahren mit Dir theilen. Ich will Dir den Wasserschlauch tragen, ich will an Deiner Seite wachen, wenn der Schlaf Dich beschleicht. Ich kann zaubern, den Schlangen ihr Gift entziehen, ich kenne die Heilkräuter, die man auf Wunden legt, ich will Dich bedecken wenn der Gluthauch des Sonnenlöwen einhersauft, ich weiß sein Nahen vorherzusagen.“ — Es hatte Heinrich sichtlich erfreut diese liebevolle Besorgniß zu bemerken, daher wollte er den Strom ihrer Rede nicht unterbrechen.

„Unsere Wüsten sind nicht so schrecklich, als Du Dir denkst,“ fing er endlich lächelnd an. „Bei uns fährt kein sengender Wind daher, der die Quellen vertrocknet, die Gebeine versengt und das Blut siedend macht. Nicht wilde Thiere hausen dort, nicht Räuber durchziehen sie. Wir nennen jenes Land eine wüste Haide, weil Du meilenweit oft nicht Städte und Dörfer siehst, weil nur Hirten mit ihren Schaafen sie bewohnen, die arm aber ehrlich, dem Reisenden nichts Uebels zufügen.“

Gadsalúnah horchte hoch auf. „Das — Eure Wüste?“ rief sie erstaunt aus. „So wollte ich dort leben — aber“ — fügte sie schnell hinzu — „ist es dort auch kalt, und Schnee und Eis, wie auf dem Gipfel des Dawalaghiri? Fliegen dort auch die krächzenden, schwarzen Vögel umher, gräßlicher als unsere Kolikas?“

„Das ist Alles dort so wie hier,“ sagte Heinrich. „Und noch trauriger erscheint es, weil es dort so öde und einsam ist.“

Die Kleine wurde nachdenkend, dann seufzte sie tief, und preßte ihre Hände an den Kopf. Dieß war ein Zeichen großen Schmerzes: Heinrich ergriff ihre Hand und drückte sie sanft.

„Ich will mit Dir!“ rief sie endlich.

— „Du kannst nicht.“

„Darf das Weib ihren Mann nicht begleiten?“ fragte sie.

— „Jetzt darfst Du's noch nicht.“

„Und wer wird mir von Dir Kunde bringen?“ rief sie bewegt. „Ihr schreibt einander, und aus

weiten Entfernungen könnt Ihr Euern Lieben Freuden und Leiden mittheilen -- aber ich — kann ich lesen? und hab' ich hier einen Vertrauten, der Deine Worte — das innerste Geheimniß unsrer Liebe — die Blume Deines Herzens — der Gattin enthüllte? Werde ich's wissen wie Dir's ergeht? Ob Du gesund — ob Du bald heimkehren wirst — ob ich mich schmücken soll Dich zu empfangen? — Vielleicht trittst Du überraschend zur Thür herein und ich bade mich in Thränen, weil ich Dich noch fern glaube — und welche Vorbedeutung wäre das — wenn Du heimkehrend Dein Weib weinend wiederfändest?"

„Die Reisen in unserm Lande sind nicht mit Gefahren verknüpft, wie in dem Eurigen," sagte Heinrich ruhig, „drum lasse jede Sorge fahren. Ich werde zurückseyn ehe der Schmerz in Dir Raum gewinnen kann. Noch wird Dich Rückerinnerung unsers genossenen Glücks beleben, und schon werd' ich Dich wieder an mein Herz drücken. Du wirst meine Abwesenheit kaum inne werden; denn nur acht Tage bleibe ich fort."

„Acht Tage?“ rief entsetzt Gadsalúnah. „Braucht das Leben so lange, um den Körper zu verlassen? Und wenn Du stürbest! — wo würde ich Deine Leiche suchen müssen, um mich ihr auf ewig zu vermählen.“ —

Den Jüngling erfaßte ein Schauder. Er blickte sie fest an. Sie stand vor ihm, den verklärten Blick nach oben gewendet, die leichten Hüllen waren, wie zum Entkleiden, schon halb abgestreift und er sah den luftigen Bau, das zarte Ebenmaaß dieser himmlischen Glieder, in welchen sich die Schönheit der reinsten Menschenform mit dem characteristischen Ausdrucke der Schnelligkeit, wie wir ihn am Wilde bewundern, vereinigt hatten.

„Was meinst Du damit, Gadsalúnah?“ fragte er zögernd nach einer Pause.

„Wo werd' ich Deinen Scheiterhaufen suchen?“ fragte sie, „muß die Gattin sich nicht dort mit dem Gatten vereinen?“

„Diesen grausamen Gebrauch gestattet unsre Kirche nicht,“ sprach ernst Heinrich.

„Grausam?“ fragte Gadsalúnah überrascht.

„Glaubst Du, daß ich Deinen Tod überleben könnte? Ist es nicht schrecklich im Gram dahinzuwelken? fremder, böser Menschen Hohn auszustehen, bis der Tod sich freiwillig der Unglücklichen erbarmt? ist es nicht herrlicher, den Gegenstand seiner Liebe zu umfassen, und diese armselige Hülle von dem reinen Element verzehren zu lassen, während man sich selbst göttlich aufschwingt zum Throne des Weltenherrschers?“ —

„Unsere Wittwen beweinen den Gatten,“ sagte er, „sie legen Trauer an um ihn. Die Zeit jedoch lindert den Schmerz, und dann dürfen sie einem andern Manne ihre Hand reichen.“

„Ihre Hand reichen?“ fragte sie verwundert.

— „Und seine Gattin werden“ —

„Wie ist das möglich?“ rief sie aus. „Können denn Eure Gebräuche, die ewigen Gesetze der Natur umstoßen? Ach, Eure Gebräuche sind unnatürlich und grausam! Wer weiß, was sie mir zufügen, wenn Du fern bist. Ich fürchte mich hier allein zurückzubleiben, lasse mich bei Dir seyn!“

Heinrich schwieg.

„Und trübe Vorbedeutungen brachte mir der heutige Tag. Die schwarzen, krächzenden Vögel, kamen an mein Fenster geflogen, setzten sich auf das Gesims, und rissen mit ihren Schnäbeln ein Stück blutendes Fleisch hin und her. Heute ist der Mond im Abnehmen, und die Tage nehmen zu, da bedeutet's nichts Gutes. Auch hingen, wie ich heute mit Wasser zu meinen Blumen trat, zwei weiße Glocken an dem schönen Bäumchen dort, die Gestern zum Aufblühen reif waren, verwelkt am Stiele, und die grünen Blätter senkten sich zur Erde, als trauerten sie. Ich kann nichts thun in diesem Lande, um das Unglück abzuwehren, das uns bedroht. Ich darf ja nicht zum Flusse gehen, um ein Opfer zu vollbringen — oder mir von dem heiligen Bramin" — hier stockte sie plötzlich, sie zitterte leise, es stieg in ihr wie Hoffnung auf, ihre reizbaren Nerven erbebten, in ihrem Blicke leuchtete es wunderbar, und eine innere Glut strömte durch ihre Adern, ohne ihren verrätherischen Schimmer der dunkeln Haut mitzutheilen.

Heinrich lächelte und strich ihr die glatten, schwarzen Haare aus der Stirne, die, wenn sie den Bund von Nesseltuche abgelegt hatte, in reizender Unordnung ihr um die Schläfen wallten.

„Nun höre einmal auf, mit Deinem närrischen Aberglauben, Gadsalúnah," sagte er, und umfing sie dabei, „bis daß ich sterbe, wirst Du wohl andere Gesinnungen hegen. Du wirst dann Europäerin genug seyn, um meinem Sarge zu folgen, einige Blumen auf meinem Hügel zu pflanzen, in schwarze Wolle Dich zu kleiden, dann aber für unsere Kinder zu leben. Doch jetzt wollen wir uns der finstern Gedanken entschlagen. Das Leben soll uns umfangen, das heiterste. Komm', wirf Dich in jene Kleider, die ich Dir mitgebracht habe, und hilf mir, daß ich diese hier ablege — der Wagen wartet unten schon lange; wir wollen zum Maskenballe fahren."

Gadsalúnah ging stillschweigend in die Nebenstube, um seinem Willen zu gehorchen. Heinrich blieb indeß nachdenkend sitzen. Bald trat sie wieder ein, sie drückte durch ihren Gang aus, wie

schwerfällig sie sich in der Vermummung ausnahm, als sie aber gar die Larve vorbinden sollte, da glaubte sie ersticken zu müssen.

„Und so kleidet ihr Euch zu heitern Festen an?“ fragte sie betrübt, und glaubt nicht einmal Eure Götter dadurch zu versöhnen, wie unsere Fakirs, wenn sie sich freiwillige Qualen auferlegen?“

Unterdeß hatte sich Heinrich auch angezogen. Sie trugen phantastische Maskenanzüge, welche ein Schneider aus Paris hatte kommen lassen, und die mit einer Menge Schleifen und Federn besetzt, zu dem Kostbarsten und Geschmackvollsten gehörten, was aufzutreiben gewesen war.

Das maskirte Paar stieg in den Wagen und ließ sich zu dem Maskenballe im Stadt-Theater hinfahren. Gadsalúnah schmiegte sich ängstlich an ihren Gatten, als sie in das wogende Gedränge eintrat, der Glanz der Lampen blendete sie, die lärmende Musik betäubte sie, der drückende Dunst verursachte ihr Beklemmungen, dazu die engende Tracht, die vorgebundene Larve, Alles war ihr unerträglich.

„Und was ist das?“ rief sie im Innern zu-

sammenschaudernd, leise, indem sie auf die tanzenden Paare in der Mitte des Saales, hinwies.

„Sie tanzen?“ rief die Bajadere verwundert und blickte mit einer Mischung von Neugier und Widerwillen nach den Tänzern hin.

Es war einer jener einförmigen Nationaltänze, Dreher genannt, der im Norden unsers Vaterlandes, mit einer ungraziösen Geschäftigkeit, mit einer erschöpfenden Anstrengung getanzt wird, daß man wahrlich nicht begreifen kann, welchen Genuß die Tänzer dabei haben können, wenn man nicht etwa das bis zum Ueberstürzen erhitzte Blut, und die sinnlichste Aufregung in Anschlag brächte.

Dieses Umfassen, diese enge Vermischung der Geschlechter, dieses rasende Toben, dieses muthwillige Stampfen, diese gierigen, glühenden Blicke, diese hochklopfenden Busen, aus denen sich keuchend der Athem rang — und welche Rohheit in allen Gebehrden! dieses Stoßen mit den Ellenbogen um sich Platz zu machen, wie empörend — wie abschreckend mußten diese Sitten der kleinen hindostanischen Tänzerin vorkommen?

„Werden die armen Leute bezahlt?“ fragte der Chineſe, der zum erſten Male auf dem Balle eines Europäers die vornehme Welt tanzen ſah — und wer müßte nicht eben ſo fragen, der zum erſten Male in ſeinem Leben einem ähnlichen Schauſpiele beiwohnte?

„Wir tanzen anders,“ ſagte leiſe und furchtſam Gadſalünah zu ihrem Begleiter. Und ſie dachte an ihrem Tanzſaale, der ein blühender Platz im Vorhofe eines Tempels oder einer Chauderie geweſen war, erfriſcht von kühlen Lüften, plätſchernden Waſſern, und Blumenkelchen, die ſich beim Mondlichte erſchloſſen hatten. Sie, im Kreiſe ihrer Geſpielinnen, Dewadoſchi's wie ſie, erzogen zu dem Dienſte bei den geheiligten Gebräuchen, nicht berührt von den Armen der Männer, vor den Augen der Leute. Bald mit den Andern eine lebende Blumenkette bildend, dann ſich ſondernd und in üppigen Stellungen, in ſchwierigen Schwebungen, das Gleichgewicht haltend, und ſo die laute Bewunderung der Zuſchauer erregend. Und das Alles mit einer Leichtigkeit ausgeführt, die gelen-

ken Glieder zu jedem Dienste gehorsam, in der luftigen Tracht und der stärkend-erfrischenden Abendluft. Dort war Tanz — Lust; dort erregte er Entzücken, Bewunderung; dort war es eine edlere Sinnlichkeit, die er ausathmete, die den Naturdienst jener Menschen belebte, befeuerte und die in der Dewadosche, opfernde Priesterin, und gewährende Göttin zugleich erblicken ließ .....

Heinrich und Gadsalünah hatten einige Gänge durch den Saal gemacht. Er war bereits erkannt und beobachtet worden. Der Chevalier, der einem verliebten Abenteuer nachjagte, trieb sich allein in dem Gewühle umher und näherte sich jetzt einem Domino.

„Dort geht der Schäfer mit seiner Geliebten,“ flüsterte er diesem auf Englisch zu.

„Bald wird er sie verlassen, und dann werden auch Sie ihre nähere Bekanntschaft machen, Herr!“ sagte der Domino im tiefen Tone.

Ein großer Kreis hatte sich mitten im Saale gebildet, auch Heinrich und Gadsalünah gesellten sich dazu.

Man sah einem Contretanze zu. Das Hüpfen und Schreiten schien auf die Bajadere einen angenehmern Eindruck zu machen, als das Drehen. Heinrich stand da, in sich versunken. Er dachte nicht an den Ball, er sah nicht die Tanzenden, er hörte nicht die Musik. Wir haben Alle wohl schon ähnliche Momente gehabt. Er dachte an seine Reise, an seine Rückkehr, an die damit verknüpfte Entwickelung seiner Verhältnisse, an seine Verheirathung mit Gadsalúnah, und seine Trennung von Pöckmösers Hause. Er stand vor dem wichtigsten Abschnitte seines Lebens. Wie er in dieser Stimmung dazu kam, den Ball zu besuchen, hatte einen eigenen Grund. Am andern Tage gedachte er fortzureisen, und diesen Abend noch mußte er den Kapitän Robinson wegen einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Der hatte ihm verheißen, auf den Ball zu kommen.

Nicht lange währte es, so trat Robinson, mit einer colossalen vorgesteckten Nase, zu ihm hin. Heinrich bat Gadsalúnah ruhig an demselben Platze stehen zu bleiben, bis daß er sie wieder holen würde, und folgte dem Kapitän.

Die kleine Bajadere, welche durchaus nichts Fremdartiges in ihrer äußern Erscheinung zeigte, stand bereits unbeachtet eine Weile da, immer aufmerksam dem Tanze zuschauend, als sich ihr eine, als Fledermaus verhüllte, Maske näherte und sie auf englisch anredete.

Die Maske sagte ihr, daß sie ihr sehr gefiele, und bat sie, einen leerstehenden Stuhl an ihrer Seite einnehmen zu wollen, bis daß ihr Begleiter zurückgekehrt seyn würde.

Gadsalünah, die stets allem, was ihr Heinrich sagte, die strengste Folge leistete, glaubte dies jedoch thun zu können, da der Stuhl wirklich nur zwei Schritte von dem Platze stand, wo er sie verlassen hatte, und wo er sie wieder finden wollte.

„Ich habe Dich den ganzen Abend mit Bewunderung angestaunt, schönes Mädchen," tönte eine dumpfe Stimme aus der Vermummung hervor. „Und muß Dir bekennen, daß der Eindruck, den Du in der Maske auf mich machtest, so beunruhigend für mich ist, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als Dich in Deiner eigenen Gestalt zu sehen."

„Und wer bist Du denn?“ fragte unbefangen Gadsalúnah.

„Diese Frage könnte ich mit eben solchem Rechte machen,“ sprach die andere Maske, „aber wir sind ja nicht hier uns unsere Geheimnisse abzufragen. Masken sagen nicht wer sie sind, das Spiel erfordert, daß man sie errathe. Nur das Eine bejahe mir, wenn ich es errathen haben sollte; Du bist die Fremde, die mit Heinrich Pöckmöser hier ankam“ —

Gadsalúnah, die keinen Grund zu haben glaubte, dies zu verheimlichen, bejahete.

„Nun denn,“ fuhr die Fledermaus mit bewegter Stimme fort, „so erzeige mir die Gefälligkeit, mir Dein Gesicht zu enthüllen. Ich muß seine Geliebte sehen“ —

„Sein Weib“ — sagte Gadsalúnah in etwas befremdetem Tone.

„Und könntest Du es läugnen?“ rief die Andere, doch setzte sie sogleich gemäßigter hinzu, „und wenn Du's auch versuchen wolltest — wie könntest Du mich täuschen wollen — mich? die sein ganzes Vertrauen besitzet“ —

„So bist Du seine Schwester wohl, von der er mir sagte“ — sprach Gadsalúnah.

„Ich bin — nun ja — ich bin seine Schwester — der Anstand erlaubte nicht, daß er Dich, mein Kind, in unser Haus brachte, aber ich hege nun einmal die wohl verzeihliche Neugierde, Dich näher kennen zu lernen“ — erwiderte die Maske, deren dumpfer Redeton, immer unterbrochener, immer seltsamer wurde.

„Deine Neugier will ich gern befriedigen. Je nun, ich heiße Gadsalúnah, aus dem Stamme der Dewadoschi“ —

„Welche Namen?“ rief immer drängender die Maske — „lüfte ein wenig die Larve, damit ich Deine Züge sehe“ —

Die kleine Hindostanerin zögerte einen Augenblick, sah sich ängstlich ringsum, und da sie Heinrich nirgend erblickte, den sie gar zu gern um Rath gefragt hätte, aber sich sonst auch von Niemand belauscht sah, sprach sie leise:

„Wenn es Dir Freude macht, so komme recht nahe mit Deinem Gesichte an das Meinige, damit

mich Niemand bemerke, denn ich weiß wahrlich nicht, ob ich recht daran thue."

Und somit löste sie das Band vom zierlichen Ohre und hob die Larve, während die Maske sich ihr so genähert hatte, daß sie mit Entsetzen die blitzenden Augen jener aus den Hölen des künstlichen Gesichts bemerkte, und den glühendheißen Athem fühlte, der zwischen den wächsernen Lippen hervordrang.

„Sieh hier die Gattin Deines Bruders," lispelte die Liebliche, und das bräunliche Gesichtchen richtete die großen, milden Augen freundlich auf die Maske.

„Die Gattin," sagte diese verächtlich. „Arme Thörin — die Gattin!" —

Verwundert blickte Gadsalünah nach ihr hin. —

„Thörin! Verachtung und Verderben ist Dein Loos! nicht einmal schön ist sie!" rief die Maske und entfernte sich schnell.

Gadsalünah war wie versteinert sitzen geblieben. Was hatte das zu bedeuten gehabt? Das

unheimliche Gefühl, das sie selbst in der Vermummung unter den Vermummten den Abend über empfunden hatte, war neben der räthselhaften Maske immer peinlicher geworden, jetzt hatte sie ein namenloser Schrecken ergriffen.

Wie trostlos fand sie sich unter diesen Menschen, wie ängstigend war ihr der Gedanke, hier auch nur auf wenige Tage von Heinrich verlassen, allein zurückzubleiben. Sie nahm sich vor in ihren Bitten zu beharren, daß er sie mitnehmen möchte. Sie blieb auf ihrem Platze sitzen. Niemand bekümmerte sich weiter um die kleine, unscheinbare Maske; und sie selbst nahm an nichts Theil, nur mit ihren Sorgen beschäftigt.

Endlich kehrte Heinrich wieder. Er war allein.

„Wir wollen nun nach Hause fahren," sagte er.

Mechanisch ließ sie sich von ihm leiten. Sie war nicht im Stande, so sehr sie auch die Heimlichkeit drückte, ihm etwas von dem Vorfalle mitzutheilen.

Er merkte ihre Verstimmung und freute sich innerlich, daß ihr der Ball nicht zugesagt hatte.

Wie wäre dies wohl möglich gewesen? dachte er bei sich selbst. Hatte sie einen Begriff von dem, was man Koketterie oder Gefallsucht in Europa nennt? War ihr übrigens nicht Alles hier zu auffallend fremd, zu beängstigend und verwirrend?

Im Begriffe den Saal zu verlassen, drängte sich jener Domino zu Gadsalúnah und summte ihr leise in ihrer Sprache zu: „Morgen sehe ich Dich wieder!“ —

Sie erschrack und preßte sich an Heinrichs Arm, dann sah sie sich um, aber der Domino war im Getümmel verschwunden. Sie hatte die Stimme erkannt, und auch ihre Landessprache war es ja — kein Zweifel blieb daß es der Bramin gewesen war. Seine Worte klangen ihr wie Trost.

„So bin ich doch nicht in dieser fremden Welt allein,“ dachte sie, „da Brama, der Schöpfer, mir zum Schutze, mich den Heiligen hier finden ließ.“ —

— — — — —
Seit ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt — —

Heinrich hatte bereits seine Wanderung angetreten, auf welcher ihm die ersten Frühlingslüftchen, worin sich singende Vögel wiegten, das Geleit gaben. Der breiter flutende Strom, wälzte sich, der Winterhaft entledigt, mit muthwilligem Ungestüm über Inseln und Flachland, und im Sonnenlicht verklärt, rauschte aus der heitern Höhe, strichweise der erste warme Regen zur Erde.

In den Häusern der Stadt waren alle Fenster geöffnet, um den milden Gott zur Einkehr einzuladen, man stellte Blumentöpfe, denen der Winter

Schmuck und Blüte im gewärmten Zimmer verliehen hatte, vor die Fenster, um ihm einen festlichen Empfang zu bereiten, und die Schönen hatten leichte Flortücher umgebunden, seinen milden Lüftchen zum Spiele, da sie ihre Schalkhaftigkeit seit Jahren kannten.

Gadsalúnah war allein. Ihre Gedanken waren zu Schiffe und suchten mit heiliger Wollust die Gefahren der Reise an seiner Seite sich zu vergegenwärtigen. Untergang, Vernichtung mit ihm — welche Seligkeit gegen dieses einsame Dahinwelken! Welchen unbekannten Gefahren war sie hier stündlich ausgesetzt? Was bedeuteten jene Vermummungen, jene Tänze, jene lärmenden Versammlungen? War ihr nicht selbst die Schwester ihres Gatten, in scheuslicher Gestalt vermummt genaht, und hatte sie mit räthselhaften Drohungen erschreckt? Welche Absichten hatte Heinrich hier? Warum überließ er sich nicht so sorglos ihren Liebkosungen, wie in Hindostan? Warum führte er sie nicht zu seinem Vater? Welcher Kaste gehörte er an? War es, wie der Bramin ihr ge-

sagt hatte, daß sie hier zu den Unreinen gezählt wurde? —

Sie sah auf die Straße, um sich zu zerstreuen. Aber sie bemerkte nichts von der Annäherung des Frühlings. In ihrer Heimath verkündete er sich anders. Hier wurde ihm kein Hooly gefeiert — hier war er nicht der Freund des Liebesgottes, Kamadewa, dessen Mutter die Täuschung, dessen Vater der Himmel, dessen Gattin die Zärtlichkeit ist, die er alle mit sich herabführt, zu den glücklichen Bewohnern der Erde, wenn er im beseligenden Kusse ihnen naht. —

Der Bramin trat zu ihr ein. Er hatte einen weiten schottischen Mantel um sein weißes Gewand geschlagen, den er beim Eintreten abwarf. Seine Ankunft erfüllte sie mit der innigsten Freude. Sie durfte Trost von dem heiligen Manne erwarten.

„Gegrüßet sey mir Gadsalúnah," sagte er in einem höhnischen Tone zu ihr. „Ich komme Dich zu trösten, weil ich weiß daß Du allein bist, daß Dein Beschützer Dich verlassen hat und Dich losgab den Nachstellungen Deiner Feinde."

„Meiner Feinde?“ rief sie ängstlich überrascht, „und wer sind diese? — Wodurch habe ich, die Fremde, mir in diesem Lande Feinde zugezogen?“

„Und was bedürfte es dessen?“ nahm der Bramin das Wort. „Kennst Du die Natur des Löwen, der zornig durch die Wälder zieht? Wer reizt seinen Grimm? Ist es etwa das heitre Reh oder der zierliche Hirsch, die friedlich Moos und Blätter sich zur Nahrung suchen? Wer wagt' es wohl der Alles Leben vernichtenden Klapperschlange in den Weg zu treten, wenn sie daherrauscht durch die hohen Gräser der Sümpfe? Ruhig könnte sie ihrem Raube nachschleichen, aber in blinder Wuth schießt sie todtbringend auf jeden Gegenstand, ohne einen Nutzen davon zu haben; denn sie lebt vom Gewürm, und den hohen Leichnam des Menschen, den ihr Giftrache fällt, läßt sie hungernden Tigern und Hyänen zur Beute.“

Gadsalúnah horchte aufmerksam zu.

„So auch hier,“ fuhr der Bramin fort. „Dies Land erzeugt keine Löwen, keine Klapperschlangen. Die Wälder bergen nur zahme Thiere, denen des

Menschen Geschoß nachstellt. Der Mensch hat in eifersüchtiger Wuth die gefleckten Räuber, mit weißem Gebiß und scharfen Klauen, die vom Himmel eingesetzten Fürsten des Waldes besiegt und von der Erde vertilgt, damit er allein in ihren Gehegen morden könne nach Belieben. Kein offener Feind bedroht ihn hier, keiner unbekannten Seuche kann er zur Beute werden, wie bei uns, wo der Sonnenbrand das Gift aufsaugt aus den unermeßlichen Sümpfen, wo ewige Fäulniß brütet, die dann herabströmt in mondhellen Nächten auf die Körper der Schlafenden, und sie hinwürgt zu Millionen. Dafür aber haben die Menschen selbst einen Character angenommen, der sie zu ihren eigenen fürchterlichsten Feinden macht. Sie wähnen sich glücklich in ihrer Bildung — sie bedauern uns, die sie im Aberglauben versunken, und von Schrecknissen umgeben glauben. Die Thoren! Wir sind es, die zurückschaudern müssen, wenn wir einen Blick auf das Treiben dieser Menschen werfen! — unsere Löwen lassen sich zähmen — unsere Elephanten werden von Kindern regiert — aber diese von wilden

Leidenschaften beherrschten Ungeheuer, diese Europäer, kennen keine Fessel, keinen Damm — Alles opfern sie dem schmutzigen Eigennutze, dem Neide, ihrer Wuth. Sie morden heimlich und treffen sicher. Die schönen Schrecknisse unserer Natur, machen diese sie etwa minder schön? Wenn Du Abends, auf den Stufen eines Tempels saßest und in dem Anblick der blühenden Gegend schwelgtest, fühltest Du Deine Seligkeit bei dem Gedanken gestört, daß in dem fernen Walde ein Löwe brüllte und durch die Blumen zu Deinen Füßen die Schlange kroch? Muß nicht unter jenen dunkeln, himmelanstrebenden Palmen, das goldene Vließ des Löwen hervorschimmern, muß nicht der graue Elephant durch die Felder traben, das zierliche Gewürm die bunten Ufer des Flusses durchziehen? Gehört das nicht Alles so zur glanzumwobenen Schöpfung Brama's, wie das Donnergewölke um seinen Thron, oder das bunte Menschengewühl im Hafen und auf dem Markte?"

Gadsalúnah blickte stumm hinaus auf die Straße, eine Thräne lag in ihrer langen Wimper,

und zögerte zu fallen, gleich als könnte sie sich von ihrer lieblichen Quelle nicht trennen. Die Worte des Braminen tönten so feierlich und entriegelten die innersten Pforten ihres warmen Herzens, alle Laute ihres Vaterlandes wurden darin erweckt, die ein hartnäckiger Zauberschlaf bis jetzt umfangen gehalten — und ihre Augen sahen dabei ein ekelhaftes Mas...gewühl, die schwesterliche Fledermaus, die drehenden Tänzer, das wilde Geräusch, obgleich die Straße davon nichts zeigte, sondern nordischlenzlich, von spielenden Kindern, handelnden Juden und kreischenden Fischweibern durchzogen wurde.

Der Bramin freute sich, in Gadsalúnahs Gesicht die Frucht seiner eindringlichen Rede bemerkt zu haben. Sein Auge lag leuchtend in seinem Kopfe und sog des Weibes Bild gierig ein — der Mund war lüstern halbgeöffnet — seine Hand hatte die ihrige gefaßt.

„Wolltest Du dies Land verlassen, und mit mir ziehen an die Ufer der heiligen Ströme?“ fragte er.

Gadsalúnah schüttelte den Kopf. —

„Warst Du daheim nicht glücklich?“ fragte er weiter.

Gadsalúnah war im Nachdenken verloren.

„Du bist noch nicht zu dem Glauben der Europäer übergetreten,“ sprach er sehr ernst, „auf Deiner Brust ruht noch das Amulet, das Dich schützt — wirst Du es je von Dir lassen?“

Gadsalúnah drückte es mit beiden Händen fest an die Brust und sprach:

„Nie — nie!“ —

„Und wenn ich Dich nun mit der mir von Brama anvertrauten Macht von dem Abgrund, der Dir droht, zurückreisse? Wenn ich Dich zwinge diesen Banden zu entsagen — und mir in's Vaterland zu folgen.“

„Das kannst Du nicht mehr, heiliger Bramin, das kann keine Macht der Erde,“ sprach Gadsalúnah. „Ich bin sein — sein für ewig! Sein Leben ist das Meinige — stirbt er — so muß auch ich sterben — ich bin sein Weib! ihm angelobt durch die heilige Satzung Gandharwa!“

„Sein Weib also nach unsern Begriffen,“

sagte der Bramin, mit einem Tone, der schneidend gegen den vorigen abstach —

„Nach unsern Begriffen ja! Nichts kann mich von ihm trennen — da ich ihm verbunden bin, durch die heiligsten, göttlichsten Bande!“ —

„Und wo fand er Dich — wo entbrannte diese Liebe — von welchen Umständen war der Augenblick begleitet? Theile mir's mit, damit ich Dir Deine Zukunft daraus vorhersagen kann“ — sprach der Bramin, mit seltsam leuchtenden Augen und einer Erwartung in seinen Zügen, die schon im Voraus die Befriedigung verkündigte, welche die Erzählung in ihm hervorbringen sollte.

„Es war an keinem Feste, da ich ihn zum ersten Male erblickte. Ein Trupp Tänzerinnen, worunter auch ich mich befand, traten in den Hof der großen Chauderie, welche am östlichen Thore von Benares, unweit des Palastes von Ramnaghur, gelegen ist, um unsere Kunst zu zeigen. Es war zur Zeit der großen Wallfahrt, und der Hof der Chauderie war von tausenden von Menschen der verschiedenartigsten Länder belebt. Obgleich der

Abend schon tief hereingebrochen war, so schlief noch Niemand, als ein Haufe chinesischer Schiffer, welche ihre Hemden über den Kopf gezogen hatten, und gleich Säcken, leblos umherlagen. Alles Andre wachte und athmete die heiligstille Luft des Abends, und blickte uns an mit leuchtenden Augen. Ach — mir ist dieser Abend mit seinen Reizen noch so ganz gegenwärtig, daß ich ihn Dir ausmalen kann mit den lebendigsten Farben. Dort lagen die Gruppen um den Brunnen und schauten in behaglicher Ruhe uns zu. Hier zogen die braunen Söhne der Wüste einher, die ihre langgehalsten Lastthiere zur Tränke führten; weiter hin lagerten reiche Perser in ihren Zelten — aber inmitten seiner Sclaven, die ihn, wie ihren Vater liebten, saß der reiche alte Hindu, tief den Kopf in dem schattigen Turban von Nesseltuche, dem feinsten Gewebe, das Indien hervorbringt, dem glänzendsten, das seine Sonne an den Gestaden des Ganges bleicht, auf der Stirne das Wappen seines Stammes in Gold und Azurblau strahlend. Er, der die Märkte im fernen Persien bezog und hinaufstieg bis in die Pässe des

Himalajah, um mit den Gebirgsvölkern zu verkehren, und an der Quelle sein Haupt in die Gewässer des heiligen Flusses zu tauchen.“

Gadsalúnah machte hier eine Pause, ihr Auge strahlte Freude, so lebendig erwachte die Erinnerung in ihr.

„Und sonst erblicktest Du Niemand?“ fragte trüb der Bramin.

„O doch“ — rief sie schnell, — „einen jungen Europäer, der halbentkleidet, des ungewohnten Klimas wegen, noch in dem Palankin lag, und seiner Träger wartete, die indeß, der Abendreinigung wegen, ein Bad zu nehmen gegangen waren. — Meine Schwestern hörten nicht auf, ihm ihre Blumen zuzuwerfen und in den lieblichsten Verrenkungen ihm die Schönheit ihrer Glieder zu zeigen. Ich aber war fast unfähig nach den Regeln zu tanzen — ich schwebte nur stets hin und her, und es flimmte mir dabei wie blaue Sterne vor den Augen und dazwischen schossen goldene Strahlen, und ich weiß es noch heute nicht, was es war. Aber er hatte so schöne, blaue Augen

und gelbe Haare, wie ich nie zuvor gesehen, und der Mond schien so herrlich, und in meinen Augen standen Thränen, und Alles dies zusammen mag wohl die seltsam täuschende Zauberei hervorgebracht haben."

Hier schwieg sie wieder einen Augenblick, und der Bramin füllte die Pause mit der Frage aus:

„Und was begab sich sonst mit Dir?"

„Erschöpft hatten wir uns auf die Stufen des Brunnens gesetzt, als die Kulis von ihrer Abendandacht am Flusse zurückkehrten," fuhr sie fort. „Sie wollten rüstig den Palankin auf die Schultern laden, um nach Art dieser Leute, in der Nachtkühle gemächlich weiter zu reisen, aber der junge Reisende befahl, indem er aufstand, den Palankin in einen Winkel des großen Hofes zu tragen, wo unter Säulen und Vordach, ein noch freies und kühles Plätzchen sich fand; indeß ging er wie träumend umher und sah sich die Menschenhaufen an, die ihn umgaben. Dann und wann fiel ein scheuer Blick auf mich. — Nun war völlige Nacht hereingebrochen. Tiefe Ruhe lagerte sich ringsum. Meine

Schwestern mahnten zum Aufbruch, und mit weithin tönendem Gesang verließen wir den Hof, eine nahegelegene Pagode zu unserm Nachtlager erkiesend. Dort, unter luftigen Hallen, waren meine Schwestern in tiefem Schlafe, nur ich, die Beglückte, wachte allein. Alle Mährchen, voll der wunderbarsten Dinge, die ich wußte, schwammen vor meinem Gedächtnisse umher, ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Seltsam geformte Blumen erschlossen vor mir ihre stark duftende Riesenkelche, und hauchten dazu unverstandene, liebliche Gesänge einander zu. Reizende, halbentblößte Mädchen, in zarten Glanzgewändern, taumelten rings um mich und boten mir Erfrischungen in kostbaren Gefäßen dar — und hohe, geschmückte Krieger, gleich Fürsten, neigten sich von weißen Elephanten zu mir nieder. Unsere reiche Götterwelt war zur Erde gestiegen, um mich in sich aufzunehmen; ich flog zu ihm, er harrte meiner; und Kasyapa ließ seine süße Wundermacht in einer weitsprühenden Garbe über die Schöpfung dahinbrausen. In jener Nacht liebten sich alle Wesen —

blütige Kämpfe ruheten — es war Kamas unendliche Feier!“ —

Der Bramin seufzte tief. —

„Und wie der glühende Morgen an den Mauern des Hofes emporglomm,“ fuhr sie fort, „da wand ich mich aus seinen Armen und sprach: „Gadsalúnah nennt man mich, und wenn auch nicht so heilig, wie die Jungfrauen von Jagernaut, hochdroben im erhabenen Thale der Pagoden, wo die Pilger hinanrutschen auf tausend Stufen, so wisse, daß Dich eine Geweihte diese Nacht umfing und Dich liebt und Dein ist für ewig!“ —

Hier schwieg die Kleine und senkte den Blick, und der Bramin stellte wieder im dumpfen Tone seine einförmige Frage:

„Und sonst erblicktest Du Niemand?“

„Nur ihn! nur ihn!“ rief sie begeistert; „doch höre weiter, heiliger, frommer Mann! Mit dem Palankin des Europäers sah ich alle meine Wünsche forttragen. Meine liebsten Freundinnen waren mir gleichgültig worden, wie hätten da wohl die zahmen Thiere der frommen Tempelbewohner mich

noch anmuthig beschäftigen können? Nur die Blumen rührten mich noch, und die üppige Dolde des Amra, von der Madhawistaude umschlungen, leuchtete mir freudig in die Seele, denn sie bog sich mit unendlichem Wohlduft über mein glühendes Gesicht, als mich jene heilige Nacht in seinen Armen ruhen sah. Ich sonderte mich von den übrigen Tänzerinnen ab und folgte dem Jünglinge allein auf rauhen Bahnen. Ich achtete nicht Ungemach und Gefahr, und in seinem ersten Nachtlager, das er unweit einer europäischen Niederlassung hielt, trat ich vor ihn hin zu seinem großen Erstaunen. Er schrie laut auf vor Ueberraschung, als er mich erblickte und gestand mir, daß seine Gedanken den ganzen Tag über nur mit mir beschäftigt gewesen wären. „Nun wohlan denn," rief ich freudig aus, „jetzt hast Du mich, denn ich bin ja Dein Weib. Ich bin entschlossen mit Dir zu leben als Deine treue Genossin, und Dein zu seyn auf ewig, und mein Land zu verlassen und mit Dir hinzuziehen, wohin Du deine Schritte lenken wirst."

„Und was muß ich thun, um so hohe Liebe

zu verdienen?“ fragte der edle Jüngling. „Dich mir anverloben nach der Sitte des Landes,“ erwiderte ich; „hier nimm meinen Kranz, den ich in den Locken getragen, bewahre ihn wohl, denn ich bin Dein Weib geworden. Gieb mir einen Ring und sprich: „es sey wahr!“ Und er nahm und gab und sprach und wir umarmten uns — und ich war, nach Gandharwis Satzung, das Weib des Mannes meines Herzens — das Kamas Blumenpfeil tief verwundet hatte. Ich kleidete mich nun in europäische Tracht, um durch nichts den frühern Stand zu verrathen, dem ich angehörte. So folgte ich ihm überall, wohin seine vielverzweigten Geschäfte ihn führten. Wir waren bereits weit weg von dem Orte, wo meine Gespielinnen die heiligen Gebräuche übten, und der Augenblick näherte sich, wo er die Rückreise nach Europa antreten sollte.“

Gadsalúnah that einen tiefen Athemzug, und der Bramin murmelte dumpf vor sich hin: „O, daß Du blind warst, und in Dein Verderben rannteſt.“

Sie war zu sehr mit der Erinnerung beschäftigt, als daß sie diese Worte verstanden haben sollte, und fuhr sogleich weiter fort:

„Wir befanden uns in Madras. Mein Gatte wohnte bei einem Gastfreunde am Ufer. Ich konnte aus meinem Fenster sein schönes Schiff erblicken, welches bald die ganze Ladung eingenommen hatte, und mit dem wir dann nach Europa segeln sollten. Ich war so glücklich und hatte keinen Wunsch mehr auf Erden. Mit banger Ungeduld erwartete ich unsere Abfahrt. Der Tag erschien endlich, doch vorerst sollte mein Gatte noch einem prächtigen Feste beiwohnen, das ihm zu Ehren ein alter Handelsfreund veranstaltete. Als die Hitze sich gelegt hatte, machte er sich auf den Weg, nachdem er zärtlich von mir Abschied genommen. Kaum war er fort, als sich meiner eine entsetzliche Angst bemächtigte, die ich vergebens zu bekämpfen suchte. Bereits war es ganz dunkel geworden. Ich konnte in unserm Hause nicht bleiben, und ging an's Ufer, dort übersah ich den ganzen Hafenrand, an dessen entferntestem Ende ein greller Schein von Lampen und

Fackeln, der sich im Wasser spiegelte, mir den Ort des Festes verrieth. Ich nahm meine Richtung dorthin und ging, eine dunkle Gestalt, in der Dunkelheit der Nacht, am Gestade fort. Da befand ich mich mit einem Male unter einer großen Volksmenge, die blos durch ein Gitter von dem Garten des reichen Holländers getrennt, seinem Feste zuschaute. Alle Blumenbeete waren erleuchtet, Lauben, worin Springbrunnen sich erhoben, waren im Innern mit Spiegeln getäfelt, und mit Lampen erhellt. Es war ein Glanz, der die Sinne verwirrte, und den ich nicht zu beschreiben im Stande bin, ich glaubte Nandana, den Garten des Herrschers der drei Welten, vor mir zu sehen! — Vor mir erhob sich die prächtige Tafel, mit Gold und Silber ganz bedeckt, rings um sie her die Gäste gereiht, mir gegenüber mein Gatte, er sah bleich aus. Es war nicht vom Wiederschein der Lampen und Fackeln, er sehnte sich nach mir, er war mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel, so dachte ich mir. Plötzlich fällt es mir ein, daß er mich an meinem Platze bemerken, daß er meine Erscheinung

für eine Sinnentäuschung halten, daß er sich dabei Zauberei denken oder sich selbst krank wähnen könne, und Augenblicks wende ich mich, und dränge mich durch den Haufen der neugierigen Gaffer. Aber nach Hause konnte ich noch immer nicht gehen. Es war gleichsam, als riefe mir eine innere Stimme zu, an diesem Orte zu verweilen. Wie ich nun so, auf diese Stimme horchend; nach einer andern Seite gehe, wo hohe, duftige Bäume den Lichtern den Eingang verwehren, und ein dunkles Gebüsch die Straße sperrt, vernehme ich ein leises Sprechen. Es ist Malayisch. Brama hat dich hiehergeleitet, denke ich bei mir, als ich die ersten Worte verstanden habe, und drücke mich, so leis' es mir möglich ist, zwischen die Bäume hindurch, erhebe mich am Einfassungsgitter des Gartens, und hänge nun schwebend daran, um über das Laub weg, die Sprechenden beobachten zu können. Ein ängstlicher Krampf schnürt mir die Brust zusammen; ich war ihnen so nahe, daß ein leiser Athemzug mich verrathen haben würde. Am Boden, zum Theile zwischen den wildsprossenden Stauden und Gesträuchen,

lagen mehrere Schwarze, deren Augen im Dunkeln zu leuchten schienen. Es waren arme Menschen, die von Africas Küste durch Sclavenschiffe hieher gebracht waren, und mit knirschender Wuth ihr Elend verfluchten — ein Mann, in ihrer Mitte, der malayisch sprach, reizte sie an, diesen Augenblick des Festes nicht ungenützt vorbeigehen zu lassen, und in ihm ihre Rache zu bewerkstelligen."

„Und erkanntest Du den Malayen?" fragte hier der Bramin sichtbar bewegt.

„Wie willst Du, weiser Bramin," erwiderte Gadsalúnah, „daß ich in der dicken Dunkelheit, die mich umgab, und worin nur die Augen der Neger zu leuchten schienen, mir seine Züge gemerkt haben soll?..... Der Holländer, bei welchem das Fest Statt fand, hatte den schändlichen Menschenhandel getrieben, und war dadurch zu dem großen Vermögen gelangt. Dies wurde mir bald klar und die Schwarzen warteten noch auf einige ihrer Mitverschwornen, um dann das Haus des Sclavenhändlers anzuzünden, sich die Verwirrung des Festes zu Nutze zu machen, zu rauben und zu morden,

und dann Gemeinschaft mit dem müßigen Volke, das zuschaute, zu machen, und alle Europäer zu schlachten. Ungehört entwischte ich aus meinem Verstecke, Dank sey es meiner Leichtigkeit und meinen gelenken Gliedern. Da war nicht Zeit zu säumen, und doch konnte ich so schnell keinen Entschluß fassen. Ich umrannte das weite Gehege, das den Garten nach allen Seiten einzäunte, und gelangte endlich nach der großen Eingangspforte. Ich war erschöpft und im höchsten Grade beängstigt, denn ich glaubte in den finstern Gebüschen und tiefen Gräben, schwarze Gestalten mit Feuerblicken gesehen zu haben, die darin herumkrochen, um das Verderben des Hauses zu beschleunigen. Man wollte mich nicht einlassen. Vergebens sagte ich, daß ich meinen Gatten sprechen müsse. Endlich wurde ich zu einer Art von Oberaufseher der Dienerschaft, ich weiß nicht wie die Europäer dergleichen nennen, geführt, allein dieser erklärte seine Meinung unumwunden, ich wolle mir die Gelegenheit zu Nutze machen und stehlen, und somit wurde ich, ohne daß man mich hörte, fortgestoßen. Weinend, und

vor Angst bebend, stand ich am Eingange, und hatte Niemand, dem ich das entsetzliche Geheimniß verrathen konnte. Das Volk, das mich umgab, war selbst verdächtig, und die Worte in die leere Luft schreien, würde meinem Daseyn bald ein Ende gemacht haben, da wahrscheinlich schon überall Vertraute mit scharfen Messern, lauernd, in Bereitschaft waren. Ich fing an, das hereindrohende Verderben als ein unvermeidliches Geschick zu betrachten, welches über die Europäer Brama verhängt habe, und bei allem Abscheu gegen die häßlichen Neger, deren Anblick mir fast so schrecklich war, wie jener der Parias, konnte ich ihre unmenschliche Rache, die sie üben wollten, nicht ungerecht schelten. Aber er war ja auch unter den Europäern — dachte ich dann wieder — seine Haut, sein Haar, seine schönen Augen, seine Kleidung und Sprache — Alles muß ihn auf den ersten Blick verrathen. Ihn — ihn nur allein wollte ich retten; dieser Gedanke beschäftigte mich ganz und gar. Wie aus Instinct lief ich an's Ufer — nur dort — konnte Rettung Statt finden. Die Angst, die Stunde

sey gekommen, beflügelte meine Schritte. Ich lief das Ufer hinab und hinauf. Ich wußte nicht was ich eigentlich suchte. Da sehe ich ein großes Boot, es ist durch ein Thau an einen großen Pfahl befestigt. Ich blicke auf das Boot und zurück nach dem Hause des Holländers. Der gerade Weg ist kurz und die Rettung ist von dort bald erreicht. Ich fliege hin. Alles ist noch ruhig im Volke. Das Haus steht fest, nur die Fenster sind erleuchtet, nur die Gäste im Garten lärmen, vom Weine erhitzt, an der Prachttafel. Ich dränge mich wieder in ihre Nähe, Alles um mich her vergessend, nur auf ihn meine Blicke gerichtet. So bleibe ich wie angewurzelt stehen. Schon erheben sich einige zum Aufbruche und ich hoffe, daß die ganze Festlichkeit beendigt seyn werde, ehe der Plan der Neger zum Ausbruche gekommen ist. Doch welch ein seltsamer Ton wird mit einem Male vernehmlich? Ein Zischen ist's — ein Prasseln, bald gefolgt von einem wilden Geschrei. Die Flammen schlagen empor. An allen Seiten lodert das Haus und schon dringen die Mörder ein, dies verkündet das Angst-

geschrei der Diener, jener thörichten Wächter des Hauses, die den Rettungsengel von sich stießen. Die Gäste laufen verwirrt durcheinander, doch ich weiß von nun an nicht mehr, was um mich vorgeht. Ich klettre wie ein Maki am Gitter in die Höhe und lasse mich in den Garten hinabfallen. Der weiche Boden und meine nachgebende Geschmeidigkeit bewahren mich vor Verletzung. Dabei hatte ich ihn nicht aus den Augen verloren. Mit fliegender Hast habe ich seine Hand ergriffen, er ist überrascht, mich zu sehen, doch ich lasse ihn nicht Zeit zu fragen, sondern schleppe ihn, indem ich laut auf Malayisch schrie, gleichsam wie zum Opfertode, durch die allgemeine Verwirrung. Dank sey es Brama, daß er den Glauben an mich in meines Gatten Brust gesenkt hatte! Wäre ein Argwohn in ihm laut geworden, so hätte er mich, das schwache Wesen, von sich geschleudert und wäre verloren gewesen. So aber erkannte er sogleich meine List, und vertraute mir. Da ich mich auf dem einsamen, dunkeln Pfade zum Ufer sah, sagte ich leise auf gebrochenes Englisch, wie ich es da-

mals sprach, zu ihm: „Dort ist das Boot, wir sind gerettet!“ Bald hatten wir es erreicht — wir stießen mit vereinten Kräften ab — und sein unfern liegendes Schiff nahm uns auf, wo wir Alles zur Abfahrt bereit fanden, da uns der Kapitän bereits mit Sehnsucht erwartete. Auf dem Verdecke stehend, sahen wir die sich dahinwälzenden Flammen, wir hörten den wüthenden Haufen, aber das Schiff entfernte sich sogleich vom Ufer, weil man die Folgen des Aufstandes nicht berechnen konnte, und die reiche Ladung in Sicherheit gebracht werden mußte. — Bald waren wir weit weg von der Küste, — das Meer nur umgab uns und des Himmels Sterne, und ein schwachröthlicher Rauch in Südost zeigte uns die Stelle, wo Brand und Mord wütheten. Ich erzählte meinem Gatten, was ich von der Ursache dieser Meuterei wußte, und er hörte tiefnachsinnend zu. Während der ganzen mondenlangen Reise schien er von Sorgen bedrückt, und wir näherten uns doch seinem Vaterlande, das er an der Seite seiner geliebten Gattin betreten sollte. In London hielten ihn Geschäfte zurück, bis

daß der herannahende Winter, der hier die Flüsse und das Meer erstarren läßt, ihn aufbrechen hieß, um noch mit offenem Wasser Hamburg zu erreichen. So sind wir denn nun hier und ich muß Dir gestehen, heiliger Bramin, daß böse Zweifel mich oftmals beunruhigen. Manchmal denke ich: „liebt er dich wohl?“ Aber dann schelte ich mich selbst, daß ich so etwas nur denken konnte. Warum aber hält er mich hier so verborgen? Warum bringt er mich zu dieser fremden Frau? Wo ist sein Vater? Wie sah ich seine Schwester? Wie scheuslich war sie angethan, und wie böse schnitten ihre Worte mir in das Herz? Und selbst Deine Warnungsstimme, mein Lehrer, wie ängstigt sie mich! Was soll ich von ihm, was von all den Leuten denken? Seine Verbindung mit dem alten Holländer in Madras, deutete sie darauf hin, daß auch er Theil genommen an dem blutigen Menschenhandel? Bin ich vielleicht nur als Sclavin hiehergekommen, und hält nur eine schwache Neigung zu mir ihn noch ab, mich auf den öffentlichen Markt zu führen? O.... warum hat er mich verlassen?....“

Gadsalúnah war heftig aufgeregt, ihr zierlicher Busen hob sich gewaltsam, ihr großes Auge starrte thränenlos, aber mit dem Ausdrucke des höchsten Schmerzes, auf den Bramin. Dieser ergriff ihre Hand. „Mädchen," begann er mit großem Ernste, „Du bist hintergangen, übergieb Dich gänzlich mir, und folge mir nach Indien, wo Bramas heilige Quellen unter ewig grünen Palmen rauschen. Noch bist Du nicht unserer Lehre abtrünnig worden, noch prangt das Amulet an Deinem Halse, das Dich schützt vor jeder Gefahr, bleibe standhaft...."

„Ja, das will ich... das werde ich..." rief sie begeistert, „doch ihn verlassen, das kann ich nicht. Das Weib als Gattin ist unzertrennlich von ihm, dem sie liebend angehört — so will es Bramas Lehre."

„Fluch dem Betrüger, der Dich im Sinnenrausche bethörte!" schrie wild der vermeintliche Bramin, seinen heiligen Character vergessend. „So wisse denn, daß der Gott der Christen das Band nicht segnet, daß Du mit dem Europäer knüpftest,

daß Du verabscheut wirst von ihm und den Seinigen, daß die Frucht Deines Schooßes den Fluch der Geburt durch's ganze Leben mit sich schleppen wird, daß er selbst, den Du, im Wahne befangen, Deinen Gatten nennst, einer solchen verabscheuungswürdigen Verbindung sein Daseyn verdankt, daß er seine Hände, wie seine Seele, befleckt hat mit dem schändlichen Menschenhandel, um des rothen Goldes willen rothes Blut vergossen hat, und daß Ich jener Malaye war, der im Dunkel der Nacht die Neger zur Rache aufforderte, daß ich nun hier bin, jener Rache, welcher er entrann, ihn zu opfern!"

Entsetzt und schaudernd wandte Gadsalúnah sich von dem Fürchterlichen weg und stammelte leise und furchtsam: „das wolltest Du, heiliger Bramin, thun, Du — Blut vergießen?"

„Mich übermannte der Zorn," fuhr dieser ruhiger fort, indem er bemüht war, den sanftesten Ton, dessen seine Kehle fähig war, anzustimmen. „Aber retten will — muß ich Dich! — Es hat oft Fälle gegeben, wo selbst heilige Männer den Mädchen Deines Standes ihre Hand gereicht haben.

Ich will mich dazu entschließen, Du sollst die Gattin des Bramins werden, das Band Gandharwi, das Du knüpftest, kann ich lösen, und nach Peradschaput-Satzung wirst Du dann die Meine!“

Gadsalúnah schauderte: „Ich bin schon die Seinige....“ sprach sie leise.

„Und wenn er stirbt?“ —

„So werde ich ihm folgen!“ rief sie erschöpft von der langen Folter, und sank mit dem Gesichte in die Polster ihres Sophas. Wie sie nach einer Pause sich wieder erhob, suchte sie vergebens den Bramin. Sie war ganz allein im Zimmer. —

4.

Ein weit gedehntes Sandgebiet gar spärlich
Mit braunem Haidekraut und dunkelm Moose,
Und mit Wachholdersträuchern nur bewachsen;
Die Menschen dort — ein eigenthümlich Volk,
Von breiter Mundart und von plumpen Sitten,
Weit liegen ihre Hütten auseinander,
Nicht Dörfer und nicht Weiler sieht man hier —
Und doch ist — glaubt es mir — der öde Strich
Zur Schwärmerei gemacht. —

Heinrich durchzog indeß in Gesellschaft eines kleinen, untersetzten Mannes, zu Pferde, jenen öden Strich Landes, der das bergige und romantische Mitteldeutschland, von den gesegneten Fluren Holsteins trennt, und gleichnißweise die deutsche „Sahara" genannt werden darf. Der nordische Frühling machte sich durch die stechende Nachmittagssonne bemerkbar, die hie und da im dürren Sande, ein Büschelchen Haidekraut emporgrünen

ließ, und die Reiter hatten ihre zusammengerollten Mäntel auf die Thiere geschnallt, und ließen diese gemächlich im Schritte gehen.

„Mein Seel, ein herrliches Land!“ rief endlich der Begleiter Heinrichs aus, „man kann die Kreutz und Quere reiten, wie man will. Weg ist überall, er führt aber Nirgends hin. Da will ich mich ja eher im unbekanntesten Meere zurechtfinden, als auf dieser verwünschten Lüneburger Haide! Passen Sie auf, Herr Pöckmöser! Wir werden heute Abend, wie die Franzosen sich auszudrücken pflegen, „à la belle étoile“ campiren können — denn — Neptunus möge mir helfen! weit und breit — und mein Auge sieht scharf! — erblicke ich weder Hütte noch Stall, auch nicht einmal eine Heerde Haidschnuken, deren Treiber man fragen könnte!“

„Seyd nur unbesorgt, Kapitain Robinson!“ sprach Heinrich, „ich finde in diesem Lande wohl ohne Kompaß und ohne Wegweiser, was ich suche. Seht nur dorthin, wo das schwarze Tannenstrauchwerk den fernsten Sehepunkt begränzt, dort ist der

Hof des alten Wittrin gelegen. Denn links weg, jene Nadelspitze, ist der Thurm von Lüneburg, und rechts die weißliche Höhe ist die Straße nach Hannover."

„Je nun," rief lachend der Kapitain, „hier will ich mich gern Ihrer Führung anvertrauen, ich glaube, daß Sie mich wohlbehalten durch Sturm und Riffe zu meiner Meta zurückbringen werden."

„Seyd dessen versichert, wackerer Mann," erwiderte Heinrich," und nehmt meinen Dank für Eure treue, freundliche Begleitung."

„Mein Seel!" rief wieder der Kapitain, „Es ist nicht halb so viel werth, weil mich auch Neugier dazu antrieb. Wie ich an jenem Abende mit meiner Meta in ihrer seligen Mutter Kammer war, und wir die förmliche Belagerung aushalten mußten, da freuete ich mich schon im Voraus auf diesen Ritt. Denn daß Sie den alten Spitzbuben aufsuchen würden, das dachte ich gleich, und daß ich Sie begleiten würde, das wußte ich auch, denn Ihnen lag ja auf der ganzen Reise nichts Anders im Kopfe."

„Und in der Kammer von Hannsens Frau fanden sich die Papiere?“ fragte Heinrich.

„Wie denn anders,“ erwiderte der Kapitain, mit einem schlauen Schmunzeln. „Der alte Wittrin hatte mit Frau Hannsen ein intimes Einverständniß, und bei ihr deponirte er, wenn er große Reisen unternahm, wichtige Documente und Geld und Geldeswerth. Das Letztere wird der alte Robbe wohl stets zurückgefordert haben, die Documente hat er vergessen. So ist es gekommen, daß meine Meta das Kästchen in ihrer Mutter Schranke fand, und daß sie mich von dem Funde unterrichtete. Das Mädel ist mir zu wacker für die Wirthschaft; und je eher je lieber nähm' ich sie fort, wenn ich nur wüßte, wo ich sie hinthun sollte. Der alte Hannsen steht mit allerlei Teufelszeug in Berührung. An jenem Abende, wo ich mit Meta in der Kammer steckte, war auch solch ein zweideutiger Besuch' in ihrem Stübchen, der damit umging, irgend einen Schurkenstreich wegen eines Mädchens auszuüben. Ich konnte den Zusammenhang nicht recht erwischen, denn sie sprachen zu

abgebrochen und leise, aber ich hatte an dem genug was ich verstand. Ich sag's noch einmal beim alten Hannsen geht's nicht nach meinem Sinne zu, und meine Meta muß mir fort. Ja, wie Ihre Mutter noch lebte —"

„O daß sie noch lebte!" rief Heinrich mit innigem Tone aus, „Alles Glück des Lebens, was meiner noch wartet, würde ich mit Freuden dafür hingeben."

„Ei, ei, junger Herr!" sprach Robinson bedächtig, „Sie stehen beim Eintritte in dies Leben, und Ihre Aussicht ist so gar trübe wahrhaftig nicht, als daß Sie Ihren Antheil an Lebensglück so leicht für das Leben einer guten Alten dahingeben sollten. Ich habe die Frau Lotte auch gern gehabt, wenn sie rüstig in „der Hoffnung der Seefahrer" herumklapperte und jedem Seemanne Bescheid that, wenn sie ihm das Glas heißen Grogs kredenzte; was kann aber einem jungen Herrn, wie Ihnen, daran liegen, ob sie noch lebt oder nicht?"

„Wackerer Robinson," sagte Heinrich mit einem sehr trüben Blicke, „Ihr seyd zu brav und

ein zu bewährter Freund, als daß ich Euch nicht Alles mittheilen sollte, was mir auf dem Herzen liegt. Das Kästchen des alten Wittrin, das Ihr mir einhändigtet, enthielt, wie Ihr wißt, eine Menge Papiere jener unglückseligen Handelsgesellschaft, wozu mein Pflegevater gehörte. Wittrin selbst war der Kapitain eines Schiffes das Sclavenhandel trieb, und mit einiger List wird es mir gelingen, durch mündliche Unterredung, alle Lücken jener Papiere zu ergänzen und einer Sache auf den Grund zu kommen, worin ich auf keine Weise Licht erlangen kann."

„Und so wahr mir Neptunus helfe!" rief der Kapitain, „ich bin wahrhaftig nicht minder neugierig den alten Seedrachen zu sehen. Muß ein höflicher Patron seyn!"

„Aber ein andres Papier lag noch in dem Kästchen, Freund!" sprach Heinrich mit tiefem Seufzen. „Das erste Zeichen, das mir der Himmel sendet, der erste Lichtstrahl, der die Nacht meiner Entstehung schwach erhellt. Es ist eine Bescheinigung, daß eine arme Frau im Mai des

Jahres 18.. einen Knaben, Heinrich getauft, in's Waisenhaus brachte, den sie in einem Korbe, worin ein Zettel mit seinem Namen lag, gefunden zu haben vorgab. Dieser Knabe bin ich, diese Frau war Hannsens Frau, o! daß sie noch lebte! Sie würde mir gestehen müssen, wer meine Eltern waren, sie war eingeweiht in die Geheimnisse einer unglücklichen Liebe, die mir das Daseyn gab. Wer weiß in welchem Lande meine Eltern, für ewig getrennt, ein trauriges Leben führen. Wer weiß wie oft meine arme Mutter mit Sehnsucht ihres Kindes gedenkt, auf dem ihr zärtlicher Blick nie ruhen durfte. Meine arme Mutter, sage ich — und ist sie nicht das grausamste, herzloseste Geschöpf der Erde? Leichtsinnig bis zur Sünde, und dann verworfen genug ihren Fehltritt durch nichts gut machen zu wollen — nein! ihn sogar durch eine fühllose Handlung den Augen der Welt zu entziehen. Ich kann es nicht denken, daß ich mein Leben zwei edeln Wesen verdanke! aus der Hefe des Volks, aus dem Schlamme der Gesellschaft, waren, die mich zeugten. Es ist gut, daß

das Weib des Hannsen nicht mehr lebt — ich will sie nicht kennen, die mich geboren!“ —

Heinrich spornte sein Pferd. Die trübste Stimmung hatte ihn ergriffen. Er haderte mit der Vorsehung, er war ganz vernichtet. Robinson schwieg und suchte mit ihm gleich zu traben. So hatten sie bald die öde Fläche durchritten, an deren Saum das dunkele Tannengestrüpp sich zeigte, und waren nunmehr nur noch auf einen Büchsenschuß davon entfernt. Eine große Wollheerde weidete einen kleinen Abhang hinunter, der rechts an ihrem Wege sich senkte, und zwei halbnackte Jungen, kugelten fröhlich im Sande kopfüber und unter.

„O wer so glücklich wäre, wie diese Jungen,“ rief Heinrich voll Wehmuth aus, „sie wissen wo ihr Vaterhaus steht, wo sie hingehören, und ich.....“

„Sie können ja doch von Glück sagen,“ fiel der Kapitain ihm in die Rede, „Sie haben für Ihre unbekannte Eltern, die wahrlich — aber nehmen Sie mir's nicht übel — nicht viel werth gewesen seyn müssen, die schönsten Leute von der

Welt, die Sie Vater und Mutter nennen dürfen“ —

„Das ist's ja eben, was mich peinigt!“ sagte Heinrich gepreßt.

„Ei da schlag' das Wetter drein! junger Herr,“ schrie Robinson gutmüthig erboßt, „peinigt Sie's, daß Sie einmal ein Paar Millionen erben werden? Nein, nein, man muß die Sache nicht zu weit treiben“ —

„Nun so hört denn, alter Sturm- und Wetterkamerad, was ich Niemand anvertrauen würde,“ sagte Heinrich, indem er das Pferd ganz nahe zu dem Kapitain hinlenkte. „Ich sage mich los von Allem, mag die durch Sclavenhandel erworbenen Millionen nicht, es ist kein Segen dabei, und verlasse nächstens Europa, für immer!“

„So!“ brummte Robinson, „Na — werden sich noch bedenken. Vor Allem rathe ich nicht wieder nach der Küste von Coromandel zu gehen, denn da fängt's Liebchen wieder an zu tanzen!“ —

Heinrich hatte diese Worte, die ein gutmei-

nender Unmuth dem wackern Kapitain erpreßte, nicht mehr gehört, denn seinem Pferde die Seiten drückend, sprengte er voraus, in den Hof des alten Wittrin, dem sie während ihres Gesprächs sich nun genähert hatten.

In der Thür des, nach holländischer Art aus unbeworfenen Ziegeln erbauten Hauses, aus dem sich ein räucheriger Dampf vermischt mit starkem Düngergeruche verbreitete, empfing sie, mit einiger Verwunderung, auf dem Gesichte, ein stattlicher Greis, dessen hochrothe Farbe, das weiße Haar, das in langen Locken um die Schläfe floß, zum Lügner zu machen suchte. Er trug nach dortiger Weise gemachte weite Beinkleider, von schwarzem Zeuge, die von den Hüften bis zu den Knieen reichten, und hier, so wie auf dem Bauche, mit großen, flachen, silbernen Knöpfen besetzt waren, worauf man ein segelndes Schiff eingegraben sah. Ein feines Hemde von holländischer Leinwand, mit sehr weiten, faltigen Ermeln, war von einer offenen Weste von dunkelgrünem Manschester bedeckt, mit ähnlichen Knöpfen reichlich besetzt, und ein rothes

Tuch von ostindischer Seide war lose um den Hals geschlungen. Auf der Brust waren Figuren eingeätzt, wie dies bei Seeleuten gewöhnlich ist, die man durch das halboffene Hemde deutlich wahrnehmen konnte.

Bei unsern Reisenden blieb kein Zweifel, daß der Mann, den sie vor sich sahen, der ehemalige Kapitain des Sclavenschiffes war, und Robinson ärgerte sich innerlich darüber, daß er dem Bilde, welches er sich von dem alten „Seedrachen," wie er ihn nannte, entworfen hatte, so gar nicht ähnlich sah.

„Sind Sie der Kapitain Wittrin?" fragte Heinrich den Greis.

Zu ihrem Erstaunen antwortete dieser hingegen: „Bin nur sein Steuermann, ihr Herren, der alte Scott, der mit ihm, will's Gott, ohne Sturm mehr zu befahren, in den Hafen geruhig einzulaufen gedenkt. Mein Patron sitzt drinn am Ofen, er ist nicht so rüstig mehr, wie ich und muß Jahr ein, Jahr aus an seinem morschen Rumpf kalfatern, daß er nicht gar zum untauglichen Wrack

werde, sondern noch über Wasser sich halten kann. Sagt mir Euere Namen, ihr Herren, damit ich ihm Euere Ankunft melde, es wird ihm lieb seyn, mit Euch ein Stündchen zu verplaudern, denn wir haben selten Gäste, die uns Neues zu erzählen wissen."

Nachdem Heinrich seinen Namen und den seines Begleiters dem alten Steuermann, zu dessen großer Freude genannt hatte, ging dieser in die Stube, um sie seinem Patron zu melden.

„Mein Seel!" brummte Robinson, „thun die alten Seehunde, als ob sie in ihrem Leben kein Wasser getrübt hätten und sprechen vom Hafen und von Ruhe — wie der ehrlichste Kerl!"

„Stille Freund!" sagte Heinrich schnell, auf den die Figur und die Rede des alten Scott ebenfalls einen seltsamen Eindruck gemacht hatte, denn dieser kam zurück und bat die Fremden einzutreten.

Das Haus war im Innern der Quere nach durch eine Mannshohe Bretterwand geschieden. In dem vordern Theile befand sich der große Heerd, unter einer Dachöffnung, im hintern Theile, war

der reinliche Stall, worin die friedlichen Hausthiere eine Gasse bildeten, und die verschiedensten Töne hören ließen. Aber seitwärts öffnete sich eine Thür, wodurch man in ein überaus reinliches, mit Hausrath und andern Gegenständen überfülltes Zimmer, einging. Ein wildes Geschrei von Papagayen, Ara's und Affen, tönte den Fremden entgegen, und nackte Hunde, dick und nicht im Stande zu bellen, einem andern Welttheile angehörend, liefen auf sie zu und ließen sie kaum weiter schreiten. Am warmen Ofen saß ein alter, hagerer Mann. Sein Gesicht war lang, gelblicht und gefurcht, und zwei milde, blaue Augen schaueten recht klar unter den starken, weißen Brauen hervor. Seine Kleidung war derjenigen des greisen Steuermanns ähnlich, nur hatte er ein sonderbar zugeschnittenes Wamms über die Weste gezogen, das mit bunten amerikanischen Vogelbälgen, der Wärme wegen, gefüttert war. Mit zitternder Hand zog er die Kappe, von dem fast kahlen Kopfe, auf dem nur wenige silberweiße Haare glänzten und rief mit einer überraschend starken Stimme, die man dem Greise nicht

zugetraut haben würde: „Seyn Sie willkommen, Herr Pöckmöfer, unter dem Dache des alten Wittrin. Was bringt Sie denn her, in diese Gegend? Geht ja doch kein Fahrwasser hier vorbei, weder nach Lüneburg, noch nach Hannover.“

„Ich komme zu Ihnen, Herr Kapitain, in wichtigen Familienangelegenheiten,“ sagte Heinrich, „worüber nur Sie im Stande sind, die nöthigen Aufschlüsse zu ertheilen.“

„Stehe wie immer zu Diensten!“ sprach der Alte. „Doch ehe Sie mit diesen ernsten Gegenständen anrücken, lassen Sie vorerst mich meine Neugierde befriedigen und verschmähen Sie nicht ein kleines Frühstück, was Ihnen herzlich und gastfrei geboten wird. Sie müssen ja doch sehen wie wir alte Haidschnucken in unserer Wüstenei hier leben!“

Er gab dem Steuermann einige Winke, und alsbald trug dieser, Schüssel, hölzerne Teller, Gläser und Flaschen herbei, die er auf einen unfernstehenden Tisch stellte. Dann deckte er mit glänzend

weißem Linnenzeug, einen Tisch, der vor dem Alten stand, und setzte flink, dunkelrothen Schinken und Wurst, treffliche Butter und englischen Käse, Gin und Porter, vor die Fremden, und lud sie mit gar holder Rede ein, zuzulangen und sich's schmecken zu lassen.

Robinson schüttelte den Kopf und Heinrich vergaß daß er sich bei dem alten, verhaßten Wittrin, dem Kapitain des Sclavenschiffes, befand.

5.

Hebe mir den Vorhang ganz,
Daß ich klar schau', was mich tödtet!

Die Papiere, welche Robinson an jenem Abende, da der Chevalier den indianischen Jongleur in Hannsens Kneipe für seine Zwecke erkaufte, dort von Meta erhalten hatte, lagen nun in einem Pakete, wohleingewickelt vor dem alten Wittrin, nachdem das Frühstück beendigt war, und jener die gewöhnliche Neugier solcher Leute, die selten Fremde sehen, befriedigt hatte.

„Und was soll ich Euch denn nun beichten, Herr," sprach dieser mit offener Miene, „die Papiere hier mach' ich gar nicht auf, denn es würde zu nichts fruchten, da ich mich nie viel mit Lesen

abgegeben habe, und meine Augen ganz schwach und widerspenstig geworden sind.“

„Nun wohlan,“ sagte Heinrich, „so mögt Ihr mir wenigstens Rede stehen, Wittrin. Ich bin Pöckmösers Sohn, dessen Schiff: Cornelia, Ihr einst geführt habt, ich bin von Allem gehörig unterrichtet, und weiß welche Ladung Ihr inne hattet, ohne Vorwissen meines Vaters, als Ihr es stranden ließet“ —

„Was wäre das?“ schrie der Alte, „ohne Vorwissen Eures Vaters? Wer kann das behaupten. Euer Vater Johannes Lauritz, war freilich damals noch Commis, aber er hatte die Procura seines Onkels Peter, oder Don Pedros, wie sie den alten Mexicaner nannten. Ich führte die Cornelia, aber ich that wie man mir befohlen hatte. Schiff und Mannschaft und Ladung sind dem Kapitain anvertraut. Will der Rheder daß Schiff und Ladung sinke, nun immerhin! es ist sein Eigenthum — die Mannschaft hab' ich geborgen!“

„Worin bestand aber die Ladung?“ sprach Heinrich nur noch mit Mühe an sich haltend.

„Worin anders als in rohem Zucker, Pfeffer, Cacao, Elephantenzähnen und Ebenholz?“ erwiderte trotzig der Alte, „wir kamen von der Küste Guinea und strandeten im Angesichte“ —

„Schon gut, Wittrin, schon gut,“ fiel ihm Heinrich in die Rede, „und Ihr behauptet daß mein Vater darum wußte?“

„Das kann ich beschwören, bei diesen weißen Haaren, die ich bereits acht und achtzig Jahre auf dem Kopfe trage, und die ich nun bald in die Grube legen will“ —

„Und Ihr entblödet Euch nicht, so nahe dem Tode, einen Meineid zu leisten?“ rief Heinrich entsetzt.

„Junger Herr, was ich beschwöre, ist wahr, Euer Vater wußte darum!“ erwiderte der Greis.

„O ewige Vorsicht!“ rief Heinrich aus, „er wußte darum, daß unglückliche Neger auf dem Schiffe waren, die Alle lebend ersäuft wurden?“

Hier erhob sich Wittrin aus seinem Sessel, sah hart vor Heinrich hin und sah ihn scharf an,

dann winkte er Scott hinauszugehen und schoß einen durchdringenden Blick nach Robinson. „Wer ist jener dort?“ fragte er barsch.

„Ein Freund, der mich hieherbegleitet,“ antwortete Heinrich.

„Hinaus!“ rief der Alte, und als Robinson nicht Folge leistete, wiederholte er seinen Ruf und fügte hinzu: „wenn Ihr meine Zunge lösen wollt, so müßt Ihr mir allein gegenüber stehen.“

Heinrich sagte hierauf leise einige Worte seinem Freunde, und dieser entfernte sich zögernd.

„Ich bin weit entfernt eine That läugnen zu wollen,“ fing nun Wittrin ruhig an, nachdem er sich wieder in seinen Sessel zurecht gesetzt hatte, „deren Verantwortlichkeit auf Andre fällt, da ich nur ein blindes Werkzeug in ihren Händen war. Viele Jahre sind seitdem verstrichen und die Alles mildernde Zeit hat jene Ereignisse in so weite Ferne zurückgedrängt, wie alle meine damaligen Leiden und Freuden, wie meine unerlaubte Brunst zur Frau Lotte und so weiter, und so weiter. Ihr wißt Dinge, junger Herr Pöckmöser, die Euch

Euer Vater wahrlich nicht erzählt haben wird, wie kommt Ihr dazu?“

„Er ist mein Vater nicht,“ sagte schnell Heinrich, „ich sage mich los von ihm“ —

„Ja, wenn Ihr das könntet!“ fuhr der Alte fort. „Er hat Euch nicht darum gefragt, wie er Euch machte. Wir Menschen sind nun einmal nicht Herrn unsers Willens, wir werden wie Bälle hin und hergeworfen, und so geschah es auch mir“ —

„Er ist mein Vater nicht!“ sprach Heinrich mit festem Nachdruck, und wohl steht es bei mir, mich von ihm loszusagen. Ich bin ein Findling“ — setzte er seufzend hinzu.

„So beklag' ich Euch doppelt,“ erwiderte der Andre, „Ihr bedankt Euch für diesen Vater, ehe Ihr wißt welcher Andre Euch noch einmal bevorsteht. Doch das geht mich nichts an. Vielmehr möchte ich wissen wie Ihr hinter den Schlich gekommen seyd. Alle Papiere und Rechnungen sind sorgfältig vernichtet, die sich auf jene saubere Handelschaft bezogen haben, die Cornelia und ihre geheimnißvolle Ladung ruhen im tiefen Schooße des

Oceans, die Matrosen sind Alle reichlich belohnt worden und in Indien geblieben, nur ich und mein Steuermann Scott leben hier beisammen auf der Lüneburger Haide; darum wollet mir vor allen Dingen sagen, was das für Papiere sind, die hier vor mir liegen, und die mein schwaches Auge nicht lesen, mein altes Gedächtniß nicht wiedererkennen kann, und die Euch unbezweifelt Kunde von der Geschichte gegeben haben."

„Diese Papiere fanden sich unter dem Nachlasse der Frau des Wirthes Hannsen, „zur Hoffnung der Seefahrer," auf dem Pinnasberge," sagte Heinrich.

„Nun so wollte ich doch — ich Esel!" schrie der Greis, „ich gab sie ihr zum Aufheben, ehe ich meine letzte Reise nach den Westindias machte. Dort mußte mich der Satan vom gelben Fieber reiten, und ich lag in St. Thomas ein halbes Jahr siech und elend, wobei ich Alles rein vergaß, was mir jemals im Leben begegnet war. Ich sage Euch, junger Herr, wie ich nach meiner Krankheit wieder nach Europa kam, war ich wie ein neugebornes

Kind. Ich kannte Niemand mehr und wußte nur noch mit Noth Deutsch zu reden. Es war ein Glück daß ehrliche Freunde mir meine sieben Zwetschgen aufbewahrt hatten, mit deren Hilfe ich mich hier ankaufte. Erst nach und nach ward die Erinnerung wieder in mir lebendig, aber wie durch einen Nebel sah ich manchesmal die Ereignisse vergangener Tage. Das rührte mich auch nicht sehr. Ich lebte hier einsam, heirathete die Tochter eines Nachbars, der fünf Stunden von meinem Hofe wohnt, denn näher sind sich die Nachbarn der Haide nicht, doch begrub ich mein Weib schon nach ein Paar Jahren. So ist mein Alter recht ruhig herangebrochen und meine Jugend liegt mir nun so fern, daß es mir vorkommt als habe ich gar nicht sie durchlebt, sondern Alles wäre einem Fremden begegnet, der mir's nur so wiedererzählt habe. So sehet Ihr mich nun hier — Euer Besuch, es ist wahr, ist mir unangenehm — aber Ihr seyd daran unschuldig — wer hieß mich auch dem Weibe die Papiere anvertrauen und sie ihr dann nicht ebfordern. Und warum hat sie diese Euch denn

nun gegeben? Ihr seyd doch wohl nicht bei ihr in meine Rechte eingetreten?“

„Sie ist todt“ — sagte Heinrich.

„Immerhin,“ sprach Wittrin. „Wir Alle müssen sterben. Da habt Ihr's denn wohl jetzt mit der Tochter, und die hat Euch die Papiere gegeben. Meinetwegen! Will hinter Eure Geheimnisse nicht kommen, wie Ihr hinter die Meinigen. Also ich will Euch denn die lautre Wahrheit sagen, frei und offen, mein Gedächtniß wird mir wohl treu genug bleiben. Und wenn mich selbst meine Offenheit in schwere Untersuchung brächte, was schiert's mich! Mit Acht und Achtzig lacht man die Richter auf der Erde getrost in's Gesicht. Ehe der Prozeß hier zu Ende ist, geht der droben an — nicht wahr? — ehe mich der Henker auf's Schaffot holt, hat mich der Tod beim Genick! Acht und achtzig Jahre muß die irdische Gerechtigkeit nicht säumen, da sind wir einer Andern verfallen, die gnädig waltet.“ — Die letzten Worte hatte er mit großem Ernste hinzugefügt, während er das Frühere mit einer extravaganten Lustigkeit vorbrachte.

„Seht nur, wie ich in der Mitte meiner Lebensjahre stand, kam ein reicher Hamburger, einige Jahre älter als ich, er kann jetzt wohl schon die Hundert voll haben, von Mexiko, mit vielem Gelde in sein Vaterland zurück. Was er in Mexiko getrieben, um zu dem Reichthum zu gelangen? Wer fragt darnach. Das ist eine Erscheinung, die sich täglich vor unsern Augen erneuert. Der reiche Herr kaufte ein Schiff, ließ es im Innern auf eine ganz eigene Art einrichten, worüber dazumal viel geschnattert wurde, befrachtete es, und da ich gerade zu haben war, so übergab er es meiner Führung. Wenn Ihr mich todtschlagt, so weiß ich nicht, was ich auf der ersten Fahrt geladen hatte, seht, so ist manchmal mein Gedächtniß treulos. Aber des Abends vor der Abreise kann ich mich noch wohl erinnern, als mich mein Rheder in sein Kabinet kommen ließ und mir mit süßen Worten und großen Versprechungen um den Bart ging, so lange bis ich ihm mein Leben und meine Seligkeit verschrieb für blankes Gold. Und so haben wir denn beide Wort gehalten. Der Teufel Don Pedro, oder Peter

Pöckmöser, das war mein Rheder, machte mich reich, und ich führte, mit falschen Papieren versehen, sein Schiff Cornelia, das den zwar damals noch nicht verpönten Sclavenhandel trieb — jedoch in Hamburg, wo sie voller Vorurtheile sind, und dem Don Pedro ohnedieß gern am Zeuge flicken wollten, mit dem tiefsten Schleier des Geheimnisses verdeckt wurde. So ging es lange Zeit hindurch und reichen Gewinn brachte dieser Handel. Ich war am Ende so daran gewöhnt Schwarze zu laden, daß ich sie in den Räumen, die schon dazu eingerichtet waren, neben einander schichten ließ, als wären's Waaren ohne Empfindung und Gefühl. Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier. Anfänglich machte das Ding einen curiosen Eindruck auf mich. Dann aber ging ich Morgens selbst durch die Räume um Alle, die etwa erkrankt oder gar schon todt waren, sogleich — der Reinlichkeit wegen — in's Meer werfen zu lassen, und dieser Ordnung und Sorgfalt verdanke ich's, daß selbst bei den längsten und beschwerlichsten Ueberfahrten, nur wenig Verlust an Sclaven war, und stets ein bedeutender

Gewinn abgeworfen wurde. Aber, mein Seel! ich weiß nicht — die Geschichte greift mich an. Ich dachte nur selten mehr daran. Seyd von der Güte, junger Herr, und reicht mir einen Schluck Gin!... Brr! 'runter ist er!.... Diese Morgenvisiten waren keinesweges angenehm — es war ein fauler, verteufelter Gestank bei den Sclaven und sie lagen gar unbequem da, trotz meiner Sorgfalt und Reinlichkeit. — Als nun aber der Sclavenhandel abgeschafft worden war, da wollte Don Pedro den guten Gewinn doch nicht fahren lassen. Noch als die Franzosen Hamburg besetzten, wußte er es so geschickt einzuleiten, daß ihm die falschen Certificate nie fehlten. Ein gewisser Belfort, der damals eine kurze Zeit hindurch die rechte Hand des Generalkonsuls war, verschaffte sie ihm immer" —

„Belfort, sagt Ihr?" rief Heinrich aus — „derselbe, der jetzt die Herrschaft Clichette bei Montpellier besitzt, wonach er sich nennt" —

„Verlangt doch nicht von mir, junger Herr," sagte der Greis, „daß ich so etwas auch wissen

soll — es nimmt mich Wunder daß mir der Name Belfort eingefallen ist" —

„Also weiter, fahrt fort!" sagte Heinrich, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte.

„So ging es denn viele Jahre hindurch fort. Kein Mensch hatte Arges dabei. Don Pedro wurde reicher und reicher, das ist aber eine Erscheinung die an der Hamburger Börse Niemanden Wunder nimmt. Die letzte Reise machte mein Rheder mit. Er wollte einen wichtigen Punkt persönlich schlichten und eine bedeutende Summe von einem Hause eintreiben, an dessen Solidität er zu zweifeln begann und Niemanden damit beauftragen konnte, weil sonst ein Licht über die Natur der Verbindung mit diesem Hause einem Dritten hätte angezündet werden müssen. Grade wie der Alte am Bord war, ging Alles conträr, als hätte der Teufel selbst seine Hand im Spiele. Windstille, Krankheiten, und Alles schien rettungslos verloren. „Wie weit sind wir vom Lande?" fragte mich in einer mondhellen Nacht Don Pedro — „Land ist ganz in der Nähe," erwiderte ich, „aber nicht

das, wohin wir steuern und wohin wir unsere Sclaven zu bringen denken. Dies hier ist eine französische Besitzung.“ — „Kann man mit einem Boote ohne Gefahr die Küste erreichen?“ fragte er wieder. — „Das ist ein Leichtes,“ sprach ich. „Nun wohlan,“ sagte er darauf, „so wollen wir das Schiff sinken lassen mit der ganzen Ladung. Wir und die Mannschaft werden in den Böten die Küste erreichen.“ Man rief die Matrosen zusammen, man stellte ihnen ihre hoffnungslose Lage vor, da die Sclaven von der Pest befallen seyen und wir noch so weit mit ihnen vom Bestimmungsorte wären, daß wir Alle nothwendig zu Grunde gehen müßten, wenn wir nicht zu dem äußersten Mittel schritten. Alle waren's zufrieden. Don Pedro, der alte Teufel, gab nun den Befehl, das Schiff leck zu machen, wir blieben so lange am Bord, bis es stark zu sinken begann, sprangen dann in die Boote, und hörten das verzweifelnde Gebrüll der untergehenden Schwarzen, die nicht im Stande waren sich zu rühren, geschweige denn zu retten. Aber das größere Boot, das mit vielen Menschen

und einer Menge von Gegenständen überladen war, ging im Angesichte der Küste unter, nur das Kleinere, worauf Don Pedro, ich, und die kleinere Anzahl der Matrosen uns befanden, erreichten dieselbe. Wir waren Schiffbrüchige, so hieß es, und die Versicherungssumme für Schiff und Ladung wurde, nach unsern falschen Papieren, dem Eigenthümer ausbezahlt."

Der Alte machte hier eine Pause und nahm wieder einen Schluck Gin.

„Es war eine entsetzliche Nacht, obgleich das Meer ruhig war, und der Mond angenehm leuchtete. Aber das sinkende Schiff, das Geschrei — es machte denn doch auf unsere rohe Seemannsseelen einen abscheulichen Eindruck. Es schien uns auch als wenn es in den Wellen von Haien und andern Ungeheuern wimmelte, die Alle wild herbeischossen, um ihren Theil am Fang zu haben. Es war recht gut daß das gelbe Fieber mir mein Gedächtniß nahm — ich hätte es die langen Jahre hindurch nicht ausgehalten und wäre vielleicht so toll und verrückt worden, wie Euer Onkel, der alte hundertjährige Peter."

„Mein Onkel," rief Heinrich voll Unwillen, „wer ist mein Onkel?"

„Ja so," sprach Wittrin, „nu, nu, nehmt's nur nicht übel — ich vergaß daß Ihr nicht Pöckmösers Sohn seyd. Jetzt hab' ich Eure Neugier befriedigt, und wahrhaftig! es hat mich angepackt! Aber nun müßt Ihr mir diese Papiere hier lassen — darum bitt' ich Euch — was sollen sie bei Euch? Ich will sie vernichten" —

„Nehmt sie hin!" sagte Heinrich trocken, „mein Vorsatz steht fest — die Rache will ich nicht heraufbeschwören — doch halt!" rief er schnell, indem er die Papiere, die schon Wittrin ergriffen hatte, diesem schnell wieder entriß. „Eines gehört nicht dazu — dieses hier!" und damit nahm er einen Zettel davon und wollte ihn zu sich stecken."

„Was ist das für ein Zettel?" fragte Wittrin.

„Er kann vielleicht einmal mir meinen Ursprung enthüllen" — sagte Heinrich, „und das ist mir von Wichtigkeit, ich stehe auf dem Punkte, alle Bande abzustreifen, die mich an Pöckmösers

Haus fesseln, und sehnlich wünschte ich die Enthüllung, wer meine Eltern waren?“

„Dieser Zettel unter diesen Papieren?“ fragte Wittrin mit Neugier, „was kann es damit für eine Bewandniß haben? Seyd von der Güte und les't ihn mir, denn meine Augen sind es nicht im Stande“ —

Heinrich las, „daß eine arme Frau im Mai des Jahres 18.., einen Knaben, Heinrich getauft, in's Waisenhaus brachte, den sie in einem Korbe, worin ein Zettel mit seinem Namen lag, gefunden zu haben vorgab.“ —

„Heinrich!“ schrie der Alte — „nun so höre denn mein letztes Geständniß, das Dir Deines enthüllt. Ich war rüstig und reich — wenn gleich alt — und hatte sträflichen Umgang mit Lotten, Hannsens Weib, sie ward guter Hoffnung von mir, da ihr Mann über Jahr und Tag zur See war. Sie mußte ihren Ruf retten — Mörderin an ihrem Kinde wollte sie nicht werden — daher trug sie ihr Neugebornes in's Findelhaus —

und dieſes Kind biſt Du — biſt mein Hein-
rich!“ —

„O Himmel und Erde!“ ſchrie dieſer voll Entſetzen und fiel gleich darauf beſinnungslos zur Erde. —

6.

— — — — —
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht? —

Die Nachricht, daß Heinrich unter Weges, auf der Heimreise begriffen, von einer Unpäßlichkeit befallen worden sey, war bereits im Pöckmöserschen Hause angelangt. In der That hatte die überraschende Entdeckung, die Heinrich im ersten Augenblicke seiner Sinne beraubte, ihm ein Fieber zugezogen, das nur den angewandten Mitteln des herbeigerufenen Lüneburger Arztes, weichen wollte. Sein wackerer Begleiter und Vertrauter, der Kapitain Robinson, mußte ihn auch verlassen, da seine „Frau Margaretha“ jeden Tag segelfertig seyn konnte, und so befand er sich in dem Hause, das nunmehr sein väterliches war, unter Leuten,

die er ohne Scheu nicht ansehen konnte, in der öden Haide, von Stürmen umsauft, und von innerer Glut verzehrt. Heinrichs Krankheit kam dem Chevalier erwünscht.

Er hatte dessen Abwesenheit dazu angewandt, die nähern Verhältnisse des indianischen Mädchens zu Heinrich, durch seinen erkauften Spion, den indianischen Jongleur, erspähen zu lassen. Was er durch ihn vernahm, war ihm jedoch keinesweges befriedigend. Die Schilderung, welche der verkappte Bramin von den Reizen seiner Landsmännin machte, erschienen so überspannt, daß der Chevalier sich nicht des Spottes enthalten konnte. Des doppelten Spottes, weil eine solche braune Wilde, zwar pikant seyn könne, nach seiner Meinung, jedoch nie schön — und weil er daraus abzunehmen glaubte, der wackere Gaukler hege selbst zärtliche Neigung für den fremden Schatz.

Wie dieser ihm nun vollends von der Alles übersteigenden, sich selbst vergessenden, aufopfernden Liebe des Mädchens vorschwatzte, da wies er den Botschafter unwillig von sich.

„Eine Bayadere!“ rief er, und er glaubte die Bedeutung zu kennen, „es ist ein feiner Betrug, doch von Indianern für Indianer ersonnen. Ein Franzose sieht weiter. Ich will Euch selbst überzeugen. Der braune Bursche ist in sie vernarrt. Ich werde mit der hindostanischen Schönheit ein Verhältniß anknüpfen, es ist der kürzeste Weg. Bis Heinrich von seiner Haidekrankheit genesen seyn wird, bin ich am Ziel — das ist gewiß — bei seiner Heidin!“ —

Als ein naher Verwandter Heinrichs ließ er sich bei Gadsalúnah melden, die in Gram aufgelöst, der Rückkehr ihres Heißgeliebten vergebens harrte.

Bei seinem Eintreten machte die natürliche Grazie, womit die Kleine sich ihrem Schmerze hingab, einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Weit ab schwärmten seine Gedanken von dem Wege, der ihn hieher geführt hatte. Er gedachte nicht mehr Heinrichs und seiner Reise, eine Liebeserklärung schwebte bereits auf seinen Lippen.

Da plötzlich erwachte in ihm der Gedanke daß

dieser zur Schau getragene Schmerz, Verstellung sey, daß seinem Golde, seiner Liebenswürdigkeit die Reize der feilen Bayadere, die zu diesem Handwerke ja seit der Geburt schon abgerichtet war, zum Opfer fallen müßte, er erblickte in ihr nur des Dichters „verlornes schönes Kind.“

Die Pause, die diese Betrachtung einnahm, hätte Gadsalünahs Aufmerksamkeit erregen müssen, da der fremde Mann ohne zu sprechen ihr lange gegenübergestanden hatte; doch sie war so verloren in ihrem Grame und sie erwartete nichts Tröstliches, von dem bleichen, schwarzgekleideten Manne, daß sie ohne ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken, stumm und betrübt auf der Erde sitzen blieb, wie es bei den Hindostanern, in Zeiten tiefer Trauer üblich ist.

Clichette brach endlich das Schweigen, um in englischer Sprache der Kleinen die Nachricht von Heinrichs schwerer Erkrankung zu überbringen, wozu er, wie er sagte, als ein naher Verwandter des Hauses, den Auftrag erhalten habe.

„Wo liegt er krank?“ fragte Gadsalünah,

„daß ich, als seine Gattin zu ihm gehen kann, um ihn zu trösten in seinen Schmerzen.“

„Weit von hier,“ erwiderte Clichette.

„O wär's in meiner Heimath“ — sprach sie, „dort würde ihn die milde Luft und meine Liebe gleich gesunden lassen. Aber wo ist es? schnell — schnell — ich darf nicht säumen. Er kann nicht gefährlich krank seyn! Seine Jugend, seine Kraft, die halten ihn aufrecht, die wird Brama nicht so schnell versiegen lassen. Er wird nach mir sich sehnen, führe mich zu ihm!“

Clichettes Scharfblick konnte hier nichts unterscheiden. Der Ausdruck, womit diese Worte gesprochen wurden, schien ihm in der That natürlich zu seyn. Er wollte die Sache daher auf das Aeusserste treiben.

„Dich zu ihm führen?“ wiederholte gedehnt der Franzose, „glaubst Du wirklich daß Deine Gegenwart im Stande seyn wird, ihm die Gesundheit wiederzugeben? Im Gegentheile, ich besorge daß Deine Reize, schönes Kind, seine Nerven, sein Blut, alle seine Sinne zu sehr aufregen würden,

und daß es daher besser sey, wenn Du Deine Künste hier an Gesunden verschwendetest" —

Dabei hatte er ihre Hand ergriffen, die sie ihm ruhig ließ.

„Viel hörte ich bereits von den Reizen Eures Tanzes, aber meine Nation thut es darin hier im Abendlande allen Andern zuvor," fuhr er fort, „und ich selbst schmeichle mir einiger Meisterschaft, daher mag es Dir verzeihlich erscheinen, wenn ich Dich bitte vor mir eine kleine Probe abzulegen. Nun, Mädchen, tanze! Du sollst Dich keinem Undankbaren gefällig erweisen."

„So müßten mich ja Indras Donnerkeile zerschmettern," rief Gadsalúnah, indem sie sich mit Abscheu von ihm losmachte, „wenn ich jetzt, da mein Gatte krank darniederliegt, vor Dir tanzen wollte, wenn ich es überhaupt thäte, ohne daß mir sein Befehl dazu ward. Und nie — nie würde er mir's befehlen! Ich bin nicht mehr die begeisterte Tänzerin, die bei Krischnas anmuthigen Festen zum Klange der Cymbeln und Becken, die Glieder bewegt — ich bin ausgeschieden aus der

Zahl der Schwestern, und die Gattin worden eines Mannes, den ich liebe — und meine Pflicht ist es sein zu warten mit treuer Sorgfalt“ —

„Und verunreinigt Euch nicht die Nähe des Sterbenden?“ fragte Clichette.

„Des Sterbenden?“ schrie sie, „wer stirbt? Bei dem Gotte des hundertfältigen Opfers, verschweige mir nichts, Europäer!“

„Je nun — so wisse denn, daß der, den Du Deinen Gatten nennst,“ fuhr der Chevalier fort, „an einer gefährlichen Krankheit darnieder liegt, die ihm das Leben kosten wird. Ich wollte Dir's anfänglich verschweigen, um Dich zu schonen“ —

„Mich zu schonen?“ sprach Gadsalúnah, „und Du wähntest das sey Barmherzigkeit? Nein — nun dank' ich Dir, daß Du mir die Wahrheit sagtest. Sogleich will ich ein Ghih bereiten um den Ausgang seiner Krankheit zu erfahren“ —

„Ein Ghih?“ fragte Clichette — was ist das?“

„Ein Brandopfer, das untrüglich prophezeiht,“ rief sie schnell — „o halte mich nicht auf!“ —

bei dieſen Worten wollte ſie das Zimmer verlaſſne —

„Du kannſt Deine Mühe ſparen!“ fuhr ihr Peiniger fort, der jenem Arzte glich, der mit kaltem Blute ſeine mörderiſchen Experimente an lebenden Thieren anſtellt, „er iſt“ — —

„O ſprich nicht aus!“ ſchrie mit zerreißendem Accente das arme Weib, und warf ſich mit dem Geſichte auf den Boden, indem ſie dabei in ein erſticktes, convulſiviſches Schluchzen ausbrach.

Clichette erhob ſie mit Mühe und trug ſie, die an allen Gliedern wie gelähmt ſchien, auf das nahe Sopha. Sie ſah gelb und verſtört aus, der heftige Fall hatte ihr zierliches Geſichtchen an mehreren Stellen blutrünſtig geſchlagen.

Der Chevalier ſtand ſeltſam ergriffen vor ihr. „Dies wäre bei einer Europäerin Wahrheit,“ ſo dachte er bei ſich, „aber eine Bayadere, iſt keiner ſo tiefen Empfindung fähig, wie dieſe hier heuchelt. Wer weiß nicht, wie dieſe Indianer, den körperlichen Schmerz gering achten. Welche Proben davon giebt uns nicht der religiöſe Wahnſinn der

Fakire, wer würde seinem Leibe Zumuthungen stellen, wie die in Europa allbekannten indianischen Jongleurs, die sich Degen bis in den Magen hinabstoßen und mit starken Nadeln, jeden Theil ihres Körpers durchstechen?"

Der Ausbruch ihres Schmerzes hatte einen widrigen Eindruck auf den entnervten Franzosen hervorgebracht, er wollte daher seine Botschaft wie seinen Besuch endigen und auf ein Andermal deren Wirkung erspähen. „Ich sehe Deinen Schmerz," sagte er, „und beklage daß ich ihn noch vergrößern muß. Wisse denn — Dein Heinrich ist bereits todt" —

„Todt?" schrie sie mit einem Ausdrucke, der selbst eine leichte Regung von Mitgefühl in Clichettes Herzen von Stein, hervorrief. „Nun denn wohl ihm und mir!" setzte sie gemäßigt hinzu. „Wir waren im Leben Eins, wir werden im Tode nicht getrennt seyn. Mit seiner Leiche will ich den Scheiterhaufen besteigen, wie es dem Weibe ziemt — ach!" rief sie aber sogleich wieder mit dem schmerzlichsten Ausdrucke, „ich vergaß daß

Ihr den Körper nicht der reinen, läuternden Flamme übergebt, sondern daß Ihr ihn in den dunkeln Schooß der Erde, in Nacht und Verwesung vergrabt. Oh, ich Unglückliche! Der letzte Trost wird mir in diesem Lande geraubt, der Trost mit ihm zu sterben!“

„Was wolltest Du thun?“ sprach mit tückischem Lächeln der Chevalier. „Mit Deinem todten Liebchen den Scheiterhaufen besteigen? Du bist wohl närrisch, mein Kind — und Du kennst noch zu wenig unsere europäischen Gebräuche. Der Todte wird in die Erde gesenkt — Du aber bleibst auf der Erde, zur Freude Deiner Mitmenschen, wovon ich Einer zu seyn die Ehre habe“ —

„Ich verstehe Dich nicht,“ schienen Gadsalünahs verstörte Blicke zu fragen.

Er fuhr fort: „Sieh, mein Kind, ich will Dir ja gern Deinen Schmerz glauben, und fordre gar nicht so schreckliche Beweise von Dir. Verbrennen! weißt Du was das heißt? Feuer thut weh — hast Du schon jemals den Finger zum Licht gehalten und erprobt wie das thut?“

„Den Finger — die ganze Hand verbrennt sich die Wittwe, um ihrer Familie zu zeigen daß es ihr Ernst sey den Scheiterhaufen zu besteigen. Der herzgeborene Liebesgott umfächelt das treue Weib in den Flammen, und trägt sie hinauf nach Waidschayanta, dem Götterpalaste. Was ist der Schmerz? Hast Du jemals von unserm Volke gehört — von den Jogis und Saniassis? Ich sah einen solchen im Thale von Jagernaut, mit emporgesträubtem Haare, welches seine Arme hielten, starren Auges in die Sonne sehen, und so stand er viele — viele Jahre — nur geätzt von dem, was die frommen Pilger ihm in den Mund steckten — Tag und Nacht stand er, offenen Auges, und Schlingpflanzen wucherten an ihm empor, und Termiten hatten bis zum halben Leibe ihre Wohnungen an ihm gebaut, und Vögel umflatterten ihre junge Brut in den Nestern unter seinen Achselhölen. Seit ich das gesehen, wußte ich daß der Körper nichts sey, und die Seele Alles — und sollte ich nicht freudig in die Flammen mich werfen, um mich ihm dort oben zu verbinden?“

Der Chevalier beobachtete sie lange und schwieg. Aber in seinem Innern bildete sich ein so kühner Gedanke, wie er nur je in dem Kopfe eines entarteten Wollüstlings entsprang.

Daß es Gadsalünah nicht Ernst seyn könne, sich mit der Leiche Heinrichs verbrennen zu lassen, das sah er zu deutlich ein, aber er war neugierig um zu sehen, wo sie eigentlich hinauswollte. Sie will sich damit interessanter machen, dachte er, oder sie will die Gewißheit von seinem Tode haben, um nachher andere Saiten aufzuziehen.

„Je nun," sprach endlich tückisch forschend der Chevalier, „es gäbe auch in diesem Lande wohl Mittel Dir den sehnlich herbeigewünschten Trost zu verschaffen. Es halten sich hier zu allen Zeiten Priester Deiner Lehre auf, die mit unsern Schiffen aus Deinem Lande hieher kommen, es wäre sogar möglich für eine bedeutende Summe die Erlaubniß der Regierung zu erhalten, ein Todtenopfer nach Deiner Weise zu begehen. Was uns betrifft, so sind wir darin zu aufgeklärt, um nicht Deinen Zerimonien freien Lauf zu lassen, was mit dem

entseelten Körper vorgenommen wird, ob er verbrannt oder beerdigt werde, ist uns gleich, auf dem Meere ertränken wir unsere Leichen. Wenn ich wüßte daß es Dir Ernst wäre, so wollte ich die nöthigen Anstalten sogleich treffen" —

Er hielt, Gadsalúnah scharf beobachtend, inne. Diese aber schien mit einem Male neue Lebenskraft zu erlangen, ihre Wange färbte ein glühender Schimmer, ihr Auge glänzte verklärt, sie erhob sich mit Kraft und warf sich vor dem Chevalier auf die Kniee, wie vor einem göttlichen Wesen.

„Wenn Du mir Das in diesem Lande zu gewähren im Stande bist, so will ich den Augenblick segnen, daß ich seine Küste betrat, und Dich wie einen Strahl der ewigen Macht verehren und anbeten," sagte sie.

Clichette trat einen Schritt zurück. Ein seltsamer Kampf erhob sich in seinem Innern. Sollte er nach leichter, französischer Weise den Spaß nun weiter treiben mit der Bayadere, sie hintergehen, und aus dem Verbrennungsfeste einer indischen Wittwe, das nur bis zu dem Anzünden des Schei-

terhaufens getrieben werden dürfte, seinen lustigen Brüdern einen originellen Scherz bereiten, die als Braminen verkleidet, bei dem Verbrennen der interessanten Büßerin Rollen übernehmen könnten? Dann dachte er wieder, wie — wenn es wirklich dahin käme — daß ich dieses schöne Weib allein hätte, an entlegenem Orte, und es sich mir nicht hingeben wollte — und ich ließe ihrem religiössinnlichen Fanatismus freien Lauf, und setzte ihrem freiwilligen Tode nichts in den Weg — und ein finstrer Geist der ihn beherrschte, trieb ihn dazu an. —

„Komm' es denn, wie es komme," sprach er zu sich, „ich beginn' es als Scherz, mag es wie Ernst enden."

„Ich betrachte Dein Stillschweigen wie Theilnahme," fing Gadsalúnah wieder zu sprechen an, „Du denkst darüber nach, wie Du mein Vorhaben ausführen willst. Ich danke Dir dafür, theurer Mann. Doch vor Allem bitte ich Dich, daß Du mir den weisen, frommen Schalikram sendest, der hier im Orte lebt, und der mich kennt, und

mich besucht hat, damit er mich zu meinem großen Werke erstärken möge."

„Erstärken?" sprach Clichette höhnisch, denn der Betrug schien ihm jetzt augenscheinlich, da sie den von ihm gut gekannten Indianer selbst verlangte. „Wozu wäre das nöthig? Du sprichst ja mit einer Ruhe davon als solltest Du zum Tanze gehen — Du hast Dich wunderbar schnell erholt und zeigst wahrlich nicht die geringste Schwäche" —

„Und sollte ich schwach seyn," erwiderte Gadsalúnah, „da sich mir die glänzendste Aussicht zeigt? Werde ich ihn nicht in meinem Arme halten, dem mein Leben geweiht war, werde ich nicht seinen stummen Mund an den meinen drücken dürfen, nicht seine starren Augen nach mir kehren, wenn das heilige Samiholz zum Brautbett uns aufgeschichtet seyn wird? In dem Augenblicke daß die Flamme unsere Glieder verzehrend berührt, werde ich ihn glühend umschlingen, wie zum ersten Male ich es that, und in dieser Seligkeit keine Schmerzen achten und unser Wesen in Eins untheilbar und ewig verschmelzen!"

„Ich begreife Deine Sehnsucht, Bayadere,“ sprach trocken der Franzose, „ein solcher Tod beut himmlische Lust — und ich will gehen sie Dir nach Kräften zu beschleunigen. Bald siehst Du mich wieder.“

Und mit diesen Worten verließ er die arme Wittwe, noch immer unentschlossen wie er das begonnene Werk der Nacht wenden, ob er ein Lustspiel oder Trauerspiel daraus machen sollte. Er wollte noch diesen Abend Beauleau, den verlappten Bramin, davon unterrichten. Die Ausführung schien ihm nicht schwierig. Das einsam gelegene Haus des alten Don Pedro, welches er auf jenem trüben morgendlichen Ritte mit Holzmann, durch Zufall kennen gelernt hatte, und von dem ohnedieß im Volke die Sage ging, das der tollste Spuck darin gehalten würde, schien ihm eine Scene zu jedem schauerlichen Abenteuer zu seyn, und daher auch zu dieser Gelegenheit willkommen. Mit dem wahnsinnigen Greise hoffte er leichtes Spiel zu haben, und daß ihm dieser in seinem Hause jeden Unfug unter Vorspiegelungen, die

seinem Geize und seiner Narrheit fröhnten, gestatten würde.

Im Comptoir ließ er sich an diesem Tage nicht sehen, so stark beschäftigte ihn die Sache. Nur Blanche sagte er leise im Vorbeigehen: daß die Stunde einer fürchterlichen Rache tage, worauf sie wie gewöhnlich mit einem wehmüthig schmerzlichen Lächeln antwortete.

Gadsalúnah aber legte, sobald der Franzose sie verlassen hatte, weiße Gewande an, und harrte strengfastend in stummem Schmerze und stillem Gebete der Ankunft des Braminen, wie es den Wittwen in ihrer Heimath durch das Gesetz vorgeschrieben ist. —

7.

Beschwöre nicht im tollen Frevelmuth
Die feindlichen Gewalten, die hier
schlummern — —

Wilhelmine Pöckmöfer, war keine glückliche Braut zu nennen. Ihr Bräutigam kam ihr fremd, räthselhaft und geheimnißvoll vor, und sie wünschte manchmal im Stillen, daß die Wahl ihrer geliebten Eltern auf einen Andern gefallen seyn möchte, als auf den Franzosen. Makler Trietsch, obgleich er keineswegs die glänzenden Eigenschaften des Chevaliers besaß, wäre ihr als ein viel willkommnerer Freier erschienen. Sie konnte nicht wegläugnen, was Alle Welt an dem Chevalier pries; aber alle Welt sah ihn nur aus der Ferne und zu gewissen Stunden, wer ihn aber — wie es nun bei ihr wohl der Fall gewesen war — zer-

freut, brütend, überwacht, unfreundlich, wohl gar mürrisch gesehen hatte, konnte sich unmöglich eines unheimlichen Gefühls in seiner Nähe erwehren.

Die arme Wilhelmine trug jedoch ihr Schicksal in Geduld; in keinem Falle hätte sie, die gehorsame Tochter, durch Klage oder Unzufriedenheit mit ihrem Loose, die Besorgniß ihrer Eltern erregen wollen. Anfänglich glaubte sie durch ihre innigste Neigung, die sie ihrem Bräutigam bemerkbar zu machen bemüht war, würde sie dessen Sorge verscheuchen, und seinen Zügen ihre frühere ewige Heiterkeit wieder zu verleihen im Stande seyn. Sie erschöpfte sich in Liebkosungen, in zärtlicher Sorgfalt, in jenen kleinen Zudringlichkeiten, die nach ihrer Meinung einer Geliebten so wohl anstehen; dadurch machte sie aber Uebel ärger, und es schien als verscheuche sie ihn fast gänzlich aus ihrer Nähe. Sie forschte nunmehr, jedoch einzig und allein mit sich zu Rathe gehend, welches die Ursache von Clichettes Benehmen seyn könne, und da ihre Erfahrung nur gering war, leitete sie der gewöhnliche Instinct der Verliebten zur Eifersucht.

Eine Andre mußte es seyn, welcher der Chevalier alle seine Liebenswürdigkeit weihte, mithin sie vernachläßigte, dies stand fest bei ihr. Sie musterte alle Schönen und Unschönen, in dem Kreise, worin sie sich bewegte; und war es bald die Eine, bald die Andre, gegen welche sie Argwohn schöpfte, so zeigte sich's doch, daß ihr Verdacht keinen Halt hatte und sie ward auf's Neue in dem unendlichen Meer banger Zweifel umhergeworfen.

Lange schwankte sie, ob sie dem Chevalier selbst ihren Gemüthszustand enthüllen sollte, um endlich einmal klar zu sehen, aber immer hielt sie die Scheu davon zurück und sie wandte sich, da sie nicht mehr im Stande war diese Pein allein zu tragen, an Blanche, um durch eine Mittheilung ihr Herz zu erleichtern.

Ach, Blanche, die zierliche, muntere Blanche, wie war die auch so verändert. Alle Munterkeit war von ihr gewichen — sie starb dahin im trüben Grame. — Mein Gott! wie die Liebe doch so schreckliche Veränderungen in dem Menschen hervorbringen kann, dachte Minchen

mit Schaudern; denn sie wußte nicht welcher Art das Gefühl der Verschmähten ist, daß gebrochener Stolz es ist, der das Herzchen verzehrt, und daß in der kranken Brust jetzt eine fürchterliche Leidenschaftlichkeit keime, zu ohnmächtig, um nach Außen zu wirken, ihre Pflegerin selbst der Vernichtung preis giebt.

Trost konnte Wilhelmine von Blanche nicht erwarten; nicht einmal jene Redseligkeit fand sie bei ihr, die, eine ergiebige Quelle, wie ein Wunder, auf den ersten Schlag der Wünschelruthe aus dem Felsen springt, im strömenden Schwall gleiche Empfindungen mitbringt, und sich unwillig ergießt über Treulosigkeit und Unempfindlichkeit der Männer, und zuletzt über das Thema: „so sind sie Alle“ eine prächtige Kaskade bildet.

Blanche konnte ihrer Freundin nichts sagen, weil sie wohl fühlte, daß diese sie nicht verstanden hätte; sie konnte ihr auch keinen Trost bieten, denn sie wußte daß sie mit ihrem Bruder nie sich glücklich fühlen würde; daß Einzige war, daß sie sie zur Geduld ermahnte, da Alles hienieden, was uns

geheimnißvoll, bedrückend, ja peinigend erscheint, seiner endlichen Lösung entgegenreift, und sey es auch an dem Rande des Grabes. Daß diese Worte nicht im Stande waren die Zweifel einer Braut zu beschwichtigen, kann Niemand befremden, eben so darf man aber versichert seyn, daß sie immer fortdauerten. —

Dies, so wie ihre beiderseitige Stimmung, hatte die Mädchen mehr und mehr von einander entfernt. Madame Pöckmöser fröhnte auch nicht mehr den gewohnten Vergnügungen und sie lebten daher ziemlich einsam und einförmig auf ihrer Villa, die sie vor dem Thore besaßen.

Eines Abends, da Blanche und Wilhelmine, einer häuslichen Verrichtung wegen zur Stadt gekommen waren und die Erstere im Besuchzimmer dasaß, den Wagen erwartend, stürzte Wilhelmine, in großer Aufregung zu ihr herein, kaum eines Wortes mächtig. Blanche hatte sich einen kalten Gleichmuth zu eigen gemacht und wäre bei Wilhelminens Erscheinung keineswegs beunruhigt worden, wenn nicht gerade ihre Gedanken

bei Heinrich verweilt hätten, dessen plötzliche Erkrankung in dem Hause des alten Wittrin, sich erst gestern bis zu ihr verbreitete. Wie ein Blitz durchzuckte es ihre Seele, sie sprang auf und fragte mit Entsetzen: „ist er todt?“

Wilhelmine starrte sie an; „Wer?“ entwand sich ihrer gepreßten Brust.

Blanche rief gesteigert: „Er — Dein Bruder!“ —

Wilhelmine schüttelte den Kopf: „Nein — die Italienerin — die Kleine — Schwarze!“

„Seine Geliebte?“ fragte wieder Blanche, und eine krankhafte Röthe überflog das bleiche Antlitz. „Die Indianerin ist todt?“

„Ach, wer spricht davon“ — sagte Wilhelmine mit leisem Unwillen — „die Italienerin, die hübsche, kleine, schwarze — mit den Wachslarven — sie ist bei ihm — jetzt — und es ist ja doch in dieser Jahreszeit von keiner Maskerade die Rede!“ Dabei warf sie sich an Blanches Brust. Diese merkte nun sogleich, daß hier von Eifersucht die Rede war, und daß eine niedliche Italienerin,

welche mit feinen Wachslarven, die ihr Vater verfertigte, hauſiren ging, ſich zur Abendſtunde bei ihrem Bruder eingefunden habe.

Verächtlich machte ſich Blanche von dem Mädchen los, und nahm ihren frühern Platz wieder ein.

„Welche Erbärmlichkeit,“ ſprach ſie ſchroff und kalt, „und wie Du mich damit erſchreckt haſt. Sage mir lieber, weißt Du nichts von Heinrich? Iſt ſeine Krankheit von Bedeutung? Du haſt Deinen Vater geſehen — was haſt Du erfahren?“

„Nichts — nichts“ — rief Wilhelmine, deren Aufregung ſich mit jeder Minute ſteigerte, „es hat gar nichts zu bedeuten — er wird bald wieder hier ſeyn — aber dort — bei ihm — bei Hippolyt — jetzt, in dieſem Augenblicke — o Blanche! bei unſerer Freundſchaft, bei Deiner Liebe! bei unſerm Heilande, beſchwör' ich Dich! rette mich, es ſteht bei Dir — reiſſe mich aus meinen Zweifeln — in Deinem Zimmer kann ich ſie belauſchen — gieb mir den Schlüſſel“ —

„Wie unwürdig!“ sagte Blanche mit einem leisen Anfluge von Entrüstung. „Lauschen, wenn Wäscherinnen, Nätherinnen und ähnliche Geschöpfe sich häuslicher Angelegenheiten wegen einfinden — welche Entdeckung könntest Du machen?“

„O doch“ — erwiderte Wilhelmine, „ein Geheimniß wird ausgebrütet, das ist gewiß. Das Mädchen ist nicht allein bei Hippolyt, sonst — und wüßte ich dadurch seine Treue oder Untreue klar wie den Tag zu schauen — würde ich die Lauscherin nicht abgeben wollen — aber auch Andere sind bei ihm zugegen“ —

„Um so mehr,“ sprach nun ernstlich unwillig Blanche, „sie werden ein Gelag halten, einen Scherz veranstalten — was weiß ich — laß' mich, Wilhelmine — ich will davon nichts wissen. Es wird spät, wir wollen zur Mutter hinausfahren.“

Wilhelmine jedoch beruhigte sich dabei nicht, sie warf sich mit einem, an ihr nie zuvor bemerkten Feuer vor Blanche nieder und umfaßte ihre Knie: „Kannst Du mich so kalt verzweifeln lassen? Sieh — ich fühl' es — daß von dieser

Stunde mein — Dein Geschick abhängt. Ich muß hinter den Vorhang blicken, der mir meine Zukunft verbirgt. Ich stehe nicht auf, bis Du mir den Schlüssel gegeben hast.“

Die reizbare Blanche sah sich von der ungewöhnlichen Stimmung des Mädchens seltsam ergriffen, sie — die ohnedieß geneigt war — innern Stimmen, Ahnungen, Andeutungen, Raum zu geben — betrachtete die Knieende einen Augenblick, hob sie dann auf, und indem sie in ihre thränenden Augen einen tiefen Blick senkte, sprach sie, unter einem verlegenen Lächeln, ihre eigene Gemüthsstimmung, schwach verbergend: „Genug, Närrchen! Beruhige Dich — wie sollt' ich denn so hartherzig seyn. Ehe wir fahren, muß ich ja Hut und Shawl aus meinem Zimmer holen, Du magst mich dahin begleiten, wenn Du willst, und Deine seltsame Neubegier befriedigen.“

Hierauf ergriff sie die Zitternde bei der Hand, führte sie nach ihrem Zimmer, steckte leise den Schlüssel an, und mit hochklopfendem Herzen, und angehaltenem Athem, standen Beide, ohne ein Wort

weiter zu verlieren, an die Thür geheftet, die Blanches Zimmer von dem ihres Bruders trennte.

Sie konnten von dort aus den ganzen Raum übersehen. Der Chevalier saß auf dem Sopha, eine Cigarre im Munde, vor ihm auf einem Sessel ein brauner Mann, in einem weißen Turban, in dem die Mädchen mit Entsetzen, jene Erscheinung wieder erkannten, die sie vor einiger Zeit, in Begleitung eines Löwen, auf dem Stintfange sahen, als sie mit der Mutter und Heinrich hingefahren waren, um die zurückgekehrte „Frau Margaretha“ zu begrüßen.

„So hängt denn Alles dies zusammen!“ flüsterte Wilhelmine so leise als möglich — aber Blanche deutete ihr — den Finger auf den Mund gelegt — Stillschweigen an.

Unfern der Thür hielt sich der häßliche Holzmann, den Niemand im Hause leiden mochte, und in der Mitte des Zimmers stand, ein Körbchen am Arm, mit freiem Blicke umherschauend, die zierliche Gestalt der kleinen Italienerin.

„Du hast nichts weiter zu thun, als nach dem

Bilde hier zu arbeiten," sprach Hippolyt, indem er auf ein Bildniß zeigte, das vor ihm auf dem Tische lag, welches große Brillanten zierten, die gar herrlich im Scheine der Lampen leuchteten. „Die Aehnlichkeit darf nicht sclavisch seyn; Du thust sogar wohl daran, die Nase eingefallen, die Lippen halbgeöffnet, und die obere bedeutend hervorstehend, die Augen aber geschlossen zu formen, da es einen Todten vorstellen soll. Es versteht sich von selbst, daß Du die Farbe ganz bleich giebst. Wenn Du das Bild bis Morgen Abend geliefert haben wirst, so erhälst Du den verlangten Preis ohne Widerrede."

„Bis Morgen Abend," sagte das Mädchen mit fremdem Accente, „bis Morgen Abend ist das Ding rein unmöglich. Der Vater muß die Form modeln und das ist sobald nicht geschehen, wenn die Larve ähnlich und treu seyn soll" —

„Er arbeite die Nacht hindurch," rief der Chevalier, „und ich lege zwei Ducaten zu — aber unerläßlich ist es, daß ich die Maske bis Morgen Abend habe" —

„Das ist eine blanke Unmöglichkeit," behauptete das Mädchen.

„Je nun," sprach mit bescheidenem Tone Holzmann, der bis dahin seinen ekelhaften Mund noch nicht geöffnet hatte, „wenn Ew. Gnaden die Larve auch erst Uebermorgen haben würden, was thut's? zur Maskerade immer noch Zeit genug" —

„Schweig'!" herrschte ihn der Chevalier an.

„Wenn's zur großen Maskerade am Polterabende der reichen Dame, auf dem Landhause vor dem Dammthore seyn soll," sagte nun das Mädchen, „da wär's freilich noch lange hin — aber — was dabei die Todtenmaske soll" —

„Es ist gut," warf ihr Clichette hin, und sich zum Indianer wendend, fragte er auf Englisch: „Was meint Ihr dazu?"

„Je nun," erwiderte der, „und wenn wir die Sache noch so sehr beschleunigen, so sind nach den Vorschriften unserer Religion drei Vorbereitungstage unerläßlich."

„Teufel! das ist lang!" rief Clichette unwillig aus, „wenn uns nur bis dahin nicht der

Todte auferſteht! —/ Nun gut," wandte er ſich hierauf wieder zu dem Mädchen, „ſo mag's denn ſeyn, bis Uebermorgen! dann aber ſicher" —

„Wir halten Wort," ſprach ſie, „und das hier" — auf das Bildniß zeigend — „nehm' ich mit."

Sie hatte ſchon die Hand danach ausgeſtreckt, als der Indianer mit Schnelligkeit darauf zuſprang, und es an ſich riß.

„Halt!" ſchrie er, mit einem ſcharfen Blicke nach dem Chevalier, „das kann ich nicht aus der Hand geben — was ſoll mir Bürge ſeyn — daß" —

Jener ergriff es aber und ſagte ſtolz: „dem Mädchen hätt' ich ohnedieß nicht die koſtbare Einfaſſung mitgegeben" — und mit einem geſchickten Drucke hatte er das Bildniß aus dem Brillantenreife gepreßt, und es ſo der Italienerin überreichend, ſprach er: „dies genügt um die Larve zu verfertigen" —

Das Mädchen ſah den Herrn lächelnd an, als fände ſie dies Verfahren ganz in der Ordnung und empfahl ſich mit einem leichten Knixe; Clichette

aber behielt die Steine in der Hand, bis sie von Holzmann zur Thür hinausbegleitet worden war, dann warf er sie dem Indianer mit den Worten hin: „da ist der Lohn voraus! Ich will sehen wie Ihr ihn verdient!“ —

Wilhelmine hatte sich mit leiser Frage an Blanche geschmiegt, diese lag aber, mit ihrem Blicke gierig saugend, an der Thürritze und stieß sie, ohne Antwort zu geben, rauh von sich.

Aber Wilhelmine, die das Ganze nicht begriff, hatte nun Alles gesehen, was sie sehen wollte, und setzte sich halb schmollend, halb grübelnd, auf's Kanapee, recht böse auf Blanche, die jetzt — nachdem die Italienerin schon fortgegangen war — und die Männer wahrscheinlich von der bevorstehenden Maskerade zu sprechen anfangen würden, noch immer von ihrer Neugier an der Thür gefesselt blieb.

„Und soll nun Gadsalúnah wirklich verbrannt werden?“ fragte forschend der Indianer.

„Ah!“ schrie dumpf Blanche —

„Was giebt's?“ rief die aufspringende Wilhelmine.

Jene winkte mit der Hand — es sey nichts.

„Dumme Frage,“ sprach Clichette, „was hätte ich davon? Ich will nur sehen wie weit es die Buhldirnen bei Euch zu Lande in der Verstellung treiben können — wie weit sie es bei uns darin gebracht haben, weiß ich. Sie mag sich zu ihrer Wachspuppe auf den Scheiterhaufen legen — ich lasse, der Teufel hole mich, anzünden — und — wetten wir — daß sie schreit?“

„Kann seyn!“ sagte der Indianer, der bei sich wohl einen andern Plan mochte ausgeheckt haben.

„Ich lasse sie dann nur unter einer einzigen Bedingung leben, versteht Ihr mich?“ fuhr lachend der Chevalier fort, „sie soll den Flammentod in meinen Armen finden — o über den Thoren, der einer solchen Indianerin wegen, die Hand eines europäischen Mädchens von Familie verschmähte! Sie belustige mich dann zu gewissen Stunden — wir lassen sie einstweilen in dem Hause des aberwitzigen Alten, wo sie Niemand suchen wird, und den ich Morgen mit dem Frühesten dazu bearbeiten werde. Ihr geht zur Bayadere, als Bramin, und

macht Ernst — Ihr seyd doch in den Gebräuchen bewandert?“

Der Indianer versicherte es.

„Es wäre verwünscht, wenn sie die Heuchlermaske früher fallen ließe, und mir den Spaß verdürbe,“ rief mit übermüthigem Tone Clichette, „vom Scheiterhaufen herab will ich sie heben und mich dann ihrer Gunst erfreuen“ —

„Zweifelt nicht daß sie ihn besteigen wird“ — sagte ernst der Indianer, „und besorgt indeß Alles Nöthige bei dem Alten, während ich bei Gadsalünah mein Amt beginne.“

„Verlaßt Euch darauf und lebt wohl!“ sprach der Chevalier.

Aber der Indianer trat hart zu ihm hin, mit den Worten: „Ich hatte mir das Ding ganz Anders gedacht, nun erst begreife ich was Ihr wollt. Ihr selbst seyd lüstern nach dem Mädchen und ich bin weiter nichts bei dem abenteuerlichen Handel als Euer Kuppler. Wozu nun aber dies Alles? am Ende könnte denn doch Gefahr dabei herauskommen? Warum geht Ihr nicht gerade zu“ —

„Wollt Ihr daß ich mit einer Liebeserklärung, mit Versprechungen herausrücke?“ rief Clichette, „soll ich etwa den empfindsamen Narren bei einer solchen Dirne machen, und mich am Ende noch von ihr auslachen lassen? Nein — mag doch der Spaß jetzt zu Ende getrieben werden, wie er begonnen! Wie ich ihr den Tod Heinrichs meldete, dachte ich nicht daran, daß sie darauf bestehen würde, sich mit ihm verbrennen zu lassen, nun sie das wollte, ward es mir erst recht klar, wie falsch diese kindische Gauklerin mit uns Allen spielt. Sie finde nun ihren Mann an mir! Alles ist günstig für unsern Plan und selbst meine Bekanntschaft mit Don Pedro, die ich so ganz zufällig machte, kommt mir dabei zu Hilfe. Gehet jetzt, Beauleau! und versäumt nicht mir Morgen zu rapportiren, wie ihr die Heuchlerin fandet.“ —

„Ihr sollt mit meinen Diensten vollkommen zufrieden seyn,“ sprach der Indianer, indem er Clichette verließ.

Nun eilte Blanche auf Wilhelmine zu: „Höre, beßte Freundin,“ sagte sie leise hauchend

zu ihr, „welchen Dienst ich von Dir fordre. Du fährst allein hinaus zur Mutter, und sagst ich wäre unwohl in der Stadt geblieben. Und in der That, ich befinde mich nicht wohl, und die Abendluft an der Alster, könnte mir ein Fieber zuziehen“ —

„Um Gotteswillen!“ rief Wilhelmine, die jetzt erst wie aus einem Traume erwachte, „was ist vorgefallen, warum soll ich allein“ —

Blanche hielt ihr den Mund zu und sah sich besorgt um, aus Furcht ihr Bruder oder Holzmann könnten nun die Lauscher machen.

„Kein Wort oder wir sind verloren!“ sprach sie wieder in ihrem vorigen Tone.

Wilhelmine zitterte an allen Gliedern und starrte die Furchtbare an, die jetzt ein kleines goldenes Crucifix, das sie am Busen trug, hervorzog und leise zu ihr sprach: „knie nieder und lege die Finger auf das Bild des Gekreuzigten und schwöre mir, Niemanden irgend etwas zu verrathen von dem was Du hier gehört und gesehen“ —

Wilhelmine zögerte voll ängstlichen Erstaunens.

„Eben so wenig,“ fuhr Blanche fort, „daß ich nicht krank sey, zu entdecken — dies schwöre mir, wie ich es Dir gebot, denn wenn Du mich verriethest, ich weiß nicht, ob unser beider Leben nicht auf dem Spiele stünde, ich kenne den Schrecklichen!“ —

Die letzten Worte hatten Wilhelmine ganz außer Fassung gebracht.

„Zögre nicht, die Stunde ruft und ich muß handeln, um fürchterliche Folgen von uns abzuwenden — knie nieder und schwöre!“

Ein leiser Druck ihrer Hand auf Wilhelminens Schultern, hatte diese in die Knie sinken lassen, Blanche hielt ihr das Crucifix hin und jene schwur ängstlich, mit bebender Stimme, und hochklopfender Brust den Eid ewigen Schweigens.

Es wäre ein Bild, werth eines großen Meisters gewesen, die zwei leuchtenden Mädchengestalten, in dem vom Zwielicht matt erhellten Zimmer, die Eine knieend, die Andre vor ihr mit dem funkelnden Kreutzchen stehend, die Knieende die Lippen, zu fast unhörbaren, schauerlichen Worten be-

wegend. Nicht wie ein Schwur, einer Beschwörung gleich, war es zu vernehmen, und als regten sich in dem dunkeln Raume, unweit der Thür, geheimnißvolle Wesen, Geister der Rache, die ein leises Rauschen vernehmlich machte, und die, wenn ihre Nähe gleich der Unschuld Schutz verhieß, sie dennoch mit Grausen beschlich.

Der Schwur war geleistet und wie von unsichtbaren Schrecken gejagt, sprang Wilhelmine auf, und huschte, auf ihrer Freundin Ermahnen, so leise als sie es vermochte, den hellen Gang entlang zur Hausthür, vor welcher der Wagen stand. Hier erst athmete sie wieder frei. Das wohlbekannte, väterliche Haus war ihr entsetzlich erschienen, einige Ruhe kehrte erst wieder in ihr Gemüth, da ihr die erhellten Fenster der Villa entgegenleuchteten, am Ufer der Alster, worauf freundliche Boote mit Sängern und Spielleuten, im lauen Sommerabendwinde, hin und her wogten.

Aber in Pöckmösers Hause auf dem Hürter begab sich jetzt eine stürmische Scene. Blanche war wieder zur Thür getreten, und hatte durch die

Ritze ihren Bruder beobachtet, der Holzmann für diesen Abend verabschiedete, und dann allein in seinem Zimmer auf und abging.

Dies schien ihr der rechte Augenblick, nach kurzer Ueberlegung trat sie zu ihm ein.

Ihr blasses, verstörtes Aussehen, so wie ihr plötzliches Erscheinen, machte sichtlich keinen guten Eindruck auf ihren Bruder, der sie um die Ursache fragte, warum sie nicht auf dem Landhause sey.

Sie verhehlte ihm nicht daß sie seine Unterredung an diesem Abende belauscht habe, doch verschwieg sie ihm daß auch Wilhelmine einen Theil davon wisse.

Entrüstet fuhr er sie an: „Und was soll nun Dein Besuch zu dieser Stunde? Willst Du mich etwa zur Rede stellen?“

„Zur Rede stellen?“ wiederholte Blanche mit Hohn, „einen Wahnsinnigen zur Rede stellen? was nützte das? denn wahnsinnig bist Du — und uns Beide wirst Du elend machen. Was sollen diese tollen Streiche? mit welchen Menschen gehst Du um? Was hab' ich hören müssen?“

Sie ergriff ihn beim Arme, sah ihn fest an, und rief wie außer sich: „Rede, Ungeheuer!“

Er riß sich gewaltsam los.

„Du bist nicht in der Stimmung, daß ich Dir meinen großen, wohlüberlegten Plan mittheilen könnte. Morgen, Blanche, Morgen“ —

Und damit wollt' er das Zimmer verlassen; aber sie warf sich ihm in den Weg: „Nein, ich lasse Dich nicht, bis Du mir sagst, wohin Dein Wahnsinn führen soll“ —

„Wahnsinnige selbst!“ schrie er in Wuth, indem er sie fortschleuderte. „Bringst Du mich auf's Aeußerste — so“ —

„Willst Du mich morden? Thu's!“ rief sie. — „Mir ist das Leben zur Last — und unerträglich scheint es mir, wenn ich die lange Kette von Abenteuerlichkeiten überblicke, worin wir hier verwickelt werden. Hippolyt! laß Dich erflehen — kehr' um!“ setzte sie dann sanfter hinzu — „genieße das Glück, das Dir hier zu Theil wurde, lege Deinen Ungestüm ab, entsage dem Spiel — und überlasse mein stilles Loos dem Himmel allein“ —

„Da haben wir Moral“ — unterbrach sie lachend der Bruder — „es ist mir nur leid, daß diese Waare keinen Werth für mich hat. Es wäre mir lieber, wenn Du mir angeben könntest, wie ich sicher bei Heinrichs kleiner Indianerin zum Ziele komme. Sie ist wahrlich allerliebst — eine Schönheit — wie man sie in Europa selten erblickt. Du mußt schon verzeihen, daß ich offen mit Dir spreche“ —

„Schändlicher!“ sagte sie, ihrer Sinne kaum mächtig —

„Und mein Wort darauf,“ setzte er hinzu, „Heinrich wird Dir seine Hand reichen müssen, wenn er nicht mit Hohn aus diesem Hause sich gestoßen sehen will, das ihn einst mitleidig aufnahm.“

„Mir — seine Hand“ — sagte hohnlachend Blanche. „O spare Deine Mühe, ich wünsche, ich begehre sie nicht“ —

„Immerhin, mein Kind,“ erwiderte der Chevalier, „auch mir wäre sie ganz gleichgiltig, wenn nicht davon die Hälfte des Pöckmöserschen Vermögens abhänge, das ich nun einmal Keinem An-

dern zukommen lassen will, als Dir. Darum noch einmal, beruhige Dich und lasse mich für mein und Dein Wohl handeln.“

„Ich gehe nicht von der Stelle, bis Du mir gelobt haben wirst, die Sache aufzugeben. Sie führt zu nichts. Ich habe dem Glücke entsagt je Heinrichs Gattin zu werden — ich werde ihm nie gezwungen die Hand reichen, viel eher wollte ich sterben!“ Die letzten Worte sagte sie mit einem furchtbar ernsten Tone, indem sie wieder ihres Bruders Arm ergriff, gleichsam als wollte sie ihn nicht eher loslassen, bis daß er ihr das verlangte Gelöbniß abgelegt haben würde.

„Mein Kind,“ rief unwillig Clichette, „Du wirst mir lästig! lasse meinen Arm los — ich bitte Dich! Nun, Blanche, was soll's?“

Sie hielt seinen Arm mit aller Anstrengung, und sah ihn mit festem Blicke an.

„Die Zeit verrinnt, und ich muß für meine kleine Indianerin ein stilles, einsames Oertchen miethen, wo sie ihrer Laune ungestört fröhnen kann, ohne daß es Aufsehen macht. Sie hat nun einmal

Lust sich mit dem Leichnam ihres Heinrich zu verbrennen — Du magst ein Beispiel daran nehmen! — und ich lasse mich's viel Geld kosten — Du hast mit angehört, wie ich das Wachsconterfei bestellte. Doch jetzt — he! mein Kind! — meinen Arm losgelassen! Für einen Spaß wird mir das Ding zu lang.“ —

Er zerrte sich los — aber Blanche stürzte vor ihm nieder:

„Hippolyt!“ rief sie, wie außer sich, „Du liebst mich nicht — Du hast nie Liebe in Deinem Herzen gehabt, und ich weiß nicht, welche Saite ich rühren soll, um Dich Deinem Vorhaben abwendig zu machen. Wenn Du aber an eine höhere Macht glaubst, so folge mir, denn eine fürchterliche Angst sagt es mir in diesem Augenblicke: Du gehst einem finstern Geschicke entgegen. Sey es die Furcht — die Dich abhält schlecht zu handeln — wenn es keinen edlern Beweggrund für Dich giebt. Ich werde nie Heinrichs Herz besitzen — und nie — nie werde ich darein willigen, was Du von mir verlangen könntest!“ —

Hier umschlang sie ihn knieend in Verzweiflung. —

„Nun so seh' ich denn, daß ich's mit einer Wahnsinnigen zu thun habe," sprach er kalt. „Du bist mondsüchtig, der Mond ist so eben aufgegangen, ich will warten bis es Morgen ist, und dann Deinen Gemüthszustand prüfen."

Mit diesen Worten stieß er sie von sich und verließ das Zimmer, das er von Außen verschloß.

Lange horchte Blanche ängstlich gespannt auf des Bruders Rückkehr — vergebens! Er war bereits zum Hause hinaus, und sie befand sich allein und verlassen. Im stummen Brüten versunken waren ihr Stunden verflossen — der Schlag der großen Hausuhr weckte sie endlich aus ihren Träumereien.

„Wo ist er hin?" war ihr erster Gedanke, „beschleunigt er vielleicht das Werk seiner abenteuerlichen Rache?" ihr zweiter. Sie erinnerte sich der Worte des Indianers, daß drei Tage zu den religiösen Vorbereitungen erforderlich seyen. „Gottlob!" sagte sie zu sich selbst, „in drei Tagen kann ich Alles vereiteln. Doch wie? er hat mich hier

eingesperrt, welche Maaßregeln wird er ergreifen, um meine Anstrengungen fruchtlos zu machen? — Kann ich als öffentliche Anklägerin gegen ihn auftreten, und Elend und Schande auf unsern Namen häufen? Und muß ich nicht das Entsetzliche zu verhindern suchen, was Lüsternheit und Rachsucht und ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen, seinem Hirne entkeimen ließ? Wer hilft mir aus diesem Labyrinthe? wer rathet mir?" —

Sie war mit thränenlosem Auge, doch voll innern Schmerzes, an's Fenster getreten und blickte auf die monderhellte Straße. Es war ein Seitengäßchen, welches von dem Hause und der Mauer eines gegenüberliegenden Gartens gebildet wurde. In den Scheiben zeigten sich Chiffern mit dem Brillant eingeschnitten. Eine davon war besonders kunstvoll, sie las deutlich die Worte: Henri Belfort, et Blanche, alliance éternelle. Ein leiser Schauer durchrieselte sie. Dies Haus hatte den Eltern der Madame Pöckmöser zugehört, und ihr Vater, der sich damals Belfort nannte, lag hier zur „Franzosenzeit" im Quartier. Madame

Pöckmöser hieß Blanka, oder wie sie, Blanche, und dieser Name in der Fensterscheibe deutete auf ein inniges Einverständniß, denn es war der Namenszug ihres Vaters. Dies war also das Zimmer, das er bewohnt hatte, wo er von Jugend, Liebe und Ehre durchglüht, ein zartes Verhältniß mit der Tochter des Hauses unterhielt, dem er ewige Dauer gelobte, dem jedoch die Verhältnisse feindlich entgegengetreten waren. Sie mußten jedoch gelöst worden seyn, wie es die Ehre erheischt, denn eine zarte Freundschaft bestand noch zwischen den Häusern; der Vater hatte seine Kinder vertrauenvoll hieher gesendet, so dachte sie, und welche Aufnahme ward ihnen zu Theil? Und hier — in demselben Zimmer, das des Vaters Schwüre hörte, vor dem Fenster, das seine Betheuerungen noch bewahrte, hatte der Sohn den schnödesten Verrath gebrütet, unwürdig ihres Namens — ihn stempelnd zum gewissenlosen Abenteurer — im frechsten Leichtsinne frevelnd. Ihre aufgeregte Phantasie zeigte ihr das Bild ihres Vaters. Er stand mit tief bekümmerter Miene vor ihr, und schien zu sagen:

„rechtfertigt ihr so mein Vertrauen? sandte ich Euch deshalb in das Haus meiner Freundin und gab Euch die väterlichen Zeilen mit, die Euch zu Kindern des Hauses machen sollten?“

Es war ihr als spräche dies seine Stimme laut und vernehmlich. Es war die Einbildung, die es ihr vorspiegelte, oder sie sprach es selbst ohne es zu wissen.

„Zu Kindern des Hauses?“ rief sie nun in den öden, dunkeln Raum, „und war denn sein Herz noch frei? und liebte ich ihn denn, bis daß er mich verschmähte? o ich Thörin! ich unglückliche, wahnwitzige Dirne! Aber was nützen die Klagen — er verschmäht mich, und ich lieb' ihn — ja, ich lieb' ihn wahr, innig, mit aller Glut — mit aller Selbstaufopferung, deren die Liebe fähig ist — ja, Vater, ich lieb' ihn! wird er gleich nie der Meine! mein Bruder ist ein Ungeheuer, das sein Glück zerstören will — aber ich durchkreuze seine Plane — hinaus! hinaus! ich rette sie ihm, der mich so gränzenlos elend machte!“ —

Mit verzweiflungsvoller Kraft rüttelte sie an

der Thür — aber umsonst — das Schloß hielt fest —, und Niemand hörte sie. Rings war es still im weiten Hause. Bis auf die Diener waren Alle auf der Villa, und der Einzige, der zurückgeblieben war, erfreute sich in diesem Augenblicke bei lustigen Gesellen.

Erschöpft schleppte sie sich zum Fenster. Sie öffnete es und stieg in halber Ohnmacht hinauf. Es war eine ziemliche Höhe. Sie schauderte — doch die kühle Nachtluft und die Gefahr ließen Kraft und Leben in ihr wiedererwachen. Mit dem Ausrufe: „Der Himmel genade!“ warf sie sich hinab und hatte lebend den Boden erreicht, doch wie sie weiter gehen wollte, fühlte sie, daß ihr die Füße wehe thaten und sie fast nicht sie zu bewegen im Stande war. Sie schleppte sich das Gäßchen neben der Gartenmauer hin, aber an dessen Ende erstarrte sie vor Schrecken, denn es war durch eine verschlossene Pforte gesperrt. Alles Bestreben sie zu öffnen war vergebens.

„Ich kann nicht mehr!“ rief sie schmerzvoll und sank zusammen. Da bewegte sich ein Lichtchen

aus einem Seitenflügel des Gebäudes. Ein Mann hatte dort gearbeitet, das Geräusch vernommen und näherte sich jetzt. Ohne zu fragen, wer es sey, hob er die Ohnmächtige auf und trug sie in den Packraum, wo er noch allein beschäftigt war. Dieser Mann war aber der Kapitain Robinson, der zu so später Zeit noch mit seinen einzunehmenden Schiffsgütern zu thun hatte.

Schwerbäuch'ge Kröten und zum Platzen dick,
Und Molch und Aff', scheußliche Rattenzucht,
Bewohnen diesen Raum — doch übertrifft
Sie Alle noch das Menschenbild, das hier
Unheimlich zauberhaftes Wesen treibt. —

Nachdem der Chevalier seine Schwester verlassen hatte, war er ohne alle Begleitung nach dem einsamen Landhause Don Pedros geritten, in dessen unheimlicher Umgebung er die Nacht zubrachte. Er wollte mit ihm über die Unterkunft der Indianerin verhandeln, und hatte sich bereits eine List erdacht, die dem Wahnsinne des Greises entsprach und ihn schnell zum Ziele führen konnte.

Die bekannte Formel des Einlasses hatte er sich vom ersten Besuche gemerkt, und ritt nun queer über die öde Haide, vom Winde gefolgt, der in

den Kräutern spielte und hie und da Nachtvögel aufstöbernd, welche über ihre blutige Atzung herwaren.

Da lag vor ihm das finstere Gemäuer, die verfallene Brücke, das schwarze Thor. Hätten ihn fromme Bauersleute erblickt, wie er sich zu dieser Stunde, diesem Orte näherte, sie hätten ihn warnend davon abgehalten, oder sie würden, ein leises Gebet sprechend, vor ihm geflohen seyn. Man dachte sich Don Pedro als den eingefleischten Teufel, und im steten Verkehr mit bösen Geistern, und es gehört wahrlich viel dazu, sich unter den vernünftigen, muthigen Leuten, welche Hamburg und das herrliche Holstein bewohnen, einen solchen Ruf zu erwerben.

Mehr jedoch als diese Furcht, die doch nur Menschen eines gewissen Schlages eigen seyn konnte, war es der Haß, der alle Welt von dem alten Peter Pöckmöser fern hielt und dieser erstreckte sich sogar, bei einigen wenigen sehr strengen Männern von altem Schrot und Korn auf Alle, die seinen Namen führten. Wenn man auch nichts

davon wußte, was meine Leser bereits durch die Mittheilung des alten Wittrin erfahren haben, so sprach man doch ziemlich allgemein von unrechtmäßig erworbenem Vermögen, und hatte sich daran gewöhnt, den scheuslichen Wahnsinn des Alten als die gerechte Strafe des Himmels anzusehen.

„Hier," dachte Clichette, „sucht er gewiß nicht das Schätzchen mit großen Augen und langem Rabenhaar — diesen Aufenthalt verräth ihm Niemand — und in diesem abenteuerlichen Gehäuse sollen mich die üppigen Liebeleien einer hindostanischen Tänzerin entzücken. Man muß gestehen, ein sehr seltener Genuß in unserm Erdstriche, und deshalb schon einiger Mühe werth. — Und wie wird das Hochgefühl der Rache diesen Genuß noch versüßen!" —

Sein Pferd stolperte polternd über die Holzbrücke, die helle Glocke erschallte lang. Der Mohrenkopf erschien in der Mauerscharte; die Anrede erfolgte; der Wahnsinnige guckte hinaus, kreischte ein Paar Worte in die Nacht, und das Thor wurde geöffnet, Alles wie das Erstemal. Tag und Nacht

schienen bis hieher bei dem Bewohner keinen Unterschied zu machen.

Wenn man in Don Pedros Wohnung eintrat, so zeigte sich den Blicken ein viereckiges, einstöckiges Gebäude, ohne Anwurf und verfallen, das einen kleinen, ungepflasterten Hof umgab. Dieses ganze Viereck war jedoch öde und leer, und die Glocke erklang deshalb so hell und lang, um den Pförtner und den Herrn, herbeizurufen, die jenseits des Hofes, hinter dem Gebäude, das sich den Blicken zeigte, ihre Wohnung aufgeschlagen hatten.

„Was fällt Euch ein, närrischer Kerl, mich um Mitternacht zu wecken," rief Don Pedro dem Chevalier mit, wie zum Lächeln verzerrtem Munde, und stechendem Blicke, entgegen, gleich als habe er einen alten Bekannten vor sich. „Glaubt Ihr etwa mein Gewissen lasse mich nicht schlafen, wie Euch? Hei! Hei! Hei!" Dabei brach er in Gelächter aus, das eine Mischung von heiserem Keuchhusten und hohlem Heulen war, und dazwischen erklangen die Worte abgebrochen und erstickt: „ich hab' mich abgefunden — und finde mich noch

ab. Das Geld — das Sündengeld haben Andere — ich kasteie mich — habe knapp zu leben — hungre und dürste — und thue gute Werke — ja — ich predige und bekehre — drum legt Euch auf's Ohr und laßt mich schlafen. Morgen früh könnt Ihr meiner Predigt beiwohnen" — Somit kehrte er sich um und trippelte über den Hof, stampfend und mit kleinen Schritten, wie es Kinder machen, die an den Füßen frieren; hinterher huschte der Mohr, wie ein gespenstischer Schatten, und der Chevalier hatte Mühe, den beiden Tollen zu folgen.

Jetzt waren sie in dem zweiten Hofe, wo ein Paar großer Bullenbeißer auf den Alten wedelnd zusprangen, den Fremden anknurrten, es aber für diesesmal dabei bewenden ließen, und als gehörten sie mit dazu, den Dreien in das Wohnhaus folgten.

Es war eine große Stube, wüst und verwittert wie Alles Uebrige. Obgleich die Nacht warm war, so herrschte hier eine kühle, dumpfe Luft, gleich wie in einem Keller. Die kleinen, zum Theil zerbrochenen, zum Theil verklebten Fenster, beför-

derten eine Finsterniß, die mit der hellen, freundlichen Nacht draußen, nicht angenehm kontrastirte.

Clichette hörte den Alten immerfort trippeln, obgleich er ihn nicht mehr sah, und tappte in größter Verlegenheit, er könne vielleicht in irgend eine offene Fallthür stürzen, mehrere Schritte weiter, bis er sich — da er noch immer von keinem Gegenstande aufgehalten wurde — seiner Meinung nach in der Mitte des Gemachs befand.

Wie sich nun nach und nach seine Pupille erweiterte, sah er den unwirschen Alten um sich herumkreisen, in die Hände hauchen und sich ganz entsetzlich frostig gebehrden.

„'s ist verteufelt grimmkalt draußen!“ schrie er endlich, „was kommst auch ohler Wittrin, zu solcher Stunde? Was weckst Deinen Herrn?“

Hierauf sprang er auf Clichette zu, packte ihn an beiden Schultern, glotzte ihn an, schüttelte sich und pruhstete dabei wie ein Kater: „was machen die Schwarzen? Sind sie naß geworden? Thut nichts — die See wirft sie schon wieder auf den Sand — und da trocknet sie die gute, liebe,

heilige Sonne! Jetzt ist mir wieder warm — leg' Dich schlafen."

Während dies vorging, regte sich's in allen Winkeln, man hörte kleine Füßchen hin und her trappeln, schnaufen, sah leuchtende Augen, es strich wohl auch warm und weich an dem Chevalier vorüber, die Dunkelheit ließ aber nicht zu — etwas zu erkennen. Nach den Worten: „leg' Dich schlafen!" war Don Pedro ruhig geworden; er hatte das Trippeln eingestellt und war verschwunden mit seinem schwarzen Begleiter, gleich als ob Beide die Erde verschlungen hätte. Das unheimliche Umherschwirren der unsichtbaren Mitbewohner dieses unlieblichen Aufenthaltes, dauerte jedoch noch eine ziemliche Weile fort, und obgleich der Chevalier sehr müde war, getraute er sich doch nicht, sich weiter tappend nach einem Lager oder Sitze umzusehen, aus Furcht er könne von irgend einem Thiere angefallen werden, er verhielt sich daher ganz ruhig, mit dem Vorsatze, standhaft den Morgen zu erwarten, und seine Lage, wie sein Vorhaben reiflich zu überdenken.

Schon verzweifelte er an der Möglichkeit, den Wahnsinnigen zur Aufnahme des Mädchens zu bewegen, denn — als er ihn das Erstemal besucht hatte — fand er ihn viel geeigneter, irgend einen Antrag, den man seinem fixen Ideenkreis anzupassen wußte, geneigt aufzunehmen.

Alles, was ihn jetzt im Finstern beängstigte, hatte er damals kaum bemerkt, und nachdem er eine Weile mit sich selbst zu Rathe gegangen war, gestand er sich, daß die Nacht, die nach der Aussage der Leute, keines Menschen Freund ist, den Wahnsinnigen am meisten abhold sey, sie noch mehr verwirre und abschreckender erscheinen lasse. „Morgen wird der Alte wieder lichte Augenblicke zeigen, und das gespenstische Schnaufen und Schwirren wird sich auch aufklären, das werden einige unfreundliche Hauskater seyn. Drum Geduld — es kann ja so nicht lange die Nacht mehr währen.“

Er hätte gern seine Uhr repetiren lassen, er unterließ es aber, aus Besorgniß den Alten wieder aufzuwecken.

So waren dem Chevalier Stunden verstrichen,

die ihm eine Ewigkeit schienen, aber er stand noch immer unverrückt und unbeweglich auf seiner Stelle, als plötzlich die Scene aus tiefem Schwarz in Braun sich verwandelte und hie und da einige Gegenstände sich in einem staubigen Grau zeigten, indem es sich von den kleinen Fenstern herab, die nun deutlich sichtbar wurden, wie ein blasser Nebelstreif in den dunkelsten Winkel des Raumes ergoß.

Clichette bemerkte jetzt kleine Holzblöcke, im Kreise gestellt, auf einen derselben, der ihm am nächsten war, setzte er sich und beobachtete was sich rings um ihn zutrug, mit so vieler Gemüthsruhe, als ihm in diesem Augenblicke zu Gebote stand.

Gleich als ginge die Alles belebende Sonne über eine schlummernde Landschaft auf, so erweckte sie auch hier die matten, trüben Schläfer und sandte ihnen so viele ihrer goldenen Strahlen, als nöthig dazu waren, durch alle Oeffnungen und Ritzen, freundlich herein. Und so, wie dort jauchzend und trillerirend, rauschend und wehend, Sangvögel und Blumen, Bäume und Gesträuche, Wild des Waldes, und Fische im Wasser, ihr den Morgengruß

darbrachten, so ward sie auch hier begrüßt von den Wesen, die zum neuen Leben in diesem Raum erwachten.

Zuerst erhoben sich von einem schmalen Gesimse, fast unter der Decke, zwei scheusliche Meerkatzen, setzten sich zu Rechte, dehnten sich und hüpften auf und nieder, schwangen sich dann mit Hilfe ihrer langen Schweife, auf einen halbabgebrochenen Ofen, und kletterten von dort herab auf den Boden, wo sie träge fortkrochen und dann mit flinkem Satze auf einem Holzblocke neben einander Platz nahmen und sich, gleich als erwarteten sie etwas, hinkauerten, ohne auf den Fremden zu merken.

Unweit davon schlichen alte, zottige Hunde aus einem Winkel hervor, die streckten sich gähnend und nahmen auf zwei andern Holzblöcken ihren Platz ein.

Des fremden Zuschauers Verwunderung wuchs zum größten Erstaunen, als nun aus allen Winkeln, und von allen Gesimsen eine Menge ähnlicher Thiere herbeikroch und herniedersprang, und als wären sie dazu abgerichtet, ohne Störung und

Lärm, die noch leeren Holzblöcke der Reihe nach einnahmen.

Clichette gedachte der Versuchung des heiligen Antonius, die er oft im Bilde gesehen hatte, da er sich von solchen Geschöpfen umgeben sah.

Doch jetzt erhoben sich unter der Treppe, die zu dem obern Stockwerke zu führen schien, Herr und Sclave, Don Pedro und sein Mohr, vom schlechten Strohlager, und traten in die Mitte der Versammlung.

„Hei! dummes Rattengeschmeiß! wißt ihr nicht wie man sich gegen einen Fremden zu benehmen hat?“ kreischte der Wahnsinnige, und nun fühlte erst Clichette einen stechenden Schmerz am Fuße, und sah vor sich auf der Erde, fünf der größten und dicksten Ratten, die zähnefletschend vor ihm standen, und wovon eine ihn in die Zehe gebissen hatte, um ihn zu nöthigen, den Holzklotz zu verlassen, der eigentlich von ihnen eingenommen werden sollte. Auf den Ruf des Alten, zu dem sich noch ein Fußtritt des Mohren gesellte, zogen sie sich pfeifend zurück und flohen unter den Ofen.

„Ihr werdet mir erlauben, werther Fremdling,“ sprach nun Don Pedro sehr ernst, „daß ich erst mit meinen Hausgenossen hier die Morgenandacht halte. Es ist dummes, beißendes Vieh, das erst nach und nach durch mich zur zahmen Sitte und zur Verständigkeit geführt wird. Da diese Leute einmal meine ungeheuern Schätze erben werden, so ist es nothwendig, daß ich sie bilde, denn an der Erziehung liegt Alles; damit sie dereinst einen guten Gebrauch davon machen, und mir meinen alten Schwarzen hier wie 'nen Menschen behandeln. Denn die Schwarzen sind Menschen — und man darf sie nicht verschachern wie 'ne Trift Ochsen — ey! bei Leibe nicht! Doch darüber werde ich heute predigen — und dies — meine andächtigen Zuhörer ist der Text, den ich gewählt habe“ —

Bei diesen Worten kletterte die kleine, zusammengetrocknete Gestalt, mit wunderbarer Behendigkeit, von dem Mohren unterstützt, auf den Ofen, dessen oberer Theil abgebrochen war, schwang sich hinein, und stand jetzt da, als wenn sie auf der Kanzel wäre.

Die Leser erlassen mir gewiß gern die aberwitzigen Worte ihnen zu wiederholen, die der entsetzliche Prediger im Ofen, den gezähmten Unthieren, vorsagte. Nur so viel sey mir erlaubt zu versichern, daß sein ganzes Wesen einen Ausdruck dabei annahm, der dem Lachen keinen Raum ließ. So wie die funkelnden Augen aus ihren Kreisen traten, Schaum sich auf den bläulichten Lippen zeigte, und zwischen den immer mehr und mehr verworrenen und unverständlichen Worten, sein heulenartiges Husten ertönte, wobei die dürren, langen Knochenhände, klappernd auf das Ofensims niederschlugen, und sich dann, wie vor Schmerz, daran krümmend anklammerten, wie die Fänge eines Raubvogels, da vergingen dem Chevalier fast die Sinne, er biß sich die Lippen blutig, um zu erproben, ob er nicht träume, sein Haar sträubte sich, als er den Schmerz empfand und ihm der Trost entwich, als sey Alles dies nur die Vorspiegelung einer übermäßig aufgereizten Phantasie. Erschöpft sank der Prediger im Ofen zurück, während der Mohr mit einem großen Wedel unter

die Zuhörerschaft herumsprang und diese heulend, und brummend, in ihre Winkel zurückkroch, wo sie aus der Hand ihres Vertreibers nun ein spärliches Futter erhielten.

Der Chevalier verzweifelte jetzt immer mehr an dem Erfolg seines Vorhabens; das sah er wohl ein, hier konnte er nicht daran denken, die Bayadere unterzubringen, um sein verliebtes Possenspiel auszuführen, und doch war ihm bei seinem ersten Besuche Alles so anders vorgekommen, der Alte so gesprächig, gewinnlüstern und als nichts anders erscheinend, wie ein Geizhals, der dann und wann mit Einer fixen Idee behaftet ist.

Diese Täuschung sollte sich ihm bald wieder bereiten.

Während der Mohr auf dem Heerde, der sich unter der rusigen Esse, in einem Winkel zeigte, Feuer machte und in einem Kessel eine Speise zum Frühstücke für sich und seinen Herrn bereitete, hatte sich dieser vollkommen erholt, war aus dem Ofen herausgekrochen, und näherte sich mit einer grinzenden Miene dem Gaste.

„Na, was soll's Señor," rief er, sich die Knochenfinger brechend, um zu sehen, ob die Gelenke noch knacken wollten, „was giebt's zu verdienen? Geld kann ich immer brauchen — Räume leer — Speicher leer — Begehr am Markte — tragt mir etwas auf — laßt 'nem armen Kerl etwas zukommen! Ich dien' Euch gern und mit Allem; — wollt Ihr mir 'nen neuen Pensionnär anvertrauen? Ueberzeugt Euch selbst, fragt sie nur — ich halte sie gut und erziehe sie zu redlichen, wackern Leuten!" —

Dies war ganz der Ton, den der Wahnsinnige beim ersten Besuche angestimmt hatte, und nun sammelte sich der junge Franzose, dem es an Geistesgegenwart, wie an Muth nicht im Geringsten fehlte, um dem Alten erwidern zu können:

„Guter Señor Don Pedro, allerdings bin ich hier, Euch für gutes, blankes Gold einen neuen Pensionnär zu bringen, muß Euch aber bitten, mir ein eignes Zimmer für denselben, in einem von Euren Seitengebäuden einzuräumen, weil er noch nicht geeignet ist in Euerer Nähe zu verweilen,

und an Euren Uebungen Theil zu nehmen. Ich weiß Ihr verschmäht es nicht ein schönes Stück Geld zu verdienen, wenn es auf eine ehrliche Art geschehen kann, und Geld sollt Ihr haben, und im Voraus, das kann ich Euch versichern" —

„Nun so geduldet Euch doch gütigst, werther Señor, bis ich mein ärmliches Frühstück genommen," krächzte der Alte, „he, spute Dich, Christiano! dann will ich Euch alle meine disponiblen Gemächer zeigen. Wollet Euch setzen indeß."

Christiano, der Mohr, brachte jetzt unbehülflich genug einen kleinen, schwarzen Kessel herbei, den er vor seinem Herrn, auf einen der Holzblöcke stellte, und dieser verzehrte den rauchenden Inhalt, mit Heißgier, wobei er sich theils eines alten, hölzernen Löffels, theils seiner langen, dürren Finger bediente, die Speise, welche aus dem Thierreiche war, nach dem Munde zu führen.

Die kleinen, dünnen Knöchelchen, die er dann und wann hinaus warf, und die schwarze, blutähnliche Sauce, die ihm Lippe und Bart färbte, ließen darauf schließen, daß dies Frühstück, ekeler

Art, aus einem oder dem andern seiner gemästeten Zuhörer bereitet worden sey.

„Nun ist der alte Pedro gesättigt, werther Señor, und zu Euern Diensten," sprach der Greis, indem er mit dem Aermel sich den Mund wischte; „gefällt's Euch, so wollen wir uns in die Gemächer verfügen, die sich ganz wohl für Euern Pflegbefohlenen schicken werden. Vorausgesetzt daß Ihr zahlen könnt — he?"

Diese letzten Worte waren wieder von einem durchdringend stechenden Blick auf Hippolyt begleitet, der jedoch wiederholt die Zusicherung darüber gab. Der Wahnsinnige schlurfte jetzt durch das Gemach und öffnete eine Thür, die auf einen hintern, kleinern Hof ging. Hier lehnte sich ein niedriges Gebäude, in edelm Style, an die Einfassungsmauer. Ein zerstörtes Bassin in der Mitte, hohes, wucherndes Unkraut, einige Statuen von Sandstein, so wie auch die Construction des Gebäudes, gaben bald zu erkennen, daß dies ein Garten mit seinem Lusthause, vormals wohl gewesen seyn mochte.

Don Pedro führte seinen Gast nun hinein. Es zeigte sich ein Saal mit verwitterten Tapeten, reichen goldenen Leisten und Verzierungen und eben solchen Meubeln, doch Alles — wie natürlich — von Staub und Spinnenweben hinlänglich bedeckt. Daneben stießen ein Paar kleine Kabinete und eine Küche. Alles mit dem nöthigen Hausrath reichlich versehen, der — wenn man den Staub der Jahre davon wischte — wohl noch hinlänglich brauchbar erfunden werden konnte.

„Das ist Alles wie ich's wünsche, für meine Tochter und ihren Diener," sprach Hippolyt, „bis auf die Betten; und die werd' ich herbeischaffen können; denn da Ihr selbst auf Stroh schlaft, Señor Don Pedro, so seyd Ihr damit wohl nicht versehen."

„Hei! Hei!" grinzte der Alte, „auf Stroh schlaf' ich, weil ich mich kasteie, zum Beispiel meiner Mitgeschöpfe, aber an Betten für Gäste, die noch im Sündenpfuhle kriechen, und zahlen wollen, habe ich keinen Mangel im Hause."

Hierauf öffnete er am andern Ende des Saales

eine Tapetenthür, wo ein schönes, breites Bett, reich vergoldet, mit rothen Vorhängen, stand, das in dem von so vielen seltsamen, und beunruhigenden Erscheinungen, gepreßten Herzen Hippolyts, plötzlich wieder eine angenehme Regung aufkeimen ließ. Er zog eine Börse, bei deren Anblick der Alte sein scheusliches Grinzen wieder zeigte.

„Dieses Gold ist Euer, Don Pedro!“ sagte Clichette, „und die Gabe wiederholt sich, wenn Ihr meine Tochter im ungestörtesten Besitze dieser Gemächer lasset, Euch gar nicht um sie bekümmert, und sie gänzlich unangefochten von Euch bleibt, bis ich sie Euch selbst einst überantworten werde. Versprecht mir das — und der Handel ist richtig — die kleinste Indiscretion von Euerer Seite hebt ihn nicht nur auf, sondern es könnte wohl noch andere Unannehmlichkeiten auf Euer Haupt ziehen.“

Mit Hast die Hand nach dem Golde ausstreckend, rief der Alte:

„Ihr sollt hier Herr seyn und bleiben, wofern Ihr mich ehrlich bezahlt, Señor, weder ich, noch Christiano werden Euch stören, und einen Schlüssel

erhaltet Ihr, zur hintern Pforte, wo Ihr ein- und ausgehen möget unbemerkt von meinen Hausgenossen."

Hiebei zog er einen schweren, verrosteten Schlüssel hervor.

„Das ist's eben, warum ich Euch noch bitten wollte, Don Pedro," sagte der Chevalier, „dieser Schlüssel ist durchaus von Nöthen, damit wir Euch nicht stören in Eueren Andachtsübungen."

„Nicht stören in meinen Andachtsübungen, wohl gut," rief Don Pedro, „Hei! Hei! aber" — und er zog den Schlüssel wieder zurück, den er schon dem Chevalier hingereicht hatte.

„Nun reut Euch der Handel?" fragte dieser, „so sagt's frei, es giebt der Wohnungen mehrere in dieser Gegend, die mir wohl zusagten, ich kann für mein Geld wählen" —

„So laßt doch nur — einen Augenblick," schrie Don Pedro — „man kann sich ja wohl besinnen, denn seht — wenn der Schlüssel — in unrechte Hände käme — ich wär' ein unglücklicher Mann" —

„Sorgt nicht," beruhigte ihn Clichette, „das übernehme ich — und ich stehe Euch dafür mit Hab' und Gut." —

„Nun denn so gebt! Hei! Hei!" hustete und lachte er wieder zusammen, da er die Börse mit leichtem Griffe dem Chevalier entrissen hatte, sie einen Augenblick in der Hand wog und dann schnell wegsteckte: „Da habt Ihr den Schlüssel — und nun macht daß Ihr fortkommt. Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen. Holt Euer Töchterlein her — macht hier mit ihr was Ihr wollt — aber zahlt fein noch ein Mal so viel — sonst geht's Euch schlecht. Nun packt Euch und laßt mich ungeschoren."

Unter diesen Worten hatte er seinen Miether bis zum Pförtchen in der hintern Mauer fortgeschoben, dieser probirte seinen Schlüssel, er paßte, und bald sah er sich wieder im freien Felde. Er umging das ganze Gemäuer, welches die Wohnung umgab, und fand vorn, unter dem Vordache, sein angebundenes Pferd, wie er es verlassen hatte.

Er überdachte alles was er diese Nacht erlebt,

und fühlte sich jetzt um Vieles beruhigter, doch wie er so in der frühen, hellen Morgensonne dahintrabte, fielen ihm auch die Ereignisse des vergangenen Abends wieder ein.

Er glaubte, daß er nunmehr am Morgen seine Schwester in einer ruhigern Stimmung finden, und daß sie seinen Plan gutheißen, oder sich vielmehr nicht darum kümmern würde.

Es war noch sehr zeitig, da zog er den Klingeldraht des einsamen Hauses auf dem Hürter und ward von dem Thürhüter, den das frühe Nachhausekommen nicht mehr befremdete, eingelassen. Er stieg leise die Treppen hinan, steckte eben so den Schlüssel an die Thür seines Zimmers und öffnete. „Sie wird schlafen," dachte er, da er Alles so stille fand, und er nahm sich vor, sie nicht plötzlich zu wecken, um die sanftere Stimmung, die vielleicht der Schlaf in ihr hervorgerufen haben möchte, nicht auf eine rauhe Weise zu verscheuchen.

Behutsam trat er ein, und schlich sachte zum Bette, dessen Vorhänge er öffnete. Wer schildert aber das Entsetzen, das ihn ergriff; ein kühler

Zugwind weht ihn an; er wendet den Kopf — das Fenster steht weit offen — er blickt hinab — eine himmelblaue Schleife liegt am Boden — kein Zweifel daß sich Blanche hier hinabgestürzt habe. Gedankenlos starrt er im ersten Augenblicke in das Gäßchen hinab, welches am Tage nicht mehr geschlossen ist — ein Schauer nach dem andern durchrieselt ihn — von dort nach dem reißenden Fleet sind nur wenige Schritte — dort hat seine Schwester sich hineingestürzt, das wird ihm bald zur schrecklichen Gewißheit. Noch eine Hoffnung erwacht in ihm. Er klopft an Blanches Zimmer — doch vergebens — es bleibt verschlossen. Nun macht er Lärm im Hause — die Thür wird mit Gewalt geöffnet — Alles leer — keine Spur — keine Zeile, die von dem tragischen Ende der Besitzerin Auskunft gäbe. Das ganze Haus wird durchsucht, aber nichts entdeckt; es verbreitet sich unter den Hausleuten, die Unglückliche, an der man schon lange Spuren tiefer Schwermuth wollte bemerkt haben, sey in einem Anfalle von Wahnsinn aus dem Fenster gesprungen, um ihr Leben in dem nächsten

Fleete auf eine gewaltsame Weise zu endigen. Diese Kunde empfängt Herrn Pöckmöser, der zur gewohnten Zeit von seinem Landhause zur Stadt gefahren ist, um die Comptoirgeschäfte zu beginnen. Die überraschenden Fälle, welche seit Kurzem in seiner Familie sich zutrugen, erschüttern den sonst so gleichgiltigen Mann. Man nimmt sich vor der Madame Pöckmöser, die ohnedieß seit jenem Verlobungsabende noch immer leidend war, und die jetzt eben von Heinrichs plötzlichem Erkranken stark ergriffen ist, dieses neue Unglück vorläufig zu verschweigen.

Der Chevalier setzt indeß seine Nachforschungen fort, aber Blanche ist verschwunden, und die Ursache ihres Todes ist ihm, dem Bruder, nur ein halbes Räthsel. Ueberreizte Nerven, bis zum Wahnsinn gesteigert, haben sie zu dem Schritte getrieben, so heißt es. Was die trostlose Stimmung in ihr hervorrief, bleibt unerklärt. Wie die Liebe zu einem Manne so stark in dem Augenblicke erwachen konnte, da sie von ihm verschmäht wird, vermag selbst der Chevalier sich nicht zu erklären.

Mit der Gewißheit von seiner Schwester Tode, ist seine Stellung im Hause verändert. Die Hoffnung Heinrichs Hand noch einmal für sie zu gewinnen, war die Triebfeder aller seiner Machinationen. Jetzt mußte er dran denken, ihn ganz zu vernichten, und diese Sorge nahm ihn mächtig in Anspruch.

Unter solchen Gedanken überraschte ihn die Botschaft, daß man trotz aller Nachforschungen den Leichnam seiner Schwester nirgends gefunden habe. Man mußte es nun dem Ungefähr überlassen, daß irgend ein Wehr ihn aufhalten und irgend ein Müller ihn dann auffinden würde, wie es bei der Verbindung unter den verschiedenen Fleeten und Kanälen in jener wasserreichen Gegend gar oft der Fall zu seyn pflegt, daß oft ein Körper nach mehrern Monaten erst, fast unkenntlich und zerstört aufgefischt und auf gut Glück alsdann für den oder jenen Vermißten angegeben und anerkannt wird.

Aber in Clichettes Kopfe erhoben sich jetzt Zweifel anderer Art. „Wie, wenn Blanche sich gar nicht in's Wässer stürzte?“ dachte er bei sich

selbst, „wenn sie mir entflohen ist, um gegen mich aufzutreten, wenn die Rasende mich und sich unglücklich machte?“ Nach kurzem Nachdenken besann er sich wieder. „Nein, als Klägerin gegen mich aufzutreten, würde sie das Herz nicht haben — aber den Wohnort der Indianerin erspähen, dorthineilen, schwatzen, vereiteln, ein Geklatsche erheben, das ärger wie eine Anklage seyn kann, das muß ich Alles von ihr befürchten, darum schnell ihr den Paß verrammt.“

Während er Holzmann geheime Instructionen gab, ohne Aufsehen zu erregen, die Forschungen nach Blanche fortzusetzen, eilte er selbst zu Gadsalünah, um sie aus dem Hause der Wittwe fortzubringen und sie vor Aller Augen zu verbergen.

Dies schien ihm jetzt die eigene Sicherheit vorzuschreiben.

— — —

Rothkäppchen: Ach Großmutter, was hast Du für feurige Augen?

Wolf: Damit sie Dich besser zu sehen taugen.

Rothkäppchen: Ach — und was für einen großen Mund?

Wolf: Daß ich Dich besser fressen kunnt.

— — — —

Man sieht noch an demselben Tage einen Mann, durch das Hinterpförtchen der Mauer, die das Grundstück des tollen alten Pöckmöser umgiebt, ungestört ein- und ausgehen, um — wie seine Geschäftigkeit anzeigt — wichtige Anordnungen in der gemietheten Wohnung zu treffen, damit sie zur Aufnahme des lieblichen Gastes, dem sie bestimmt ist, tauglich werde.

Und gegen Abend, als die nebellose, trockne

Haide, noch vom letzten Golde der Sonne bestrahlt, ein freundlicheres Ansehen gewinnt, während die Ferne in sanftere Farbentöne sich verliert, rollt ein dichtgeschlossener Wagen vor jenes Pförtchen, aus welchem der Bramin schnell ein verschleiertes Weib hebt, und in das Gebäude einführt.

Gadsalúnah legt bei ihrem Eintritte den Schleier ab und fragt mit Ruhe und Festigkeit, ob sie endlich am Ziele ihrer Wünsche stehe, und ob dies der Ort sey, wo die Reinigungen beginnen können, um sie mit ihrem Gatten auf ewig zu verbinden.

Ihr Begleiter bleibt ihr stumm gegenüber, und seine dunkelbrennenden Augen ruhen fest auf ihrer zierlichen Gestalt.

„Was brütet Ihr?“ fragte Gadsalúnah bestürzt. „Euer Stillschweigen erschreckt mich, sagt mir ob der Scheiterhaufen schon errichtet ist, ob ich mich anschicken soll mit Euch das Friedensmahl einzunehmen?“

Nach einer abermaligen Pause sagte er endlich: „Gadsalúnah! Du wirst nie wieder das ge-

weihte Mahl mit uns verzehren im Vorhofe der Tempel, Du sollst aber auch nicht in diesem Lande untergehen.“

Ihr stiegen mit einem Male jetzt ängstliche Erinnerungen auf, welche ihre Trostlosigkeit ihr bereits verwischt hatte. Sie gedachte jenes Momentes in dem Zimmer der Wittwe, als der Bramin ihr die treue Liebe ihres Gatten hatte verdächtig machen wollen.

„Sprecht, heiliger Mann!“ rief sie, „was hat man mit mir vor? Werde ich seinen Leichnam schauen? Werde ich mich mit ihm in Flammen vereinigen?“

„Erwarte die Nacht!“ erwiderte der Bramin, „ich habe Dich hiehergeleitet, um von hier aus Deine Rettung leichter zu bewerkstelligen. Du sollst und mußt mir folgen — denn schnöder Verrath umlauert Dich hier.“

„Welche Furcht flößest Du mir ein, heiliger Bramin?“ rief sie ängstlich. „Du willst mich retten? Verrath umlauere mich, sprichst Du? Verrath? von wem? Hat mich sein Tod so hilflos

in diesem Lande gelassen — o so vergönne daß ich noch heute ihm folgen darf“ —

„Ihm folgen — ja — das sollst Du, Gadsalúnah!“ rief mit einem Male der Indianer in einem ganz andern Tone wie bisher. „Ihm folgen der Dich liebt — der allein es werth ist Dich zu besitzen.“

Er ergriff ihre Hand. —

„So wisse denn — daß ich Dich liebte, als Du noch unter den Palmen der Heimath wandeltest,“ fuhr er mit gesteigertem Ausdrucke fort, „daß ich mein Auge aber nicht zu Dir erheben durfte — denn“ —

Er stockte.

Gadsalúnah rief entsetzt: „was muß ich hören? Du gehörtest nicht dem heiligen Stande an, dessen Kleid Du trägst? Du hättest mich so schrecklich betrogen? Und Du warntest mich vor den Europäern? vor ihm — meinem Gatten — dessen Namen meine heilige Ehrfurcht mir zu nennen verbietet?“

Sie entwich aus seiner Nähe mit bewunderns-

werther Schnelligkeit und stellte sich ängstlich, mit pochendem Herzen, weit weg von ihm, in eine Ecke des Zimmers, das Auge unverrückt nach ihm gewandt.

„Warum erschrickst Du so?“ sprach wieder ruhiger der Indianer, „hier sind wir in Europa, wo man die Scheidewände nicht kennt, die in unserm Vaterlande Mensch vom Menschen trennen. Wähne jedoch nicht daß ich ein Paria sey — einer jener Wesen, dem der Fluch der Geburt schon als Stempel seinem Aeußern aufgedrückt ist — meine Züge und meine Gestalt, das Ebenmaaß meiner Glieder, und meine Sprache werden Dir längst bestätigt haben, daß ich — wenn gleich nicht dem Priester- oder Fürstenstande — doch auch nicht dem Abschaum der Menschheit, angehöre. Ich bin aus der Kaste der Schudders“ —

„Und Du wagtest dies heilige Gewand zu entweihen — Du wagtest erhabene Namen zu lästern?“ rief Gadsalúnah.

„Was sind uns jetzt heilige Gewande? erhabene Namen? Haben wir noch Theil an dem

Himmel Bramas — an den Segnungen Wischnus? Lebtest Du nicht mit dem Fremdlinge — flohest Du nicht die Tempel — folgtest Du ihm nicht hieher? und wolltest Du nicht — ihm anzugehören — abtrünnig werden der Lehre unserer Priester? Auch ich — Du magst es nun wissen — bin Christ — nicht mehr dem thörichten Vorurtheil verfallen, darf ich meinen Blick nicht niederschlagen, wenn die Tochter der reinern Kaste ihm begegnet. Ich liebte Dich unendlich — weil ich Deine hohen Vorzüge begriff — nicht wie jener Europäer, weil er Dich besitzen und in Deinen Reizen schwelgen wollte — ich mußte Dich anbeten, weil Du mir wie eine Ueberirdische erschienen warst, weil es die hohe Göttervollkommenheit war, die ich in Deiner Menschengestalt bewunderte. So zog ich Deiner tanzenden Schaar überall nach, ein armseliger Gaukler, verachtet und verloren. Was hätte ich dort unternehmen sollen um mich Dir zu nähern? Flohest Du nicht schon, wenn mein unseliger, verunreinigender Anblick sich Dir offenbarte? Ich trug meinen Schmerz, und ließ mir

wollüstig von ihm das Herz zerfleischen. Da folgtest Du dem Europäer, ich lauschte in der hochblühenden Amrastaude, als die erste selige Nacht Du in seinen Armen durchschwelgtest. Wie eine Eidechse kroch ich unter das Stroh seines Lagers, das Du mit ihm theiltest, gewandt und unbemerkt umgab ich Euch und meine Untröstlichkeit zehrte mit Begier an meinen Schmerzen. Ich konnte nicht satt werden mein unendliches Elend zu schauen. So war ich Euch bis Madras gefolgt. Hier mischte ich mich, unter der Maske eines treulosen Malayen, in die Verschwörung der Negersclaven und sachte sie zum Aufstande an. Ich hatte mir bereits Plätze auf einem europäischen Schiffe gemiethet, im Tumulte wollte ich Dich ihm rauben und mit Dir in ein Land fliehen, wo uns keine Satzungen scheiden. Der Zufall wollte daß Du mir zuvorkamst. Ich erblickte Dich, wie Du ihn aus dem Gedränge zum einsamen Ufer führtest, mein Messer war erhoben, ihn niederzustoßen, aber die Hand sank, denn mein Kopf sagte mir, daß dieser Mord mich nicht glücklicher machen würde.

Ich wollte Dich vergessen, und schiffte mich nach Europa ein. Meine Künste erregten in Kurzem Aufsehen; von London, wo ich gelandet war, ging ich nach Hamburg. In dem Gewühle der englischen Hauptstadt sah ich Dich nicht, obgleich wir Beide zu gleicher Zeit dort waren, hier brachte mich der Zufall in Deine Nähe. Ja — der Zufall war es der mich an einem Betruge Theil nehmen ließ, den Dir diese Europäer bereiten. Du weißt jetzt Alles, Du siehst in mir keinen Bramin — wohl aber einen Christen — zugleich einen Landsmann — einen Freund — der den festen Willen hat Dich zu befreien und zu retten!“ —

Gadsalúnah starrte ihn noch immer an, als er schon lange geendet hatte. Sie war nicht im Stande den Zusammenhang zu begreifen, sie konnte nicht fassen welche Absichten man mit ihr hatte, sie wußte nicht wer es eigentlich war, der sie betrügen wollte.

„Und Er?“ fragte sie endlich mit klangloser, schüchterner Stimme: „ist Er wirklich todt?“

Der Indianer schien mit sich zu kämpfen, ob

er ihr auch diesen Theil des Geheimnisses verrathen sollte. —

„Du zögerst mit der Antwort?“ fuhr sie fort. „Du willst mich nicht niederschmettern — jetzt — da mir der Trost genommen ist, von Dir — den ich als reinen Priester der Gottheit verehrte — dem Tode geweiht zu werden? o sage es gerade heraus und foltre mich nicht länger, Brama wird gnädiger seyn als Ihr Alle, und mir den schnellsten Tod senden — ich flehe darum!“

Da riß sich der Indianer aus seiner Erstarrung auf.

„Du wirst mich auf den Abend hier wiedersehen!“ rief er schnell — „hier kann ich Dich retten, dieser Ort ist dazu günstig gelegen. In der Stadt wäre es unmöglich gewesen. Auf den Abend trägt Dich Kirtom-Balaya auf seinen starken Armen in das rettende Fahrzeug!“

Mit diesen Worten stürmte er hinaus, und ließ die arme Verlassene in dem öden Gemache zurück, blos von ihren fürchterlichen Qualen umgeben.

Manch Schauerbild — aus Luft gewebt — erschrecke
Den Schiffenden, den einsam Wandernden —
Doch seine Macht zerstiebt vor jener Macht,
Die väterlich uns schützt — und hegt — und liebt. —

Allein saß Gadsalünah gefoltert von der schrecklichen Ungewißheit über ihr bevorstehendes Schicksal.

„Ist mein Gatte nicht todt?“ sprach sie zu sich selbst, „so lebt mir in ihm die stärkste Hoffnung meiner Rettung. Wo aber soll er mich suchen? Wohin hat man mich geschleppt? Was hat man mit mir vor? Will man mich lebendig verbrennen?“

Ein kalter Schauer durchrieselte sie. „Thörin!“ fuhr sie dann in ihren Gedanken fort. „Verbren-

nen? und zu welchem Zwecke? Verbrennen — und mit wem? Wo ist sein Leichnam? — Sein Leichnam! und wenn er todt wäre — wirklich todt? Was auch vorgefallen sey — ob mein Gatte lebt oder todt ist — das seh' ich wohl ein — die arme Gadsalúnah ist in diesem Lande gánzlich verloren!" Sie versank in eine dumpfe Abspannung. Es war ein trüber Abend. Nachdem die Sonne am Horizonte verschwunden war, hatten sich dunkle Wolken darauf hingelagert, die für die Nacht ein Gewitter prophezeihten. — —

„Ihr werdet sehen Jürgen Claaßen," sagte im tonlosen, gedámpften Basse ein roher Kerl, der bemúht war verschiedene Gegenstände von einem Wagen abzuladen, der an dem Hinterpförtchen der Wohnung Don Pedros hielt, „diese Nacht giebt's ein Wetter, und das ein tüchtiges. Vom Súllberge her peischts die Elbe stromauf, und die Möwen streichen am Wasser. 's ist kein Wetter zu 'ner Landparthie."

Jürgen Claaßen, oder Holzmann, wie wir ihn nennen, streckte die Nase in die Höhe, und

schnopperte: „Kannst Recht haben, Cay,“ sprach er nach einer Weile, der Torfrauch schlägt herunter, 's ist dicke Luft. Vor Mitternacht wird aber nichts daraus. Bis dahin fällt vom Himmel kein Tropfen, und bis dahin muß längst die ganze Illumination zu Ende seyn. Doch jetzt fasse muthig an — so! — das Brennholz kann hier im Winkel bleiben — nun hebe den Korb herunter — halt! fein behutsam! es ist zerbrechliche Waare darin!“

Hier sprang Holzmann hinzu und half dem alten Matrosen Cay, dem eben nicht die feinsten Handgriffe zu Gebote standen, einen bedeckten, länglichen Korb vom Wagen heben, den er sachte und vorsichtig unter eine Art von Schoppen stellte. Cay lüftete neugierig den Deckel und prallte zurück: „Hui! das ist ja ein Mensch!“ rief er mit Entsetzen.

„Laß das gut seyn!“ sagte Holzmann, „mußt Du auch Deine Nase überall haben? Hilf mir nun dies Holz aufstapeln, so! — im Quadrat!“ —

„Das wird ja ein ordentlicher Scheiterhaufen, Jürgen Claaßen“ — sprach Cay.

„Schiert's Dich was?“ brummte der Andre. „Neugieriger Hummer! thue was Dir befohlen wird und halt's Maul!“

„Ho! ho! ho!“ lachte plump der Matrose, „das wird ein Dúwelspektakel werden! Na — ich möcht' nicht dabeiseyn — da kommt nichts Gutes dabei heraus — denn wißt Ihr schon, Jürgen Claaßen?“ —

Holzmann bückte sich, um das Holz zusammenzulesen, das er aufschichtete.

„Jürgen Claaßen!“ rief Cay lauter — „hört Ihr denn nicht?“

„Was soll's?“ schnaubte ihn dieser an.

„Ich möchte um Nichts in der Welt solch Zeug mitmachen, wie Ihr hier vorhabt“ — sagte Cay.

„Was für Zeug? Was weißt denn Du davon?“ fragte der Andre, indem er sich mit halbem Leibe erhob, und die Arme in die Seite stemmte.

„Je nun — dort im Korbe habt Ihr einen Todten — hier macht Ihr einen Holzstoß zu Recht — da bleibt nicht viel zu rathen“ — erwiderte Cay. „Aber das könnt Ihr mir glauben, daß es

hier im Hause nicht mit rechten Dingen zugeht — ich fürchte mich nicht auf der See, obgleich es so gut See- wie Landgespenster giebt — aber auf dem Lande — Brr! — da bin ich kleinlaut, wie ich etwas Weißes sehe."

Holzmann ließ ihn schwatzen und trug jetzt verschiedene blühende Gebüsche herzu, die er in die vier Ecken des Holzstoßes steckte und dort zu befestigen suchte.

„Im stillen Meere, mein Seel, Ihr dürft mir's glauben," plauderte Cay immerfort, und steckte dabei aus dem Lederbeutel, ein wohlzusammengerolltes Tabaksblatt zwischen Backe und Zahnfleisch, „im stillen Meere habe ich mit eigenen Augen, ich saß im Mast oben, das Geisterschiff: den fliegenden Holländer, gesehen. Es strich hart an uns vorüber, und keine Seele war auf dem Deck zu erblicken, aber ich — ich wiegte mich oben im Thauwerk und pfiff mein Lieblingslied: „mach' mir keine Wippchens vor!" und sah wie es gleich dem Wetter dahinsauste — und machte mir nichts daraus — obschon es Unglück bedeuten soll. Ich fiel auch

andern Tages über Bord — und Gevatter Hai, schnappte schon mit seinen dreihundert Zähnchen nach diesem linken Bein da — ich war aber schneller wie er, und hat's eher aus dem Wasser, als er es im Rachen."

Als Cay bemerkte, daß Holzmann ihm kein geneigtes Ohr schenkte, ging er auf ihn zu, und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter.

„Was soll's?" brummte Jener.

„Also wie ich Euch sage" — sprach ernst der alte Matrose, „ich weiß nichts was Furcht ist zur See, aber so ein Landteufel, der einem das Genick umdreht — brr! habt Ihr nicht 'nen Schluck Gin bei Euch? — Nicht? — Gott's Wetter! 's wird finster — macht daß wir weiter kommen — und 's friert mich" —

„Hat der Haase Furcht?" lachte Holzmann.

„Haase?" schrie Cay wild — „Haase? der das Geisterschiff gesehen und gepfiffen dazu? He? aber — Freund — hört Ihr nichts? — denn wißt — hier auf dem Lande ist's ein Andres — und mein Seel — neulich ging's hier neben, auf dem

Schulterblatt um — und beim Windmüller hinter Ottensen auch — jetzt wahrhaftig! jetzt müßt Ihr's gehört haben."

Er hielt den Athem an und reckte den Kopf am Boden hin um zu horchen.

„Richtig!" sprach Holzmann leise — und setzte gleich darauf mit lächelnder Miene hinzu: „Das ist der alte Don Pedro, der seine Abendandacht hält mit seinen geliebten Schülern und Hausgenossen."

„Das mögen schöne Hausgenossen seyn!" sagte Cay leise. „Aber hört nur, von jener Seite auch — was ist denn das?"

Holzmann horchte wieder hoch auf.

„Das ist die kleine Wittwe, die ihre Bußgesänge anstimmt," sagte er.

„Der Himmel sey uns gnädig," sprach der Matrose, „was sind das für Leute, die hier in dem alten Wrack hausen. Seht nur, es ist ganz finster worden — macht doch einmal, daß Ihr fertig werdet, Jürgen Claaßen."

„Nun bin ich mit Allem zu Ende," sprach

Holzmann, „jetzt kommt mit, ich will Euch einige Gläser Grog einschenken lassen. Dann muß ich wieder hieher.“

Er sah nach der Uhr.

„'s ist Neun!“ sprach er. „Um Eilf muß ich hier seyn. Kommt Cay, wir wollen indeß den Wagen draußen, in des nächsten Wirths Stall führen.“

Im Begriff den Ort zu verlassen, unweit von der Pforte, lief Cay, der wenige Schritte zurückgeblieben war, schnaufend dem Holzmann nach, hing sich an ihn und rief leise ihm zu: „Habt Ihr das auch nicht gesehen?“

„Was denn, alter Trunkenbold?“ fragte Holzmann, „hätt' er mich doch fast erschreckt“ —

„Trunkenbold? Bin so nüchtern wie 'ne Scholle!“ sagte Cay — „aber Gott verdamm' mich — ein weißes Weib hab' ich dort schleichen sehen“ —

„Schon recht! schon recht! das dürfen wir nicht in seiner Andacht stören,“ erwiderte lachend Holzmann und zog seinen Begleiter hinter sich zum Pförtchen hinaus. —

Der verwilderte Platz, der ehemals ein Garten gewesen war, den jetzt aber üppig wucherndes Unkraut deckte, war still und öde geworden. Der Wind, der das Wasser stromauf, und die Wolken über den Süllberg herüberjagte, raschelte in den Reifern, die auf dem Holzstoß befestigt waren.

Von drüben aus dem wüsten Hause, tönte Don Pedros kreischende Stimme, und dazwischen schrieen die von ihm gegeißelten Meerkatzen, die er zu seinen Zwecken abrichtete, aus dem Seitengebäude hörte man das einförmige Lied der kleinen Bayadere, das sich aus ihrer von Todesangst erfüllten Brust zum Himmel hob und unter dem Schoppen regte sich's und sah sich vorsichtig um — erhob sich dann — und schlich leise wie ein Gespenst an dem Holzstoß vorüber, und trat in das Gemach Gadsalúnahs, deren Lied in der Kehle erstickte, und die mit weitaufgerissenen Augen, an allen Gliedern bebend, die weiße Erscheinung anstarrte.

„Beruhige Dich, mein Kind," sprach eine sanfte Stimme, welche jedoch keineswegs selbst

ruhig zu seyn schien. „Ich bin hieher gekommen um Dich zu schützen“ —

Gadsalúnah erbebte stärker, da sie die Stimme zu kennen glaubte; eine wirre Erinnerung flog an ihr vorüber — endlich ermannte sie sich zu der Frage: „Du bist — nicht wahr — Du bist seine Schwester?“

„Ich bin's, ja“ — sagte tiefaufseufzend der unbekannte, weiße Gast. „Ich bin seine Schwester, die Du sahst auf dem Maskenballe, sey getrost, der Himmel hat mich zu Deinem Schutze gesendet“ —

„Sage mir vor Allem, wo starb Dein Bruder, mein heißbeweinter, zärtlichgeliebter Gatte — wie starb er?“ fragte die Kleine.

„Er lebt“ — sprach die Erscheinung, „für Dich!“ setzte sie dumpf hinzu.

„Er lebt?“ schrie Gadsalúnah mit durchdringendem Tone. „O Brama sey gepriesen! Wo? wo? führe mich zu ihm! Aber,“ setzte sie sogleich wieder hinzu, „wie soll ich hier entkommen — Schalikram und die Andern — was hat man mit mir vor?“

— „Einen Betrug, der schändlichsten Art, der jedoch nunmehr vereitelt ist, Du sollst Alles wissen, folge mir!“

Die weiße Unbekannte ergriff mit kalter Hand, die fieberhaft brennende Gadsalúnahs, und führte sie hinaus in den Hof, in den nunmehr das schwarze Gewölk, wie eine Trauerdrapperie hereinhing.

„Sieh hier — doch fürchte nichts“ — sprach die Unbekannte — „diesen Holzstoß.“

Gadsalúnah blickte scheu darauf hin, indem sie tief Athem holte.

„Und hier“ — fuhr sie fort — indem sie sie unter den Schoppen zog, „erblickst Du klar die ganze List Deiner Verfolger.“

Sie schlug den Deckel des Korbes zurück — und Gadsalúnah stürzte mit dem Ausrufe: „o mein Heinrich!“ auf den vermeinten Todten.

Es war das Erstemal, daß der nach ihren Begriffen geheiligte Name ihres Gatten über ihre Lippen kam, da — nach indischen Begriffen — ihn die Wittwe erst an seiner Leiche aussprechen darf.

„Ueberzeuge Dich,“ sprach schnell die Unbe-

kannte,— „es ist eine Wachsfigur, dem lebenden Originale nachgebildet, das zwar jetzt fern von Dir ist, aber aus gesundeter Brust zum Himmel athmet.“

Gadsalúnah hatte den Kopf der Figur jetzt erhoben und überzeugte sich von dem Betruge.

„Und was soll dieser Frevel bezwecken?“ rief sie heftig. „Er ist noch fern, er — der allein mich retten kann — und ich hier hilflos in der Hand unbekannter Feinde“ —

Die Fremde war auf ein Geräusch, das sich an der Pforte hören ließ, und welches Gadsalúnah nicht beachtet hatte, einen Schritt zum Schoppen hinausgetreten. Der erste Blitz zerriß hier das Gewölk und gestattete einen Blick in die Ferne.

„Er ist's!“ sprach die Fremde. „Fort, zeige Dich in Deinem Schmerze, als beweintest Du Heinrichs Tod und seyest bereit zu sterben. Schnell kehre in Dein Zimmer zurück! thue, wie ich Dir sage und zähle auf meinen Beistand.“

Die weiße Gestalt hatte Gadsalúnahs Hand ergriffen und zog sie mit Blitzesschnelle, nach dem an der Seite liegenden Gebäude.

11.

Des Leibes bist Du ledig —
Gott sey der Seele gnädig! —

Es waren zwei Männer, die tief in Mäntel gehüllt den Hof betraten.

Sie sprachen leise miteinander.

„Es ist Alles hergerichtet, wie Sie befohlen haben," sagte der Eine, in dem wir Holzmann erkennen. „Unter jenem Schoppen steht die Wachsfigur und dort ist der Scheiterhaufen. Es ist nur fatal daß ein Regenwetter droht" —

„Es ist ein unangenehmer Abend," sprach der Andre, indem er seinen Mantel fester umwickelte, „ich werde den Spaß aufschieben müssen. Auch hat mich die Nachricht verstimmt, die Du mir eben

mittheiltest, obgleich sie mich in gewisser Hinsicht beruhigt" —

„Sie meinen das Auffinden des Leichnams," sagte der Erste wieder, „leider, ist es so! Ich war selbst auf der Zollenbrücke, als man das Fräulein Blanche herauszog. Das Gesicht war freilich nicht ganz kenntlich mehr — aber Gestalt, Wuchs, Kleidung — Alles traf zu" —

„Ich bin nicht Schuld an ihrem Tode," murmelte der Andre vor sich hin, „im Gegentheile — ich hatte sie sorglich eingeschlossen, ihren Wahnsinn vorhersehend. Aber der — der sie dahinbrachte, soll's büßen — das schwör' ich hier, unter diesem zürnenden Himmel!"

„Ja mein Seel!" nahm recht heimtückisch, schadenfroh der Erste wieder das Wort, „ich bin zwar nur ein Diener im Hause — aber — so ruhig ließ ich's ihm denn doch nicht hingehen" —

„Es ist ihm schwer beizukommen" — sprach der Andre nachdenkend — „ihn fordern? ihn? und wird er mir Rede stehen als Mann von Ehre? und wenn gleich in meinem Vaterlande keine Vorur-

theile der Geburt mehr gelten, so ist es doch hier der Fall. Kann sich der Chevalier de Clichette mit dem namenlosen Findling schlagen? Und ist es überhaupt Sitte daß Kaufleute auf diese Weise ihre Händel ausmachen?“

„Aber wollen Sie denn die kleine Indianerin, gar nicht einmal sehen? Warum wären Sie denn hieher gefahren?“ fragte Holzmann, „und wenn Sie denn auch die Verbrennerei aufschieben — es tröpfelt ohnedieß schon recht ordentlich, und die Blitze fahren die kreuz und quer — es wird einen tüchtigen Platzregen setzen — Sie müssen eintreten, Herr Chevalier, bei der kleinen indianischen Wittwe und sehen wie sie sich in ihre Trauer findet“ —

Hier war er an die niedrigen Fenster des Gebäudes gelaufen, und rief zurück:

„O sehen Sie doch, wie niedlich sie an der Erde sitzt und weint — sie hat ein Kapselchen in der Hand und küßt es — und Kranz und Armspangen von Schilfgras — sie sieht wie das Meerfräulein aus, das auf dem Springbrunnen in unsers Herrn Pöckmösers Garten steht — Mein

Ei! der Sünde wär' sie schon werth — ein kleines, nettes Ding! — und wenn man bedenkt, wie leicht es solch ein Herr wie Sie haben kann" —

Der Chevalier war hinzugetreten und sah in dem matterleuchteten Zimmer, Gadfalúnah, so wie Holzmann es ihm eben beschrieben hatte.

Gefühle und Gedanken stürmten ihm durch Brust und Kopf, wie die Wolken, welche der Orkan, der dem Gewitter voranging, am Himmel vorüberjagte. Die, welche er verscheuchte, waren noch nicht die schwärzesten, unheilschwangersten, immer neue, schwärzere, verderbendere, zogen herauf, und immer dumpfer donnerte es in ihnen, immer häufiger entluden sich ihre Flammen. So war der Schmerz um Blanche dahingezogen, und Haß gegen Heinrich füllte ihn ganz, so war der Haß verschwunden, und Rache war nun wieder sein einziger Gedanke. Am Himmel schwebte jetzt ein Gewölke herauf, das mit einem fahlen phosphorischen Scheine leuchtete, es kreiste in seinem Innern, es wirbelte und dröhnte, daß dem Verbrecher das Herz zitterte vor dem ewigen Weltgerichte und der Un-

schuldige zagend emporblickte, und die Brust erhob im leisen Gebete. Und Verderben brütend schwoll Hippolyts Herz an, fürchterliche Gedanken gediehen unter dieser schrecklichen Constellation zur Reife, die er betäuben wollte in sinnlichem Genusse, und er blickte hinan zu der drohenden Wolke, deren Blitz sich entladen konnte, um den Brand zu senden auf das Dach des Gebäudes, wo Gadsalünah wohnte. —

„Nur noch so lange“ flehte er, „verschone sie, Himmel! bis sie sich vor Wollust glühend meinen Armen enwindet!“

Im wildern Aufruhr stets geriethen seine Sinne, erhitzt von dem Champagner, den er im Kreise einiger Freunde genossen hatte, um sich zu dem bevorstehenden Abenteuer zu stärken.

Ein furchtbarer Schlag, der unmittelbar einem herabströmenden Feuerstrahl folgte, und ein Regenguß, als sollte die Schöpfung in einer neuen Sündfluth untergehen, prasselte nieder.

Holzmann riß seinen Herrn in das Gebäude, und rief: „Bei diesem Wetter ist es doch wahr-

haftig besser, wenn man's haben kann, sein Liebchen im Trocknen zu umarmen, als es von draußen durch's Fenster zu beobachten."

„Erwarte mich hier!" sagte schnell der Chevalier und zögerte noch einen Augenblick, dann trat er in Gadsalúnahs Zimmer, um wie vernichtet bei dem Anblicke zurückzutaumeln.

Die bleiche Gestalt seiner Schwester, mit nassen Haaren und Kleidern, wie man sie aus dem Wasser gezogen hatte, schwebte in einiger Entfernung von ihm, das schwarze Auge durchdringend auf ihn gerichtet, und mit furchtbarer Gebehrde ihm drohend, zu gleicher Zeit ertönte Holzmanns furchtbarer Schrei: „Weh uns! das Haus brennt!" Und ein prasselnder Schlag begleitete diesen Schrei und verschlang ihn zur Hälfte. Das Licht im Zimmer war erloschen von dem Drucke der elektrischen Luft, aber draußen glimmte und flimmte Alles einige Secunden lang mit grünlichem Lohescheín, bis daß die dunkelrothe Flamme am Gewitterhimmel, wie die glühende Zunge des Höllenrachens emporleckte. Diese Röthe überfluthete die ganze Gegend.

und senkte sich auch in das Gemach, wo Hippolyt noch immer seiner Schwester Geist sah, der sich vor der lebenden Gadsalúnah schützend gestellt hatte.

Nur ein Augenblick nach dem Schlage war verschwunden und noch verhinderte die Betäubung und Beklemmung den Chevalier ein Wort hervorzubringen oder eine freie Bewegung zu machen, als ihn plötzlich Holzmanns Angstruf zum Zweitenmal erschreckte, dem ein gräßliches Röcheln und ein schwerer Fall sogleich folgte. Er wollte zur Thür eilen, aber schwindelig taumelte er noch hin und her, da ward er unsichtbar von einem Stoße in die Brust getroffen, ein wüthender Schmerz übermannte ihn und sein Auge, das von unten herauf ein schwarzer Flor zu umziehen schien, sah noch wie eine neue dunkle Gestalt sich zwischen Blanches Lichterscheinung und Gadsalúnah drängte, und wie vom Wirbelwind ergriffen, mit Beiden fortjagte; dann deckte sie eine öde, todte Nacht.

Draußen aber peischte der heulende Sturm, die tanzenden Feuer von Sparre zu Sparre, von Gie-

bet zu Giebel, knisternd und flakkernd zehrten sie lustig am alten Gebälke — und im Innern dieses höllischen Flammenfestes heulten die ekelhaften Thiere um die Wette mit dem Wahnsinnigen, der seinen treuen Mohren umklammert hatte, und mit den wilden Augen unverwandt in den Tod starrte, ohne nur einen Schritt zu seiner Rettung zu versuchen.

1906. 10383

Gadsalünah.

Von

August Lewald.

Dritter Theil.

München.
Druck und Verlag von George Jaquet.
1833.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Die Vermählung auf dem Ozean.

„Doch er stehet männlich an dem Steuer;
„Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
„Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
„Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
„Und vertrauet, scheiternd oder landend,
„Seinen Göttern."

Göthe.

1.

Macht Eure Rechnung mit dem Himmel! — — —

„Ein furchtbares Wetter — und eingeschlagen hat es auch," sagte Herr Pöckmöser zu seiner Ehehälfte, die ihm unter dem bunten Zeltdache vor der Thür der Villa, hart am Gestade der Alster, den Thee kredenzte. „Eine fürchterliche Röthe sah man gegen Nord-West, es muß ein gewaltiger Brand gewesen seyn. Heut ist nun wieder Alles so schön blau und warm, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Ja — so ist die Natur! Alles restaurirt sich in ihr! — Aber wie ist's denn mit Dir, Blanka? Deine gesunde Farbe will noch immer nicht wiederkehren — es wird Noth thun, daß Du in's Bad reisest — ich will noch heute mit dem Arzte sprechen" —

„Ich fühle mich zu schwach und werde keine Reise unternehmen können," erwiderte sie. „Ich muß es Dir nur gestehen, ich fühle mich der gänzlichen Auflösung nahe und hoffe, daß der nächste Herbst meinen irdischen Leiden ein Ende machen werde."

„Ei, das verhüte der Himmel, Blanka!" rief der Gatte, „sollte unsere häusliche Glückseligkeit sobald schon ein Ende nehmen? Ich dachte nun erst in meinen alten Tagen mich an Deiner Seite recht des Lebens freuen zu können. Der Himmel hat meine Unternehmungen gesegnet — ich bin ein sehr reicher Mann" —

Madame Pöckmöser unterbrach diese Worte mit einem tiefen Seufzer.

„Nun? und warum seufzest Du, Blanka?" fragte er. „Ist der Reichthum eine solche Last, die Seufzer erpreßt?"

„Lauritz!" sprach sie sehr ernst, „in Krankheiten kommen dem Menschen oft wunderliche Gedanken. Wie ich so da lag auf meinem Schmerzenslager, ging mein ganzer Lebenslauf an mir vorüber,

zur heutigen Erbauung. Ich sah daß ich unter den Verworfenen hienieden nicht die Verworfenste seyn werde — ich habe in meiner Ueppigkeit weniger der Sünde gefröhnt als Andre — ich habe, wie Du ja selbst weißt, Dich genommen, weil es mein Vater so wollte, und ich bin Dir ein treues, in Liebe zugethanes Weib gewesen. Ich habe meine anfängliche Abneigung gegen Dich, der Du mir ein ganz fremder Mann warst, nach und nach überwunden — und habe Dir nie eine schwärmerische Liebe geheuchelt, die ich nicht empfand. Ich habe, als ich Dir die Hand reichte, allem Lebensglücke entsagt, denn Du weißt es, daß ich bereits geliebt hatte — und man liebt nur Einmal im Leben! — Nennst Du nun dies eine im Glücke zurückgelegte Bahn, und kann es Dich mit Freude erfüllen darauf fortzuwandeln?“

„Aber sage mir doch, gutes Kind,“ fiel ihr Herr Pöckmöser in die Rede, „ist das ein Thema für einen so himmlischen Sommermorgen? Wir können ja Beide nicht übereinander klagen — wir haben uns Eins in des Andern Launen vortrefflich

gefunden. Ich war sehr reich und Deine Eltern suchten für Dich einen solchen Mann, eben weil Du die frühere Liebschaft schon cultivirt hattest, und sie nicht viel wählen konnten. Dein Vater war von der anerkanntesten Rechtlichkeit, und sein Name der geachtetste an der Börse, darum griff ich mit beiden Händen zu, denn mein verrückter Oheim, der alte Don Pedro, hatte unserm Hause einen argen Leumund angehängt. So brachte man uns zusammen, und wir brachten einander zu, was jeder brauchte. Nun sage mir einmal, ob das nicht eine herrliche Parthie war, und ob jemals eine passendere abgeschlossen wurde, seitdem unsre alte Börse steht" —

„Und Dein alter Don Pedro, Lauritz," nahm wieder Madame das Wort, „kostet Dich der keine trübe Stunde?"

„Der?" rief ihr Gatte heftig, „nur dann, wenn ich ihm die Leibrente auszahlen muß. Der alte Gauner ist schon hundert Jahre alt, und führt so lange ein so jämmerliches Leben, blos um andere Leute zu ärgern."

„Als eine gerechte Strafe des Himmels wurden ihm seine Tage verlängert," sprach sie, „er war ein böser Christ in seinem Leben, und wenn auch nur die Hälfte von dem wahr seyn sollte' was sich die Welt von ihm erzählt. Sage mir, Lauritz, sollte man nicht — ehe man aus dieser Welt scheidet — zur Sühnung begangener Frevel, noch irgend ein gutes Werk vollbringen? Bei einem so großen Reichthum, wie wir ihn besitzen, den wir ererbt haben von unsern Vätern, Oheimen, Tanten, der Jahrhunderte zusammengescharrt worden ist, sollte da nicht mancher Pfennig auf unrechtmäßige Weise hereingeflossen seyn? Sprich selbst, ob wir nicht einen großen Theil unsers Vermögens eben dem alten Don Pedro verdanken — und Jedermann weiß denn doch, auf welche Weise er zu dem vielen Gelde gekommen ist; Du selbst weißt es ja zu gut, da Du zur selben Zeit in seinem Geschäfte standest, und ihm hilfreiche Hand leisten mußtest."

„Brechen wir davon ab," sagte hastig ihr Gatte. „Ich weiß nicht was Dir heute Alles in

Sinn kommt. Glaubst so dumme Geschichten, wie sie die Fischweiber auf dem Hopfenmarkte einander erzählen. Was soll denn der Alte getrieben haben? he? Sclavenhandel etwa? Es wäre der Mühe werth, sich mit so etwas zu befassen — so lange es noch Zucker und Caffee zu laden giebt und man dabei einen tüchtigen Profit notiren kann" —

„Doch" — sprach sie mit starker Betonung — „es war eine Zeit, wo Zucker und Caffe nach Europa zu bringen, eben so verpönt und gefahrbringend war, wie Schwarze von der Küste Guinea nach den Colonien zu verhandeln. Damals war Kaperei erlaubt und Alles wurde getrieben; und die Kaper, die Räuber zur See, erschienen mit stolzem Hohne an der Börse, wo ihre armen Beraubten mit niedergeschlagenen Blicken umhergingen. Es war eine böse Zeit. Aller Handel lag, die Rheder vieler Schiffe konnten diese doch nicht im Hafen verfaulen lassen, da ließ man sich von den Gewalthabern Erlaubnißscheine geben, man wog sie mit Golde auf, und trieb das Unerlaubte!" —

„Sieh, wie bewandert!" polterte Herr Pöck.

möser heraus, der sie schon lange hatte unterbrechen wollen. „Du thust unrecht, mich an jene Zeit zu mahnen, an die Gewalthaber, und an die falschen Certificate, die sie ausfertigten. Auch Du standest mit einem von ihnen auf ziemlich vertraulichem Fuße, und seinen Mittheilungen hast Du wahrscheinlich Deine genaue Kenntniß jener Verhältnisse und Umstände zuzuschreiben.“

„Du kommst mir entgegen,“ fuhr sie fort, „war ich doch weit entfernt Dir eine Neigung verbergen zu wollen, die ich damals hegte und die ich so öffentlich zur Schau trug, daß sie für Niemand mehr ein Geheimniß bleiben konnte. Macht es mich strafbar daß ich jugendlich fühlte? Liebtest Du nie?“

Sie machte eine Pause, wartete aber vergebens auf Antwort, denn ihr Gatte, zündete eben, unter heftigem Paffen seine Cigarre an, die nicht brennen wollte.

„Ich bin in einer Stimmung, mit Dir nun über gewisse Dinge zu sprechen,“ sagte sie, „schon längst mußt Du mir es angesehen haben, daß ich

mit diesem Leben fertig bin. Was ich hienieden noch hoffen darf, ist von geringem Belang. Die Versorgung meiner Kinder war mir eine heilige Pflicht — sie ist erfüllt. Wilhelmine erhält in dem Chevalier einen Mann, den sie wird lieben können; er besitzt alle Eigenschaften dazu. Harry, mein Sohn, hat ein Mädchen nach eigener Wahl sich erkohren, wie er mir gestanden hat und nur seine Abwesenheit ist Schuld daran, daß er sie noch nicht in das väterliche Haus einführte. Die Unglücksfälle, welche so rasch aufeinander sich folgten, haben nun freilich den Fortgang dieser freundlichen Angelegenheiten gehemmt. Harrys Erkrankung auf der Reise, meine körperliche Unfähigkeit zu ihm zu eilen, um seiner zu pflegen, und endlich das Betrübendste von Allem — der unglückliche Selbstmord der armen Blanche — Alles dies bringt mich immer mehr in die Stimmung Abschied von diesem Leben zu nehmen" —

„Blanka" rief nun wirklich mit einiger Rührung ihr Gatte aus, und nahm sie bei der Hand.

„Der heutige Morgen nach der beängstigenden Nacht bringt eine ruhig freundliche Stimmung in meinem kranken Gemüthe hervor,“ fuhr sie fort, indem sie ihn traulich dabei ansah, „wir wissen nicht wie lange wir noch beisammen seyn werden, darum will ich nicht länger säumen. Erlaube mir daß ich eine Summe, ungefähr dem Vermögen des alten Don Pedro gleich, zu einer frommen Stiftung der Wohlthätigkeit anwende — und wenn Du mir dies gewährst — so erfahre denn auch mein Geheimniß — das ich nicht mit hinüberneh-men will — und daß“ —

Herr Pöckmöser, den schon, als von der Herausgabe des Vermögens seines Onkels die Rede war, alle Aufmerksamkeit verlassen hatte, sprang jetzt heftig auf, als sehne er sich gar nicht sehr, das tiefe Geheimniß seiner Gattin entschleiert zu erblicken, in der That aber war es die Ankunft ei-nes Fremden, die ihn der Verlegenheit überhob, den, ihm in der That sehr lästig gewordenen Vor-trag von Madame, länger anzuhören.

Ein Gig hielt am Gartenthor, und in dem

Manne, der sich jetzt näherte, erkannte man, zu großem Erstaunen, einen Beamten der Polizeibehörde.

„Es ist mir leid daß ich stören muß," fing dieser nach üblicher Höflichkeitsform an, „aber ich zog es vor, den hochweisen Herrn Senator hier aufzusuchen, weil mein Besuch auf Ihrem Comptoir" —

„Schon gut, mein Herr, schon gut!" rief Pöckmöser mit sichtbarer Unruhe über die befremdende Erscheinung, „was steht zu Ihren Diensten?"

„Wenn es gelegen wäre mir eine Privataudienz zu ertheilen" — fuhr Jener fort.

„Mein Herr," fiel hier Madame Pöckmöser rasch ein, „eine innere Ahnung sagte es mir schon bei Ihrem Eintreten in unsern Garten, daß sie den herben Kelch uns abermals darreichen wollen, den das Schicksal seit einiger Zeit nicht müde wird für uns zu füllen. Sie sehen mich gefaßter, als Sie voraussetzen können, jede Unglücksbotschaft zu vernehmen, und wäre es, daß der Blitz in voriger Nacht unser Eigenthum angezündet und uns zu Bettlern gemacht hätte" —

„Das ist nun wirklich nicht der Fall," sagte der Beamte und forschte mit den Blicken nach Pöckmösers Zustimmung, ob er seinen Bericht hier beginnen solle, dieser aber rief jetzt in höchlicher Ungeduld über die Zögerung:

„Nun? wird man's endlich hören?"

„Der Blitz hat allerdings gezündet," sprach der Beamte, „und zwar wurde das alte, verfallene Eigenthum von Dero Herrn Onkel Peter Pöckmöser, vor den Thoren der Stadt eingeäschert."

„So" — sagte kalt der Neffe.

„Und leider ist — durch eine seltsame Fügung des Schicksals" — fuhr Jener fort, „der alte Herr Onkel, nebst seinem schwarzen Bedienten und allen andern Geschöpfen, die mit ihm jenes wüste Gebäude bewohnten, ein Raub der Flammen geworden, ehe Hilfe möglich war."

„Hat ein schmähliches Ende genommen!" sagte Pöckmöser dumpf —

„Gerechter Himmel!" rief gleichzeitig, mit nach oben gekehrten Blicken, seine Gattin aus.

„Ist ein fataler Fall," nahm dann sich fassend der Senator das Wort, „der Alte hatte Kostbarkeiten, wichtige Documente und mehreres Andre noch, und das ist nun Alles unwiederbringlich verloren. Aber Sie scheinen noch etwas auf dem Herzen zu tragen — sagen Sie es heraus — rund und ohne Umschweife."

„Ich beklage," sagte Jener, „daß ich gerade dazu erkoren wurde Ihnen den schönen Morgen zu verderben, aber da es nun einmal nicht anders seyn kann, und da ich Erlaubniß erhielt, hier, in Gegenwart der Dame Alles zu sagen, so will ich mich denn in Kürze meines Auftrags gänzlich entledigen. Welch ein Zufall gerade den Herrn Chevalier von Clichette zur Nachtzeit nach jenem Orte geführt haben mochte" —

„Den Chevalier?" schrie Pöckmöfer auf.

„So ist auch er verbrannt?" rief mit Entsetzen Madame.

„Das nicht," fügte der Beamte ruhig und gelassen seinem Berichte hinzu, „aber er wurde in einem Seitenflügel, einem ehemaligen Gartensalon,

den die Flammen verschonten, in seinem Blute schwimmend, von den hinzugeeilten Feuerleuten am Boden gefunden."

„Mein Gott, wie ist das möglich?" riefen Mann und Frau zugleich aus.

„Und lebt er noch?" fragte schnell Madame.

„Noch lebt er — aber ein schwaches Leben ist das" — sagte mit trübem Gesichte der Beamte — „und vorläufig muß man darauf verzichten, irgend eine Auskunft von dem Verwundeten selbst zu erhalten" —

„Ich will sogleich hin," sagte Madame, „um für Alles Nöthige zu sorgen" —

„Ist er nach meinem Hause gebracht worden?" fiel Pöckmöser rasch ein —

„Man bringt ihn hieher, um das ohnedies starke Aufsehen, welches der Fall macht, nicht noch zu steigern" — sprach der Beamte — „man fährt mit ihm um die Stadt und bald werden sie hier seyn" —

„Und hat man noch keine Muthmaßung?" fragte Pöckmöser.

„Leider ja — höchst seltsame und betrübende — „der Gartensalon, wohin sich alsobald Beamte unserer Behörde begaben," fuhr er fort, „schien bewohnt gewesen zu seyn, bewohnt von weiblichen Wesen, wie Schleier, Schleifen und andere Utensilien hinlänglich darthaten" —

„Ich werde sogleich selbst zur Stadt fahren, mein Herr," sprach hastig der Senator, „um Licht in dieser Angelegenheit zu verschaffen. Die Sache ist mir unangenehmer als Sie glauben, da mein Schwiegersohn wahrscheinlich ein Mädchen frequentirte — und daher wünsche ich, daß Alles darüber gänzlich verschwiegen bleibe" —

„Das wird leider nicht mehr möglich seyn" — sagte der Andre — „Eine Menge Menschen drang hinzu und durchstöberte alle Winkel — und dabei fanden sich viele der seltsamsten Gegenstände — als z. B. eine völlig angekleidete Wachsfigur, einen Todten vorstellend, eine Art von Scheiterhaufen im Hofe errichtet, und was ich beinahe zu berichten vergessen hätte — auch Dero allbekannter Diener Holzmann — der eben nicht des besten Leumundes genießt" —

„Holzmann?“ rief Pöckmöfer verwundert, „der hat gewiß den wackern, jungen Mann zu dieser Debauche verleitet. Man hat sich doch seiner sogleich versichert?“

„O mein wertheſter Herr Senator, Ew. Wohlweisheit werden verzeihen,“ sagte achselzuckend der Beamte, „der entläuft uns nicht mehr — denn seine Wunde ging tiefer — er hat das Zeitliche bereits gesegnet“ —

„Auch Er? gerechter Gott!“ rief Madame, einer Ohnmacht nahe.

„Er lag ermordet vor der Thür des Zimmers, worin der Herr Chevalier von Clichette blos verwundet, angetroffen wurde. Es iſt Alles, von den daſelbſt gefundenen Gegenſtänden unberührt an Ort und Stelle liegen geblieben, bis es von der Behörde beſichtigt worden ſeyn wird — auch der Holzmann liegt noch draußen. Aber dieſes hier“ — er zog ein Papier aus der Taſche, welches er dem Senator übergab, „fand ich auf der Erde, wahrſcheinlich hat es der Herr Chevalier verloren, da es von großem Werthe iſt, entſpann

sich vielleicht deshalb der Kampf auf Tod und Leben“ —

Pöckmöser öffnete das Papier:

„Ein Reif großer, gelber Brillanten,“ sagte er, „ich glaube es sind die Deinigen, Blanka!“

Sie betrachtete sie genau.

„Es ist die Einfassung eines Portraits,“ sagte sie erbleichend, „das ich einst einem nahen Verwandten zum Geschenke gemacht hatte — es ist nicht unmöglich — daß — der Chevalier — es“ — —

Mehr vermochte sie nicht zu sagen — eine Ohnmacht warf sie in den Sessel zurück. —

2.

Nur umsonst verklärst Du mit Deinem Lichte
den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er
verhaßt.

Der Orcan war bereits weiter in's Land gezogen, und schon begann hie und da ein blaues Sternenfeld wieder sichtbar zu werden, als ein einsamer Reiter den Zollenspeicher verließ, wo er mit einbrechendem Unwetter auf der Fähre angekommen war. Die Elbe, die noch immer hohe Wellen warf, verlassend, zog er auf dem Damme, von Weidenbäumen eingefaßt, weiter, des Weges kundig und sich bald am Ziele seiner Reise wähnend.

Es war Heinrich, den wir hier wiedersehen. Von seiner Krankheit genesen ließ ihn die Ungeduld in dem Hause auf der Lüneburger Haide nicht

länger weilen. Die Entdeckung, welche er dort gemacht hatte, erfüllte ihn mit stiller Wehmuth. Einen solchen Vater — eine solche Mutter — ein solches Entstehen! — Es schien ihm nun gänzlich unmöglich in Europa zu bleiben. Fliehen wollte er in eine ferne Gegend, wo ihn Niemand kannte, wo nur er allein seinen Schmerz mit sich trug, ohne dem Hohne, ohne der Verachtung preisgegeben zu seyn. Der Zufall hatte ihn auf einen Standpunkt gehoben, den er behaupten mußte. Nicht er war es, der durch anmaßende Bestrebungen dahin zu gelangen getrachtet hatte — sein Mismuth steigerte sich, und er fluchte jenem Zufall und wünschte, roh und ungebildet in seinem Elende geblieben zu seyn, damit er es jetzt als ein Glück betrachten könnte, der Sohn Wittrins und Eigenthümer eines stattlichen Hofes auf der Lüneburger Haide sich zu wissen.

Eine unangenehme Scene stand ihm noch bevor, ehe er Hamburg verlassen konnte. Der Greis Wittrin, mit seinen stumpfen Sinnen, der es nicht fassen konnte, welchen Antheil seine Hand an

dem hundertfältigen Morde hatte, wozu er sich einst brauchen ließ, der in dieser thierischen Behaglichkeit ruhig zu so hohen Jahren gekommen war, er fühlte den Instinct der Elternliebe bei dem Anblicke seines Kindes, das ihm vom Schicksal so unverhofft zugeführt worden war. Obgleich Heinrich ihm erklärte seines Erbes nicht zu bedürfen, so ließ der barsche Seemann sich's nicht ausreden, daß es von ihm schnöde gehandelt wäre an seinem eigenen Blute, wollte er Heinrich noch ferner von der Gnade fremder Menschen abhängen lassen, er wollte vor allen Dingen nach Hamburg reisen, um dort seinen Sohn von Pöckmöfer zu reclamiren, und ihn nach Fug und Recht für den Seinigen zu erklären.

Nach dieser Förmlichkeit, die nicht zu umgehen war, wollte Heinrich Europa für ewig den Rücken kehren, und mit einer mäßigen Summe, der Ersparniß von seinem bedeutenden Gehalte und einigen kleinen für eigene Rechnung unternommenen Geschäften, in den Freistaaten sein Glück versuchen. Dort hoffte er an der Seite seiner geliebten

Gadsalúnah die Ruhe zu finden, die ihm seine Jugend versagt hatte.

Diese Aussicht allein hielt ihn aufrecht, wenn seine trübe Laune ihn ängstlich zu unterjochen drohte.

Der anbrechende Morgen zeigte ihm schon die herrliche Pyramide von St. Peter, sein Herz pochte stärker, das Bild seiner Geliebten erwachte darin mit glühendern Farben.

Sein Weg hob sich jetzt von den Dämmen, welche das fruchtbare Gartenland in allen Richtungen durchschneiden, nach der Kunststraße, die in gerader Richtung der Königin der Handelsstädte auf dem europäischen Festlande, zuführt. Er schwang sich nunmehr aus dem duftigen Dickicht der Bäume in eine kahle Ebene, die eine ungeheure Fernsicht auf Moor- und Haideland gestattete. Da gewahrte er den Schein einer furchtbaren Feuersbrunst nicht weit ab vom Wege. Er erkannte an der Richtung, daß es unweit der Wohnung des alten Pedro seyn müsse. Mit Abscheu nur dachte er an den scheußlichen Wahnsinnigen, dem er sich noch nie genähert hatte, doch der Gedanke, daß er vielleicht

zur Rettung etwas beitragen könne, verdrängte jeden Andern, er spornte sein Pferd und war bald dort.

Noch immer rauchte und qualmte der eingeäscherte oder niedergerissene Theil des Gebäudes, gelbe Flammen zuckten aus dem noch stehenden empor. Mit Entsetzen vernahm er die Kunde von dem Verbrennen des Eigenthümers, so wie von dem vorgefallenen Morde, von Leuten, die damit beschäftigt waren zu retten, was noch zu retten war.

Er war vom Pferde gestiegen und hatte sich dem unversehrt gebliebenen Seitenflügel genähert. Bewaffnete Bauern verwehrten ihm aber den Eingang. Noch war er damit beschäftigt, Erkundigungen über den Vorfall einzuziehen, als ein Wagen heranfuhr, worin Betten lagen, um einen Verwundeten aufzunehmen.

Einigen Beamten, welche den Wagen begleiteten, nannte sich Heinrich, und es wurde ihm gestattet ihnen zu folgen.

Sein Haar sträubte sich vor Entsetzen, als er beim Eintritte, über den Leichnam des ermordeten

Holzmann schreiten mußte, der in derselben Lage, wie man ihn gefunden, bis nach stattgehabter Untersuchung des Gerichts, liegen bleiben mußte.

Das ohnedieß häßliche Gesicht des Todten war durch eine breite klaffende Wunde entstellt, die sich durch einen Stoß in's linke Auge bemerkbar machte und dann in einen tiefen Schnitt sich endigte, der die Nase und die rechte Wange mitten theilte. Eine andre Wunde in der Brust, verrieth ein Blutstrom, der aus einem weiten Risse des zugeknöpften Ueberrocks, sich auf den Boden ergossen hatte und einer schwarzen Pfütze glich, worin der scheusliche Leichnam lag.

Im Zimmer selbst herrschte große Unordnung. Auf dem Tische befanden sich zwei umgeworfene Leuchter, ein weißer Schleier zur Hälfte verbrannt; ein Fenstervorhang war herabgerissen. Durch eine offenstehende Tapetenthür sah man in ein Kabinet, dessen Fenster geöffnet war, ein Stuhl davor zeigte Spuren, daß man sich seiner zum Hinaussteigen bedient hatte.

Auf dem Sopha ruhete der verwundete Cheva-

lier mit geschlossenen Augen, in seinen Mantel gehüllt.- Todesblässe deckte sein Gesicht, und seine starren Haare sträubten sich darüber empor. Er hatte nur einen Stoß in die Brust empfangen, da er aber lang in seinem Blute gelegen hatte, so waren die Haare und der Mantel damit getränkt. Ein Wundarzt, der neben ihm stand, hob seinen Kopf in die Höhe, als die Beamten mit Heinrich sich näherten, und sagte ihm leise, um zu erforschen ob er bei Besinnung sey: „Der Wagen ist da, mein Herr, man wird Sie nach Ihrer Wohnung bringen.“

Hierauf öffnete Clichette die gebrochenen Augen und blickte, wie aus dem Schlafe erwachend, rund um sich: „Ja — ja — schon gut — dort wird mir besser seyn!“ — sagte er mit ungemein schwacher Stimme, doch aber so verständlich, daß Niemand über seinen ruhigen Gemüthszustand in Zweifel seyn konnte. Man richtete ihn auf und er wandte den Kopf, sein Blick erreichte Heinrich, der das stumme Entsetzen, das sich seiner anfänglich bemächtigt hatte, nun zu bezwingen schien, und

an den Chevalier einige Worte richtete. Da fingen dessen fast todtenähnliche Züge sich plötzlich zu beleben an, seine Mundwinkel begannen krampfhaft zu zucken, die Augen blinzelten, ein seltsamliches Hüpfen ward an den Wangenmuskeln bemerkbar — man sah es ihm an, daß es ihm einen fürchterlichen Kampf koste, einige Worte mit Gewalt hervorzubringen, Alles war im höchsten Grade gespannt und sah begierig nach dem Verwundeten, als plötzlich sich seiner Brust die Worte entrangen: „Der hier — ergreift ihn — ist's — der mich ermorden wollte!“

Er sank zurück, und wurde mit eiliger Besorgniß, weil man sein baldiges Verscheiden befürchtete, in den Wagen getragen, um so schnell als möglich nach seiner Behausung gebracht zu werden.

Heinrich aber wurde sogleich unter Bedeckung nach Altona geführt, da der Mord sich auf dänischem Grund und Boden zugetragen hatte.

3.

— — —

Und des Meeres dumpfes Brausen
Das sich an den Ufern bricht! — —
— — —
Mich umfängt ein kaltes Grausen,
Immer öder wird die Oede,
Immer todter wird das Herz! —

Auf von Blitzen erleuchteter Bahn, von fernhinrollenden Donnerschlägen begleitet, war die „Frau Margaretha“ zwischen den hohen Deichen an Stade und Glückstadt vorübergesegelt, und hatte am Mittage die Stelle erreicht, wo sich die Wellen der Nordsee mit denen der Elbe vereinigen. Links erblickte man die Kugelbake, und der Kapitain ließ auf der Rhede von Curhaven die Anker werfen. Das Schiff war befrachtet und legte sich vor den Hafen, um jeden Augenblick in die See stechen zu

können. — Als Ueberfracht jedoch erblicken wir die arme Blanche darauf, welche seit jenem Sprunge aus dem Fenster, sich unter dem Schutze des trefflichen Robinson befand. Er hatte sie an Bord gebracht und hier, ihrem Wunsche gemäß, verborgen gehalten, und war ihr dazu behilflich gewesen den Aufenthalt Gadsalünahs auszukundschaften. Von ihm begleitet war sie dort erschienen, um ihrem frechen Bruder bei seinen Unternehmungen entgegenzutreten und seinem Frevelmuth zu trotzen. Als aber so plötzlich der finstre, blutige Mord hereinbrach, zugleich mit dem vernichtenden Feuer des Himmels, da war ihr Begleiter herbeigeeilt und hatte sie, mit unerschrockenem Muthe auf seinen Armen davongetragen und sie sicher und treu an Bord geborgen.

Hier finden wir sie wieder. —

„Haben Sie sich erholt, mein Fräulein?“ fragte er, indem er sich so höflich, als es dem guten Kapitain Robinson nur möglich war, zu der bleichen Dame wandte, welche in einem, der in der Schiffswand befindlichen, Ruhebetten lag. „Das war eine

verzweifelte Nacht — unser Eins steht seinem Mann jederzeit — so etwas aber wollte ich nicht zum zweiten Mal erleben. Und ausgerichtet haben wir auch nichts dabei.“

Blanche seufzte tief und schwer.

„Unser Schutz hat wenig geholfen,“ fuhr Robinson fort. „Ich glaube wohl daß der Herr Chevalier sich hätte durch ihr plötzliches Dazwischentreten so verblüffen lassen, daß wir ohne weiters mit der kleinen Indianerin uns aus dem Staub gemacht haben würden, ehe es Jemand eingefallen wäre, uns aufhalten zu wollen. Aber da mußte gerade das Donnerwetter am Himmel seyn, und dann der Teufel selbst sich in's Spiel mischen. Ich sage Ihnen, Fräulein, es war Zeit daß ich Sie forttrug — es ging nicht mit rechten Dingen zu“ —

„Es hat eingeschlagen,“ sagte sie. „Wo mag aber das arme Mädchen hingekommen seyn? So nahe seiner Rettung mußte Alles scheitern. Sollte sie mein Bruder auf's Neue entführt haben — sollte er nicht abgeschreckt worden seyn, durch das

Feuer, das der Himmel selbst sandte, die Hölle des Lasters zu zertrümmern?“

„Ihr Bruder?“ sprach mit verlegenem. Tone der Kapitain. „Der wird der Indianerin, und keinem Andern etwas mehr zu Leide thun — es sey denn er käme als Gespenst.“

„Was meinen Sie damit?“ rief Blanche.

„Je nun, sie waren mehr todt als lebendig, Fräulein, und sahen und hörten nichts von dem, was um uns vorging,“ fuhr Robinson fort, „ich aber sah, indem ich Sie auf den Arm nahm und mit Ihnen zum Fenster hinausstieg, einen dunkeln Kerl, mit einem blinkenden Messer, wie wahnsinnig zustoßen, und ganz entsetzlich hinterdrein schrein — ja, ja! da ist eine Mordthat vorgefallen“ —

„Und Sie glauben, Kapitain?“ rief Blanche, „daß mein Bruder ermordet wurde?“ —

„Ihr Bruder, Fräulein,“ sagte Jener, „auch wohl die kleine Indianerin — wer kann das wissen, ich machte daß ich so schnell als möglich fortkam und wie ich Sie in den Wagen, mehr gewor-

fen als gelegt hatte — Sie nehmen's mir schon nicht übel — so jagte ich auf und davon."

Blanche hatte sich erhoben und sagte: „Lassen Sie mich an's Land, Kapitain. Ich muß Ueberzeugung in dieser Sache gewinnen."

„An's Land?" erwiderte lächelnd der Kapitain, „glauben Sie denn noch immer im Hamburger Hafen zu seyn? Belieben Sie doch nur einen Blick hinauszuwerfen."

Bei diesen Worten öffnete er das Fenster der Kajüte, Blanche wandte den Kopf und konnte keinen Augenblick mehr im Zweifel seyn wo sie sich befand. Vor ihr rollten die unermeßlichen grünen Wogen und ein Himmel voll Wolkenschichten senkte sich, wie ein geheimnißvoller Vorhang hinein, und ein frischer, Alles belebender Wind drang in den dumpfen Raum, und führte den durchdringenden, nur dem Meere ganz eigenthümlichen Duft, mit sich.

„Das ist die Nordsee!" sagte heiter der Kapitain, „kommen Sie nur einmal an's Fenster und sehen Sie die muntern Bursche da, zwei junge Delphine, wie sie den Kopf heben, und schnell

untertauchen, gleichsam als spielten sie mit der „Frau Margaretha," wie mit einer alten Bekannten."

„Um Gott!" rief Blanche, die einige Augenblicke nöthig gehabt hatte, ihre ganze Lage zu überdenken. „So bin ich denn nun vom Lande schon abgeschnitten? wir sind auf der Reise? Ihr segelt nach einem fernen Welttheile? O ich leichtsinniges Geschöpf! was soll nun aus mir werden?"

„Sind noch nicht vom Lande abgeschnitten; segeln noch nicht nach einem fernen Welttheile," wiederholte mit beschwichtigendem Tone der wackere Kapitain, „die große Schaluppe tanzt noch unten, und wir können in einer Viertelstunde die Küste erreichen. Habe mich nur vor d[illegible] Hafen gelegt, muß aber selbst noch einmal nach Hamburg, mir alle meine Papiere richtig machen zu lassen."

„Ihr geht nach Hamburg zurück?" rief freudig Blanche, „o so nehmt Ihr mich wohl mit."

„Ja wie denn anders, mein liebes Fräulein," sprach Robinson, „am Bord ist ja doch so Ihres Bleibens nicht — oder wollen Sie etwa mit nach

Bahia oder Laguayra, da geht vorerst meine Reise hin," setzte er scherzend hinzu.

„Gern würd' ich Euch überall folgen, wenn es sich für mein Geschlecht schickte. Ich denke nur mit Schaudern daran, welch einem Schicksal ich hier entgegen gehe," sagte sie seufzend.

„Wo aber soll ich Sie hinbringen?" fragte Robinson. „Wollen Sie so knall und fall wieder bei Herrn Pöckmöser erscheinen? Das scheint mir denn doch nicht gut anzugehen, obgleich ich von dergleichen Dinge gar nichts verstehe. Ich denke da müßte erst eine kleine Einleitung getroffen werden."

„Allerdings," sagte Blanche, „aber wohin können Sie mich bringen, von wo ich unbemerkt von der Welt, Nachrichten aus dem Pöckmöser'schen Hause empfinge, und vielleicht mich meinem Bruder wieder nähern könnte" —

„Ihr Bruder — ja — wie ich Ihnen sagte" — bemerkte Robinson, indem er seufzte.

„Und wenn er wirklich, wie Sie vermuthen, todt wäre," fuhr Blanche düster fort, „so wollte

ich an dem Orte mich so lange verborgen halten können, bis ich meinen Vater von dem entsetzlichen Schicksal seiner Kinder in Kenntniß gesetzt hätte und er mir die nöthigen Mittel zur Rückreise geschickt haben würde. Oh, wie sträubte sich mein Herz gegen alle diese abenteuerlichen Unternehmungen! Mußte ich darum das liebliche Montpellier verlassen, wo ich umgeben war von Liebe, Zärtlichkeit und Achtung, um hier an dieser unwirthlichen Küste als schmähliches Opfer eines fremden Ehrgeizes zu fallen. Unter den blühenden Mandelbäumen, auf dem Gute meines Vaters, hatte ich keine Thränen in den Augen, wie hier, wo ich Alles beweine, Frieden — Jugend — Glück und Ehre!“ —

Sie bedeckte mit ihren zarten Fingern das brennende Augenpaar, das keine Thräne netzte, weil selbst diese Linderung der Armen entzogen war.

„Sie kehren nicht mehr bei mir ein, die milden Thränen,“ jammerte sie, „ich soll trostlos verschmachten.“

Robinson war indeß, auf die Scheiben leise

trommelnd, zum Fenster getreten, theils um nicht die Klage des Mädchens zu hören, weil er eher ein Schiff mit Mann und Maus untergehen, als ein weibliches, schönes Weib weinend sehen konnte. Denn daß Blanche verliebt war, das stand fest bei ihm.

„Hm!“ fing er dann wieder an, indem er sich nach Blanche herumdrehte, „ich wüßte wohl Etwas, aber der Tausend, Sie müssen sich nur nicht daran stoßen, wenn ich Ihnen den Namen nenne. Gut aufgehoben wären Sie dort, wie in Abrahams Schooß. Ich würde Sie noch ganz besonders empfehlen, und ich gelte was im Hause. Was sonst dort vorgeht, das müßte Sie im Uebrigen nicht kümmern.“

Blanche wurde ungeduldig, weil der Kapitain so viel Worte machte.

„Und wie heißt jener Ort, wo Sie mich hinbringen wollen?“ fragte sie.

„Es ist die Hoffnung der Seeleute,“ sprach der Kapitain. „So ein Mittelding von Matrosenkneipe und anständiger Taverne. Aber was mir

den Ort besonders werth macht, ist, daß meine herzliebste Braut dort weilt, und ihr wollt ich Sie empfehlen, und da wären Sie wahrlich trefflich bedient, denn eine edlere Seele, als meine Meta ist, giebt's auf Erden nicht."

„Und glauben Sie, daß ich dort ganz unbemerkt bleiben könnte, bis ich die Antwort meines Vaters erhalten haben werde?" fragte Blanche.

„Es kommen zwar allerhand Leute in die Hoffnung der Seeleute hin," sprach der Kapitain, „selbst der junge Herr Heinrich steckt mit dem Wirthe Harms Hansen zusammen und war schon manchmal dort zu treffen — wenn er Ihnen aber sein grünes Stübchen oben einräumt, und man ihm eisernes Stillschweigen auferlegt, so wird Sie kein Mensch dort entdecken, weil schon Niemand eine Dame von Ihrem Schlage dort vermuthet."

„Dank, tausend Dank!" rief Blanche mit bewegter Stimme, „und wann führen Sie mich dahin?"

„Das kann sogleich geschehen," erwiderte Ro-

binson. „Der Abend ist uns günstig, unbemerkt zur Hoffnung zu gelangen, denn wenn auch dort das tollste Leben losgeht, so kann man doch sicher seyn auf keine Gesichter zu stoßen, die man gern vermeiden möchte, denn in dem Trubel sehen Sie uns nicht.“ —

„O so laßt uns nicht säumen, guter Mann!“ sprach Blanche.

Der Kapitain ging hinaus, um die Dame ungestört das Nothwendigste ihrer Toilette besorgen zu lassen. Es währte nicht lange, so trat sie zu ihm, auf das Verdeck hinaus.

Er gab dem Schiffsvolke einige Befehle, wandte sich dann mit Artigkeit zu Blanche und stieg mit ihr in das große Boot, das mit günstigem Winde und vollen Segeln die Elbe hinanflog. Mit Anbruch der Nacht legten sie hart unter den Pinnasberg an.

„Ziehen Sie die Kapuze über das Gesichtchen, liebes Fräulein,“ sprach Robinson, „und folgen Sie mir nur getrost und ohne Zagen. Erlauben müssen Sie mir aber, Sie oben beim alten Han-

sen, „Du“ zu nennen, sonst macht das Ding zu viel Aufhebens. Er muß nicht anders denken im ersten Augenblicke, als ich hätte mir vor meiner langen Wasserpartyie noch so ein Landvergnügen zugedacht. Müssen's schon nicht für ungut nehmen — wenn ich den alten Kerl allein habe, will ich's ihm schon bedeuten, wen er vor sich hat.“

Blanche that, wie ihr Führer es verlangte, und folgte ihm zitternd, denselben Weg hinan, zur „Hoffnung der Seeleute,“ wo wenige Monate früher, Heinrich seine kleine Gadsalúnah geführt hatte. —

Was hatte sich Alles in diesem kurzen Zeitraum zugetragen? Begebenheiten zwar, von denen die Weltgeschichte keine Meldung thun wird, die aber auf das Schicksal vieler Menschen verderblich einwirkten und, dem Anscheine nach, ganz Glückliche, in hilflos Verscheuchte, Verfolgte, dem Tode Verfallene verwandelt hatten.

Meta machte große Augen, als sie vernahm, der Herr Kapitain Robinson verlange abermals das grüne Stübchen, jedoch nicht für sich, sondern

für ein Frauenzimmer. Vergebens winkte ihr vertraulich unser Seeheld, es wollte nichts fruchten und die hochstämmige, tüchtige Dirne, warf den Mund auf und zürnte ernstlich.

Nach langem Harren endlich gelang es dem Kapitain den Schlüssel zur Stube von ihr zu erhalten, während deß stand Blanche in ihrer Vermummung, in einen Winkel der finstern Diele gedrückt, und hörte unter ängstlichem Herzklopfen dem Lärmen, der trinkenden und tanzenden Gäste zu.

„Na, wo steckst Du!“ schrie der Kapitain, der Verabredung gemäß, und leitete sie nun an der Hand, die Treppen hinauf in das grüne Stübchen, von Meta gefolgt, die lediglich aus einer Anwandelung böser Neugier, das Licht der Magd entrissen hatte und es selbst hinauftrug.

„Hier, mein Fräulein, dürfen Sie sich enthüllen,“ sprach oben angelangt Robinson, „dies hier ist mein braves, liebes Bräutchen, das sich Ihnen zu allem willig und gehorsam bequemen wird.“

Als sie diese Worte vernahm und das bleiche, doch feine und schöne Gesicht der Fremden erblick-

te, taumelte die ehrliche Tochter des Hauses drei Schritte zurück.

Der Kapitain bemühte sich so kurz als möglich sie von allem in Kenntniß zu setzen und sagte dann:

„Jetzt, schöne Dame! beurlauben wir uns, ich und meine Meta, genießen Sie der Ruhe und verscheuchen Sie alle trüben Gedanken. Morgen mit dem Frühesten eile ich zur Stadt, und bis Mittag sehen Sie mich wieder mit Neuigkeiten. der Himmel gebe daß sie gut ausfallen mögen!“

Damit verließ er das Zimmer, während Meta noch mit emsiger Geschäftigkeit, das Bett bereitete, dann die Dame entkleiden half und sich entfernte. Wie sie nun allein war, wich jede freudige Aussicht von Blanche, als könnte sie noch einmal auf Erden glücklich seyn, ihre Hilflosigkeit unter fremden Menschen, trat mit einem Mal graß und starr vor ihr Auge — sie hatte nichts mehr zu hoffen — Alles war für sie verloren. Da senkte sich ein Engel zu ihr vom Himmel gesandt — ihr Herz wurde leichter — sie konnte weinen! — —

4.

Trügerisch nur deckt die äußere Ruhe
Eine Brust, die das Verbrechen drückt.

Mit schwererm Herzen hätte sich unser Robinson nicht nach dem Hause seines Rheders begeben können, selbst wenn Schiff und Ladung durch seine Schuld bei Helgoland gescheitert wären. Dies peinliche Gefühl wuchs je näher er dem Hürter zuschritt und mit einem derben Seemannsfluche, den er unwillig über die fatale Geschichte, vor sich in den Bart brummte, zog er die Klingel.

„Der Herr Senator sey oben," hieß es, und der Kapitain stieg die breite Treppe hinan und klopfte leise an die wohlbekannte Thür.

Es wurde nicht „Herein" gerufen, und er sah sich genöthigt nach wiederholtem Klopfen zu öffnen.

Bleich und mit vom Wachen gerötheten Augen saß der Senator Lauritz Pöckmöser, auf dem türkischen Divan allein im Zimmer, und sah stumm vor sich hin. Mehrere Briefschaften lagen erbrochen vor ihm, das Wasser im Theekessel sprudelte über, unbeachtet, und der brennende Wachsstock, der zum Anzünden der Cigarre dastand, hatte eine lange Schnuppe fallen lassen, die ein Loch in die feine Serviette brannte.

Robinson sah sich genöthigt das Stillschweigen endlich zu brechen.

„Ich bin gekommen, hochweiser Herr," sprach er, „die letzten Connossemente noch zu holen, denn ich liege schon bei Cuxhaven und mit erstem Nordost stech' ich in See."

Pöckmöser blickte in die Höhe, als erwache er so eben aus einem Traume.

„Ach, seyd Ihr's, Robinson?" rief er — „was sagt Ihr zu den neuen Unglücksfällen? Alle Schiffe können glücklich und zur rechten Zeit einlaufen — ihre Ladung kann um hundert Prozent im Preise steigen — und man kann doch bankerott

machen.- Bankerott an häuslichem Glück — an der Ehre — kurz an Allem!“ —

Robinson brachte einen Gemeinplatz als Tröstung stotternd hervor.

„Sprecht nicht so, wackerer Mann,“ fiel ihm der Senator in die Rede. „Ich weiß was Ihr meint — Euere Worte mögen ausdrücken, was sie wollen. Seht — ich bin aber selbst Schuld. Warum gab ich den überspannten Ideen meiner Frau nach. Ist es nicht ein altes Sprüchwort: „was soll uns das Kuckuksey im Neste?“ All unser Unglück kommt von dem Teufelsjungen her, der meiner Blanka so in die Augen stach, daß sie ihn an Sohnes Statt annahm. Und glaubt Ihr — daß der Bursch — es ihr je Dank wissen wollte? Geärgert hat er sie auf Steg und Weg — manche Thräne hat sie um seinetwillen vergossen und mir dann vorlamentirt, daß ich hätte toll werden mögen. Und nun ist das End' vom Liede, daß er aus Neid, blinder Rachsucht — oder was weiß ich — sich so weit vergißt — nein! nein! wie ich Euch sage! ich glaube an Vorherbestimmung —

bei solch einem Schößling, wie der Heinrich war, hilft die sorgfältigste Erziehung nichts — der Galgenvogel schlägt durch!“ —

Entsetzt rief der Kapitain, der hin und her-sann, um die verworrene Rede des Senators sich in gutes Deutsch zu übersetzen — nun aber durch den Namen: Heinrich, mit einem Male Licht bekam: „Wär's möglich? den würdigen Herrn Heinrich, meinen Sie? und was hat er denn verbrochen, daß Sie ihn also schelten? Er — der keinem Kinde was zu Leide thut — und der ganz unverschuldet auf der Reise erkrankte, und nun als Reconvalescent auf der Lüneburger Haide vor lan-ger Weile umkommen kann.“

„So? Lüneburger Haide?“ rief mit bitterm Hohne der Senator, indem ein grünlicher Strahl dabei aus seinem grauen Auge schoß — „wenn er nicht schon im Criminalgefängniß in Altona säße!“ —

„Cri — min — al!?“ — schrie Robinson, indem er zum Tische hinsprang und, sich ganz ver-gessend, beide geballte Fäuste daraufstemmte, und dem Senator ganz nah in's Angesicht glotzte. „Daß

mir Neptunus helfe! habe ich meine Ohren verloren, oder ist Johann Laurits Pöckmöser verrückt und toll worden? Heraus — mit Allem — ich muß es wissen!“

„Je nun, ein wenig Mäßigung könnte nicht schaden, Robinson!“ entgegnete, gelassen sich erhebend, der Senator, „ich weiß daß Ihr den Burschen leiden mochtet, aber demungeachtet ist es ein Taugenichts!“

„Herr Senator,“ sprach, nur mit Mühe an sich haltend, der Kapitain, „Sie haben an Heinrichen Vaterstelle vertreten und ihn zu 'nem Manne gemacht, aber das hat er Ihnen, so wahr mir Neptunus helfe, reichlich vergütet! Er war auf St. Thomas, als das gelbe Fieber wüthete, und hat mit Gefahr seines Lebens über ihr Vermögen gewacht, das daraufgegangen wäre, ohne ihn — und kein Hahn hätte darum gekräht. Er hat drei Jahre mit mir die Welt umschifft, während Sie hier Theater und Bälle besucht haben. und hat sich's sauer und heiß werden lassen; zweimal den Aequator passiren, ist — hol' mich Dieser

und Jener! keine Kleinigkeit. Ich kenn' ihn — und ich lass' mein Leben für ihn! Darum muß mich's giften und boßen, daß ich jetzt höre, wie Sie von ihm sprechen, Herr Senator. Respect hin und Respect her! Aber der Heinrich, den ich drei Jahre lang auf meinem Schiffe gehabt habe, der kann über Nacht kein schlechter Kerl worden seyn, das sag' ich noch und wieder einmal! und dem Heinrich, den ich hier an's Land gesetzt habe, in der Nacht vom Siebenzehnten zum Achtzehnten Dezember, im Angesicht des Pinnasberges, dem kann das Kriminalgericht nichts anhaben, so wahr ich Heimbert Detlev getauft bin, und von meiner jetzigen Reise heimzukehren hoffe und Meta Hansen heirathen will!" —

„Nun — nun — schon gut — schon gut!" sagte der Senator, dem Robinsons Feuer nicht behagte, und der es dennoch nicht für räthlich hielt, eine Autorität gegen ihn geltend zu machen.

„Alle Eure Voraussetzungen entspringen aus Eurem graden Character, und aus der Freundschaft, die Ihr für den Menschen vorgefaßt habt" —

„Den Menschen?“ unterbrach ihn zornig der Kapitain.

„Den Menschen“ — wiederholte Pöckmöser, „ja — denn mein Sohn ist er nicht und ist es nie gewesen. Einer der seinen Nebenmenschen ermordet“ —

„Nein!“ schrie wieder Robinson, „nun wird mir's zu arg! das hätte Heinrich gethan?“

„Wie ich Euch sage“ — fuhr Pöckmöser fort, „er wurde fast auf der That ertappt — der Unglückliche, den sein Dolch nur verwundet, nicht getödtet hatte, hat ihn selbst seinen Mörder genannt. Geht hinaus nach meinem Landhause, und überzeugt Euch selbst — dort liegt der arme Chevalier de Clichette!“ —

„Der Chevalier?“ rief Robinson entsetzt, „und den soll Heinrich ermordet haben? O nichtswürdige Bosheit! schnöde Niederträchtigkeit! Lüge, wie sie kein Teufel schändlicher ersinnen konnte! Heinrich — der krank — funfzehn Meilen von hier“ —

„Heinrich — der gesund — auf dem Land-

hause des alten Peter's" — fiel ihm der Senator in's Wort.

„Er war dort?" fragte bestürzt Robinson.

„Wie denn anders?" erwiderte der Senator, „dort haben ihn ja gleich die Gerichte ergriffen, vom schwersten Verdachte belastet."

„Dort — zur Stelle ergriffen!" brummte der Kapitain. „Wer nur frei darüber sprechen könnte — aber — wer weiß was da aufgerührt wird — und wie man sich damit das Maul verbrennen kann. Je nun" — setzte er dann mit erhobener Stimme hinzu — „der gute alte Gott lebt noch und wird's recht machen!"

„So!" sprach sehr gedehnt der Senator, „nun zieht Ihr auch die Segel ein — nicht wahr? Und wenn Ihr erst alle Umstände wissen würdet, wie sie mir hinterbracht worden sind, da ständen Euch vollends die Haare zu Berge. Weiß der Himmel, was Alles dabei im Spiele war? und wie man den feinen, wohlerzogenen Chevalier dort, zu dem tollen Alten hinausfiloutirt hat, — ich fürchte daß noch sehr garstige Dinge an den Tag kommen werden."

„Haben der Herr Senator den armen Heinrich schon gesprochen?“ fragte Robinson.

„Ich? wo denkt Ihr hin? ich würde mir den Schlag an den Hals ärgern, wenn er mir unter die Augen käme,“ schrie Pöckmöser.

„Und sitzt er denn so ganz ohne Tröstung in seinem Kerker? weiß die Mutter von dem Unglücke?“ fragte der Kapitain weiter.

„Nicht ein Wort“ — erwiderte Pöckmöser. „Das arme Weib ist krank vor Schreck und Kummer. Ist es nicht genug, den auf den Tod verwundeten Schwiegersohn im Hause zu haben, die unglückliche Blanche, die sich in's Wasser stürzte, beweinen zu müssen — und warum that sie das? War nicht auch der Bursche schuld daran?“

„Und was wird denn nun daraus werden sollen?“ fragte Robinson. „Was gedenken der Herr Senator anzufangen in der Sache?“

„Das war's eben, worüber ich dachte, als Ihr eintratet, Kapitain!“ sprach in gemäßigterem Tone Pöckmöser. „Ich kann der Gerechtigkeit ihren Lauf nicht lassen. Eine Verurtheilung des Men-